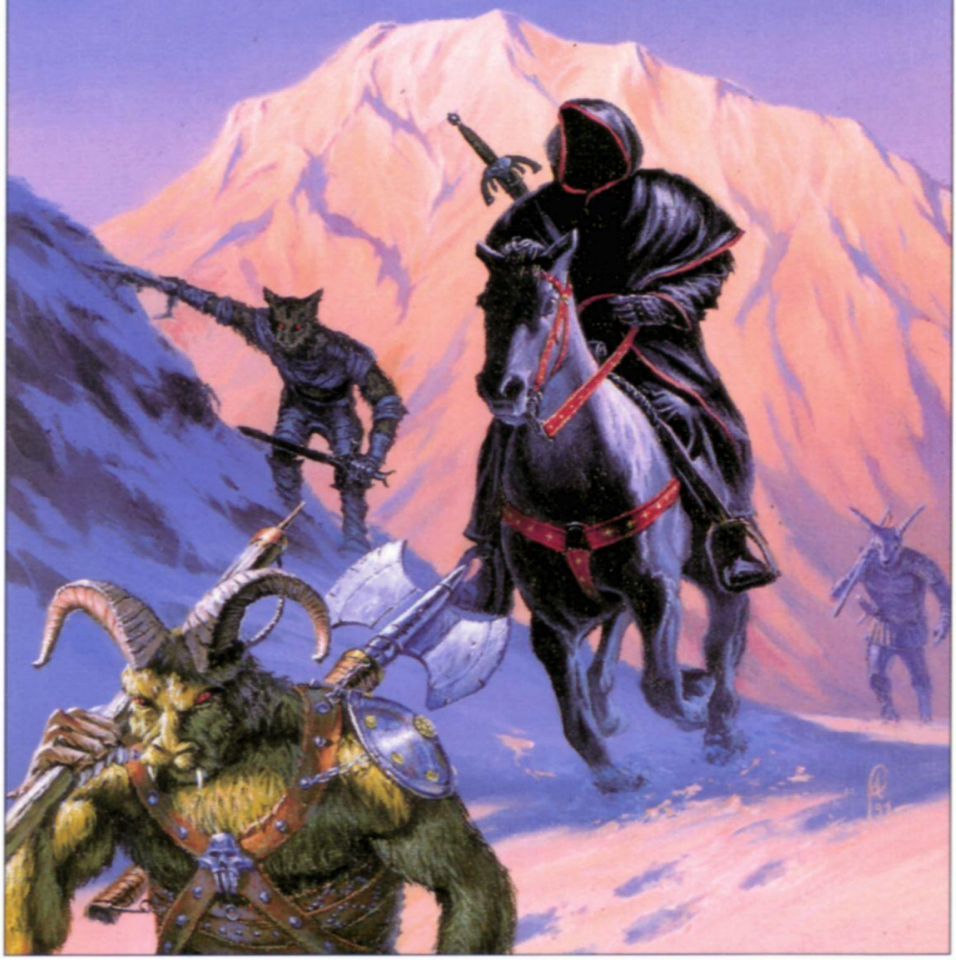
HEYNE BÜCHER

ERSTER ROMAN

Robert Jordan

DAS RAD DER ZEIT

DROHENDE SCHATTEN



Nichtznuts

Drohende Schatten · Das Auge der Welt
Die große Jagd · Das Horn von Valere
Der wiedergeborene Drache

(Weitere Romane in Vorbereitung)

Nur knapp entrinnt der junge Rand al'Thor einem Attentat der Trollocs, blutrünstiger Häscher des Dunklen Königs. Zusammen mit Moiraine, einer magiebegabten Kämpferin des Lichts, verläßt Rand seine Heimat und läuft dem Schicksal geradewegs in die Arme.

»Jordans Werk erinnert in seiner Dichte und Wärme an Tolkien.«
– PUBLISHERS WEEKLY

Von Robert Jordan erschienen in der Reihe
HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY:

Im CONAN-Zyklus:

Conan der Verteidiger · 06/4163
Conan der Unbesiegbare · 06/4172
Conan der Unüberwindliche · 06/4203
Conan der Siegreiche · 06/4232
Conan der Prächtige · 06/4344
Conan der Glorreiche · 06/4345

Das Rad der Zeit:

1. Roman: *Drohende Schatten* · 06/5026
2. Roman: *Das Auge der Welt* · 06/5027
3. Roman: *Die große Jagd* · 06/5028 (in Vorb.)
4. Roman: *Das Horn von Valere* · 06/5029 (in Vorb.)
5. Roman: *Der wiedergeborene Drache* · 06/5030 (in Vorb.)

Weitere Bände in Vorbereitung

Robert Jordan

DROHENDE SCHATTEN

Das Rad der Zeit

Erster Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/5026

Titel der amerikanischen Originalausgabe

EYE OF THE WORLD
1. TEIL

Deutsche Übersetzung von Uwe Luserke
Das Umschlagbild malte Peter Eilhardt
Die Innenillustrationen zeichnete Johann Peterka
Die Karten auf Seite 8, 9, 21 und 262 entwarf Erhard Ringer

12. Auflage

Redaktion: F. Stanya
Copyright © 1990 by Robert Jordan
Die Originalausgabe erschien
bei Tom Doherty Associates, Inc., New York
Copyright © 1993 der deutschen Ausgabe
und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 2001
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Technische Betreuung: M. Spinola
Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Elsnerdruck, Berlin

ISBN 3-453-06579-4

INHALT

PROLOG: Der Drachenberg 6
1. KAPITEL: Eine einsame Straße 19
2. KAPITEL: Fremde 48
3. KAPITEL: Der fahrende Händler 68
4. KAPITEL: Der Gaukler 90
5. KAPITEL: Winternacht 114
6. KAPITEL: Der Westwald 142
7. KAPITEL: Aus dem Wald hinaus 156
8. KAPITEL: Eine sichere Zuflucht 179
9. KAPITEL: Was das Rad sagt 203
10. KAPITEL: Abschied 230
11. KAPITEL: Die Straße nach Taren-Fähre 247
12. KAPITEL: Über den Taren 261
13. KAPITEL: Entscheidungen 282
14. KAPITEL: Zum ›Hirsch und Löwen‹ 311
15. KAPITEL: Fremde und Freunde 335
16. KAPITEL: Die Seherin 371
17. KAPITEL: Beobachter und Jäger 388
18. KAPITEL: Die Straße nach Caemlyn 415
19. KAPITEL: Drohende Schatten 439
20. KAPITEL: Wie Staub im Wind 469
21. KAPITEL: Lausche dem Wind 500
22. KAPITEL: Der eingeschlagene Weg 521
Glossar 530

Der Drachenberg

Der Palast bebte immer noch von Zeit zu Zeit, wenn die Erde grollte, wenn sie aufstöhnte, als wolle sie ableugnen, was doch geschehen war. Balken von Sonnenlicht fielen durch Risse in den Wänden. Staubteilchen, die immer noch in der Luft hingen, glitzerten darin. Brandflecken verunstalteten die Wände, die Decke und den Boden. Breite schwarze Schmierspuren zogen sich über blasenschlagende Farbe und die Blattgoldauflage einst strahlend schöner Wandgemälde. Ruß bedeckte den zerbröckelnden Fries mit den Darstellungen von Menschen und Tieren. Es schien fast, als hätten diese fortzulaufen versucht, bevor der Wahnsinn sich wieder beruhigte. Überall lagen die Toten, Männer, Frauen und Kinder, auf dem Fluchtversuch von Blitzen erschlagen, die jeden Korridor durchzuckten, oder von lauernden Flammen ergriffen, oder in die Steine eingesunken, die Steine des Palastes, die sich, beinahe lebendig, bewegt hatten, gesucht hatten, bis die Stille wiederkehrte. In fremdartig anmutendem Gegensatz dazu standen die farbigen Wandbehänge und Gemälde – alles Meisterwerke –, die völlig unbeschädigt dahingen, außer an Stellen, wo die sich einwölbenden Mauern sie beiseite geschoben hatten. Kunstvoll geschnitzte Möbel, mit Gold und Elfenbein eingelegt, standen unberührt, und nur wenige Möbelstücke waren umgestürzt, als die Böden sich aufgebäumt hatten. Der Wahnsinn hatte auf das Herz gezielt und unwichtige

Dinge übersehen.

Lews Therin Telamon schritt durch den Palast, und wenn sich die Erde aufbäumte, hielt er doch das Gleichgewicht. »Ilyena! Meine Liebste, wo bist du?« Der Saum seines blaßgrauen Umhangs schleifte durch Blut, als er über die Leiche einer Frau sprang, deren goldblonde Schönheit vom Schrecken der letzten Momente ihres Lebens zerstört worden war. Ihre aufgerissenen Augen waren in ungläubigem Staunen erstarrt. »Wo bist du, geliebte Frau? Wo verbergt ihr euch alle?«

Sein Blick erspähte das eigene Abbild in einem Spiegel, der schief an einer aufgeworfenen Marmorwand baumelte. Seine Kleidung hatte einst stattlich gewirkt, grau und golden und purpurfarben, aus feingewebten Tuchen, die Händler von jenseits des Weltmeeres mitgebracht hatten; doch nun war sie zerrissen und schmutzig und genau wie sein Haar und seine Haut von einer dicken Staubschicht bedeckt. Einen Augenblick lang fuhren seine Finger das Symbol auf dem Umhang nach, einen Kreis mit einer weißen und einer schwarzen Hälfte, die durch eine fließende Linie voneinander getrennt waren. Es hatte irgendeine Bedeutung, dieses Symbol. Rasch jedoch schweifte seine Aufmerksamkeit von dem gestickten Kreis ab. Staunend betrachtete er wieder sein Spiegelbild. Ein hochgewachsener Mann, der gerade in die mittleren Jahre gekommen war, einst gutaussehend, doch nun war sein Haar schon eher weiß als braun zu nennen, und das Gesicht war von Überanstrengung und Sorgen zerfurcht. Die dunklen Augen hatten schon viel zu viel gesehen. Lews Therin begann leise zu lachen, dann warf er den Kopf zurück, und sein lautes Gelächter kehrte als Echo aus den unbelebten Hallen zurück.

»Ilyena, meine Liebste! Komm zu mir, mein Weib. Das mußt du sehen!«

Hinter ihm schimmerte die Luft, floß in Wellen ineinander und gebar aus diesem Wirbel einen Mann, der sich umsah und dabei kurz den Mund vor Ekel verzog. Er war nicht so groß wie Lews Therin und ganz in Schwarz gekleidet. Nur der schneeweiße Spitzenkragen um den Hals und der silberne Zierrat an den oben umgeschlagenen hüfthohen Stiefeln stachen aus dem Schwarz hervor. Er schritt vorsichtig durch den Saal und hob sorgfältig den Umhang, damit er die Leichen nicht streifte. Der Boden erzitterte in Nachbeben, aber seine Aufmerksamkeit galt dem Mann, der in den Spiegel starrte und lachte. »Herr des Morgens«, sagte er, »ich bin gekommen, um Euch zu holen.«

Das Lachen brach ab, als sei es nie gewesen, und Lews Therin drehte sich – anscheinend keineswegs überrascht – zu ihm um. »Ach, ein Gast. Habt Ihr eine gute Stimme, Fremder? Es wird bald Zeit, das Singen zu beginnen, und hier sind alle willkommen, die daran teilnehmen möchten. Ilyena, meine Liebste, wir haben einen Gast. Ilyena, wo bist du?«

Die Augen des schwarzgekleideten Mannes weiteten sich, sein Blick huschte hinüber zum Körper der goldblonden Frau und dann zu Lews Therin zurück. »Shai'tan soll Euch holen! Hat Euch denn der Wahn schon so stark ergriffen?«

»Dieser Name. Shai ...« Lews Therin erschauderte und hob eine Hand, als wolle er etwas abwehren. »Ihr dürft diesen Namen nicht erwähnen. Das ist gefährlich.«

»Also erinnert Ihr Euch wenigstens daran. Gefährlich für Euch, Ihr Narr, nicht für mich! Woran erinnert Ihr Euch

noch? Erinnert Euch, Ihr verblendeter Idiot! Ich werde dies alles nicht beenden, wenn Ihr von Ahnungslosigkeit strotzt! Erinnert Euch!«

Einen Augenblick lang betrachtete Lews Therin seine erhobene Hand, fasziniert von den Mustern im Schmutz. Dann wischte er die Hand an dem noch schmutzigeren Umhang ab und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem anderen Manne zu. »Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?«

Der schwarzgekleidete Mann richtete sich arrogant auf. »Einst nannte man mich Elan Morin Tedronai, doch jetzt ...«

»Verräter aller Hoffnung!« Es war nur ein Flüstern von Lews Therin. Erinnerungen regten sich, aber er wandte den Kopf und scheute ihre Berührung.

»Also erinnert Ihr Euch an einiges. Ja, Verräter aller Hoffnung. So bin ich von Menschen genannt worden, so wie sie Euch Drache nannten, aber im Gegensatz zu Euch gefällt mir dieser Name. Sie gaben mir diesen Namen, um mich damit zu beschimpfen, doch ich werde sie dazu bringen, niederzuknien und ihn anzubeten. Was werdet Ihr mit Eurem Namen anfangen? Nach dem heutigen Tag werden die Menschen Euch Brudermörder nennen. Wie findet Ihr das?«

Lews Therin ließ den sorgenvollen Blick durch den zerstörten Saal schweifen. »Ilyena sollte hier sein, um einen Gast willkommen zu heißen«, murmelte er abwesend, und dann erhob er die Stimme. »Ilyena, wo bist du?« Der Boden bebte, der Körper der goldblonden Frau veränderte die Lage, als antworte er auf den Ruf. Seine Augen sahen sie nicht.

Elan Morin verzog das Gesicht. »Schaut Euch nur an«, sagte er verächtlich. »Einst wart Ihr der erste aller Diener.

Einst habt Ihr den Ring von Tamyrlin getragen und auf dem Thron gesessen. Einst habt Ihr die Neun Geißeln der Herrschaft beschworen. Und jetzt? Ein erbärmliches, zerbrochenes Wrack. Aber das ist nicht genug. Ihr habt mich in der Halle der Diener gedemütigt. Ihr habt mich vor den Toren von Paaran Disen besiegt. Aber jetzt bin ich der Größere. Ich werde Euch nicht sterben lassen, ohne Euch das bewußt zu machen. Wenn Ihr sterbt, werden Eure letzten Gedanken das gesamte Wissen um Eure Niederlage erfassen. Ihr werdet begreifen, wie vollständig und endgültig sie ist. Falls ich Euch überhaupt sterben lasse.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, was Ilyena so lange aufhält. Sie wird böse auf mich sein, falls sie glaubt, ich habe einen Gast vor ihr verborgen. Ich hoffe, Ihr unterhaltet Euch gern, denn das liebt sie. Seid gewarnt. Ilyena wird Euch so viel fragen, daß Ihr am Ende alles erzählt, was Ihr wißt.«

Elan Morins Hände verkrampften sich. Mit einer schnellen Bewegung warf er den Mantel zurück. »Wie schade für Euch«, grübelte er laut, »daß keine Eurer Schwestern hier ist. Ich war nie sehr geschickt im Heilen, und nun folge ich einer anderen Macht. Doch selbst eine von ihnen könnte Euch nur ein paar klare Minuten bescheren, falls Ihr sie nicht schon vorher zerstört. Was ich tun kann, wird seinen Zweck auch erfüllen – jedenfalls meinen Zweck.« Sein plötzliches Lächeln hatte einen grausamen Zug. »Ich fürchte nur, die Heilung durch Shai'tan unterscheidet sich von der, die Ihr kennt. Heile, Lews Therin!« Er streckte die Hände aus, und das Licht verdunkelte sich, als läge ein Schatten auf der Sonne.

Schmerz flammte in Lews Therin auf, und er schrie. Der Schrei kam aus den Tiefen seiner Seele, und er konnte ihn

nicht aufhalten. Feuer versengte sein Mark, Säure floß durch seine Adern. Er fiel nach rückwärts, stürzte auf den Marmorboden; sein Kopf schlug auf dem Stein auf und prallte zurück. Sein Herz hämmerte, bemühte sich, aus der Brust herauszuspringen, und mit jedem Pulsschlag durchzuckten ihn neue Flammen. Hilflos verkrampfte er sich, schlug um sich, sein Schädel eine Kugel reinster Todesqual und am Zerbersten. Seine heiseren Schreie hallten durch den Palast.

Langsam, unendlich langsam ließ der Schmerz nach. Das Nachlassen schien tausend Jahre zu dauern, und schließlich zuckte er noch schwach und saugte gierig die Luft durch den wunden Hals. Weitere tausend Jahre schienen zu vergehen, bis er in der Lage war, sich mit Hilfe nachgiebiger Muskeln herumzuwälzen und dann zitternd auf Händen und Knien zu ruhen. Er erblickte die goldhaarige Frau, und der Schrei, den er bei diesem Anblick ausstieß, stellte alles in den Schatten, was er vorher von sich gegeben hatte. Er torkelte, dem Fallen nahe, und kroch schließlich gebrochen über den Boden hin zu ihr. Er benötigte jedes bißchen Kraft, um sie in die Arme zu nehmen. Seine Hände zitterten, als er ihr das Haar aus dem erstarrten Gesicht strich.

»Ilyena! Um des Lichts willen, Ilyena!« Sein Körper krümmte sich schützend um den ihren. Sein Weinen endete in den gequälten Schreien eines Mannes, der nichts mehr besaß, wofür es sich zu leben lohnte. »Ilyena, nein! *Nein!«*

»Ihr könnt sie zurückhaben, Brudermörder. Der Große Herr der Dunkelheit kann sie wieder zum Leben erwecken, wenn Ihr ihm dafür dient. Wenn Ihr mir dient.«

Lews Therin hob den Kopf, und der schwarzgekleidete Mann trat vor seinem Blick unwillkürlich einen Schritt

zurück. »Zehn Jahre, Verräter«, sagte Lews Therin leise. Es klang so sanft wie das Ziehen einer Stahlklinge. »Zehn Jahre lang hat Euer verderbter Herr die Welt gepeinigt. Und nun das. Ich werde ...«

»Zehn Jahre! Ihr seid ein bemitleidenswerter Narr! Dieser Krieg hat keine zehn Jahre gedauert, sondern währt von Beginn der Zeit. Ihr und ich haben tausend Schlachten geschlagen, solange sich das Rad dreht, und wir werden weiterkämpfen, bis selbst die Zeit stirbt und der Schatten triumphiert!« Er endete schreiend und mit erhobener Faust, und diesmal war es an Lews Therin, zurückzutreten und angesichts der glühenden Augen des Verräters tief durchzuatmen.

Vorsichtig legte Lews Therin Ilyena nieder. Seine Finger streichelten ihr sanft über das Haar. Tränen ließen seine Sicht verschwimmen, als er so dastand, aber seine Stimme klang wie gefrorenes Eisen. »Für das, was Ihr sonst noch getan habt, Verräter, kann es keine Vergebung geben, doch für Ilyenas Tod werde ich Euch zerstören, so daß selbst Euer Herr Euch nicht mehr zum Leben erwecken kann. Bereitet Euch vor ...«

»Erinnert Euch, Ihr Narr! Denkt an Euren aussichtslosen Angriff auf den Großen Herrn der Dunkelheit! Denkt an seinen Gegenschlag! Erinnert Euch! Selbst jetzt noch zerreißen die Hundert Gefährten die Welt, und jeden Tag schließen sich ihnen hundert weitere Männer an. Wessen Hand tötete Ilyena Sonnenhaar, Brudermörder? Nicht meine. Nicht meine. Wessen Hand streckte jeden nieder, der auch nur einen Tropfen Eures Blutes in sich trug, jeden, der Euch liebte, jeden, den Ihr liebtet? Nicht meine Hand, Brudermörder. Nicht meine Hand. Erinnert Euch und erkennt den Preis, den Ihr zahlt, weil Ihr Euch gegen

Shai'tan stelltet!«

Ein plötzlicher Schweißausbruch hinterließ Rinnen im Staub und Schmutz auf Lews Therins Gesicht. Er erinnerte sich, eine verschleierte Erinnerung, als träume er von einem Traum, doch er wußte, es war die Wahrheit.

Sein Aufheulen prallte gegen die Wände, das Aufheulen eines Mannes, der entdeckt hatte, daß seine Seele durch ihn selbst der Verdammnis anheimgestellt wurde, und er zerkratzte sich das Gesicht, als wolle er den Anblick dessen herausreißen, was er getan hatte. Wohin er auch blickte, seine Augen sahen die Toten. Zerfetzt waren sie oder zerbrochen oder verbrannt oder halb von Stein verschlungen. Überall leblose Gesichter, die er kannte, die er liebte. Alte Diener und Freunde aus seiner Kinderzeit, treue Gefährten in den langen Jahren des Kampfes. Und seine Kinder. Seine eigenen Söhne und Töchter; wie zerbrochene Puppen lagen sie verdreht da, ihr Spiel war für immer beendet. Alle von seiner Hand getötet. Die Gesichter seiner Kinder klagten ihn an. Die leeren Augen fragten: Warum? Und seine Tränen waren keine Antwort darauf. Das Lachen des Verräters geißelte ihn, erstickte sein Aufheulen. Er konnte die Gesichter nicht ertragen, nicht den Schmerz. Er konnte nicht länger bleiben. Verzweifelt griff sein Geist nach der Wahren Quelle, nach dem vom Bösen gezeichneten *Saidin*, und er begab sich fort.

Das Land um ihn herum war flach und leer. In der Nähe rauschte träge ein Fluß, breit und gerade, aber er fühlte, daß es auf Hunderte von Meilen keine Menschen gab. Er war allein, so allein ein Mann nur sein konnte, während er noch lebte, doch den Erinnerungen konnte er nicht entkommen. Die Augen verfolgten ihn durch die endlosen Höhlen

seines Geistes. Er konnte sich nicht vor ihnen verstecken. Die Augen seiner Kinder. Ilyenas Augen. Tränen glitzerten ihm auf den Wangen, als er das Gesicht dem Himmel zuwandte.

»Licht, vergib mir!« Er glaubte nicht, daß er Vergebung erhalten könne. Nicht für das, was er getan hatte. Doch er schrie es trotzdem in den Himmel hinein, bettelte um etwas, an dessen Gewährung er nicht glaubte. »Licht, vergib mir!«

Er stand immer noch mit *Saidin* in Verbindung, der männlichen Hälfte der Macht, die das Universum antrieb, die das Rad der Zeit drehte, und er fühlte den öligen Schmutz, der ihre Oberfläche befleckte, die Verderbnis, die der Gegenschlag des Schattens darüber gebracht hatte, die Verderbnis, die die Welt zum Untergang verurteilte. Seinetwegen. Weil er in seiner Verblendung geglaubt hatte, Menschen könnten es dem Schöpfer gleichtun, könnten zusammenfügen, was der Schöpfer erschaffen und was sie zerbrochen hatten. Das hatte er in seinem Stolz geglaubt.

Tief zog er Kraft aus der Wahren Quelle und dann noch einmal, wie ein Verdurstender. Schnell hatte er mehr von der Einen Macht in sich aufgesogen, als er ohne Hilfe handhaben konnte; seine Haut schien zu brennen. Er nahm alle Kraft zusammen und versuchte, noch mehr aufzunehmen, versuchte, alles aufzunehmen.

»Licht, vergib mir! Ilyena!«

Die Luft verwandelte sich in Feuer, das Feuer in verflüssigtes Licht. Der Blitz, der vom Himmel herabzuckte, hätte jedes Auge versengt und geblendet, das ihn auch nur einen Moment lang erblickte. Er fuhr aus dem Himmel hernieder, flammte durch Lews Therin Telamon hindurch und bohrte sich in die Eingeweide der Erde. Seine

Berührung verwandelte Stein in Dampf. Die Erde zuckte und erzitterte wie ein lebendes Wesen im Todeskampf. Der leuchtende Balken vom Himmel existierte nur einen Herzschlag lang, verband Erde und Himmel, doch auch nachdem er verschwunden war, wölbte sich die Erde auf wie ein Meer im Sturm. Geschmolzener Fels spritzte hundert Spannen hoch in die Luft, und der stöhnende Boden erhob sich und schob den brennenden Springbrunnen weiter hoch, immer höher. Aus dem Norden und. Süden, aus dem Osten und Westen heulte der Wind heran, brach Bäume wie kleine Äste entzwei, kreischte und pfiff, als wolle er den wachsenden Berg himmelwärts drücken. Dem Himmel entgegen.

Schließlich erstarb der Wind, die Erde beruhigte sich und murmelte nur noch zitternd vor sich hin. Von Lews Therin Telamon war nichts geblieben. Wo er gestanden hatte, erhob sich nun, auf Meilen in den Himmel, ein Berg. Aus dem zerfetzten Gipfel quoll immer noch dünnflüssige Lava. Der breite gerade Fluß war in einer Kurve vom Berg weggeschoben worden und teilte sich unweit davon. In der Mitte war eine lange Insel entstanden. Der Schatten des Bergs erreichte beinahe die Insel; er lag dunkel wie die drohende Hand der Prophezeiung über dem Land. Eine Zeitlang war nur das dumpfe protestierende Grollen der Erde zu hören.

Auf der Insel schimmerte die Luft und zog sich zu einem Wirbel zusammen. Der schwarzgekleidete Mann stand da und betrachtete den feurigen Berg, der sich aus der Ebene erhob. Sein Gesicht verzog sich vor Wut und Verachtung. »Du kannst nicht so leicht entkommen, Drache. Wir sind noch nicht fertig miteinander. Es ist erst zu Ende, wenn alle Zeiten enden.«

Dann war er weg, und Berg und Insel ruhten einsam. Warteten.

Und der Schatten fiel über das Land,
und die Welt wurde Stein um Stein zerrissen.
Die Meere flohen, und die Berge wurden verschluckt,
und die Staaten wurden in die acht Ecken
der Welt verstreut. Der Mond war wie Blut, und die
Sonne war wie Asche. Die Meere kochten,
und die Lebenden beneideten die Toten. Alles war
zerschlagen und bis auf die Erinnerung verloren,
und eine Erinnerung stand über allem: an ihn, der den
Schatten gebracht und die Zerstörung der Welt ver-
ursacht hatte. Und ihn nannten sie Drache.

Aus: *Aleth nin Taerin alta Camora,*
der Zerstörung der Welt
(Autor unbekannt, Viertes Zeitalter)

Und es geschah in jenen Tagen, wie es zuvor
geschehen war und wieder geschehen würde, daß die
Dunkelheit schwer auf dem Land lag und die
Herzen der Menschen beschwerte und die grünen
Dinge verblichen und die Hoffnung starb.
Und die Menschen riefen ihren Schöpfer und sagten:
O Licht des Himmels, Licht der Welt, laßt den
Berg den Verheißenen gebären, wie es die
Prophezeiung sagte, so wie er in vergangenen
Zeitaltern geboren wurde und in späteren geboren.
werden wird. Laßt den Prinz des Morgens
zum Land singen, so daß grüne Dinge wachsen und
die Täler Lämmer hervorbringen. Laßt den Arm
des Herren der Dämmerung uns Schutz vor dem
Dunkel gewähren und das große Schwert der
Gerechtigkeit uns verteidigen. Laßt den Drachen

wieder auf den Winden der Zeit fliegen.

Aus: *Charal Drianaan te Calamon,*
dem Zyklus des Drachen
(Autor unbekannt, Viertes Zeitalter)

KAPITEL 1

Eine einsame Straße

Das Rad der Zeit dreht sich, Zeitalter kommen und gehen und hinterlassen Erinnerungen, die zu Legenden werden. Legenden verblassen zu Mythen, und selbst die sind längst vergessen, wenn das Zeitalter wiederkehrt, das an ihrem Ursprung stand. In einem dieser Zeitalter, manche nennen es das Dritte Zeitalter, das einst kommen wird, das schon lange vergangen ist, erhob sich ein Wind in den Verschleierten Bergen. Der Wind stand nicht am Beginn. Es gibt keinen Beginn und kein Ende, wenn sich das Rad der Zeit dreht. Doch zumindest setzte der Wind etwas in Bewegung.

Unter den ewigen Wolkendecken der Gipfel, die dem Gebirge den Namen gaben, wurde er geboren, und von dort aus wehte der Wind nach Osten über die Sandhügel hinaus, die einst am Ufer eines großen Meeres gelegen hatten, damals, vor der Zerstörung der Welt. Dann stürzte er sich hinunter ins Land der Zwei Flüsse, in den verfilzten Forst, den man Westwald nannte, und beutelte zwei Männer, die neben ihrem Pferdekarren eine steinige Straße hinunterschritten. Haldenstraße nannte man sie. Obwohl der Frühling schon seit mehr als einem Monat fällig war, trug der Wind eine eisige Kälte mit sich, die eher auf Schnee schließen ließ.

Windstöße klebten Rand al'Thor den klatschnassen Umhang an den Rücken, peitschten ihm den erdbraunen Wollstoff gegen die Beine und ließen ihn hinter ihm

herflattern. Er wünschte sich einen schwereren Mantel. Oder hätte er wenigstens noch ein Hemd übergezogen! Jedes zweite Mal, wenn er versuchte, den Umhang wieder um sich zu ziehen, blieb er an dem Köcher hängen, der ihm an der Hüfte hing. Zu versuchen, den Umhang mit einer Hand festzuhalten, brachte auch nicht viel; in der anderen hielt er seinen Bogen, auf dem schußbereit ein Pfeil lag.

Als eine besonders starke Bö ihm den Saum des Umhangs aus der Hand riß, blickte er über den Rücken der zerzausten braunen Stute zu seinem Vater hinüber. Er kam sich wohl selbst ein wenig kindisch vor, daß er sich vergewissern wollte, ob Tam noch da war, aber an einem solchen Tag war ihm eben danach. Der Wind heulte bei jeder Bö, aber davon abgesehen lag eine schwere Stille über dem Land. Im Vergleich dazu klang das sanfte Quietschen der Achse geradezu laut. Kein Vogel sang im Wald, und auf den Zweigen keckerte kein einziges Eichhörnchen. Allerdings – bei dieser Art von Frühling konnte er das auch nicht erwarten.

Nur solche Bäume, die auch im Winter ihre Nadeln oder Blätter nicht verloren, zeigten jetzt etwas Grün. Triebe der Brombeeren vom letzten Jahr zogen sich netzartig über die Felsausläufer unter den Bäumen. Unter den wenigen Kräutern herrschten die Brennesseln vor; der Rest gehörte meist zu den Sorten mit scharfen Stacheln oder spitzen Dornen, oder es war Stinkkraut, das auf den unachtsamen Stiefeln, die es zertraten, einen fauligen Gestank hinterließ. Dort, wo dichte Baumgruppen tiefen Schatten warfen, lagen verstreut noch einzelne weiße Schneereste. Wo der Sonnenschein durchbrach, hatte er weder Kraft noch Wärme. Die blasse Sonne hing über den Bäumen im Osten, doch ihr Licht war von Dunkel durchsetzt, als habe es sich

mit den Schatten vermischt. Es war ein unangenehmer Morgen, gut geeignet für trübe Gedanken.

Gedankenverloren berührte er die Kerbe des Pfeils; er war bereit, ihn in einer fließenden Bewegung an seine Wange zu ziehen, so wie Tam es ihn gelehrt hatte. Der Winter hatte die Bauernhöfe schwer genug getroffen, schlimmer, als selbst die ältesten ihrer Bewohner es früher schon einmal erlebt hatten, doch in den Bergen mußte er noch härter zugeschlagen haben, wenn man die Anzahl der Wölfe in Betracht zog, die es hinunter ins Gebiet der Zwei Flüsse getrieben hatte. Die Wölfe raubten Schafe von den Koppeln und nagten sich ihren Weg in Scheunen und Ställe, um an das Vieh und die Pferde heranzukommen. Auch Bären waren hinter den Schafen her, in dieser Gegend, wo man jahrelang keine Bären mehr gesichtet hatte. Man war nach Einbruch der Dunkelheit draußen nicht mehr sicher. Menschen waren genauso oft die Beute wie Schafe, und die Sonne mußte dazu noch nicht einmal untergegangen sein.

Tam schritt gleichmäßig auf der anderen Seite Belas dahin, benutzte seinen Speer als Wanderstock und achtete nicht auf den Wind, obwohl sein brauner Umhang wie eine Flagge hinter ihm herflatterte. Von Zeit zu Zeit berührte er ganz leicht die Flanke der Stute, um sie zum Weitergehen aufzufordern. Mit seinem kräftigen Oberkörper und dem breiten Gesicht wirkte er an diesem Morgen wie ein Stützpfeiler der Wirklichkeit, wie ein Stein inmitten eines fließenden Traums. Es hatten sich zwar Falten in die sonnenverbrannten Wangen eingegraben, und in seinem Haar war nur noch strähnenweise Schwarz unter dem Grau zu erkennen, doch er wirkte so kraftvoll, als könne eine Flutwelle über ihn hinweg rauschen, ohne ihm die Füße

wegzureißen. Teilnahmslos stapfte er die Straße entlang. Sein Ausdruck machte klar: Wölfe und Bären hin oder her, ein Schäfer mußte natürlich aufpassen, aber es war gesünder für sie, wenn sie nicht versuchten, Tam al'Thor auf seinem Weg nach Emondsfeld aufzuhalten.

Ein wenig schuldbewußt angesichts seiner Unaufmerksamkeit wandte sich Rand wieder der Straßenseite zu, die er unter Beobachtung halten mußte. Tams selbstverständlich aufmerksame Art hatte ihn daran erinnert. Er war einen Kopf größer als sein Vater, größer auch als jeder andere in der Gegend, und wenig an ihm erinnerte an Tam – höchstens vielleicht die breiten Schultern. Graue Augen und ein rötlicher Farbton im Haar stammten von der Mutter, erklärte Tam. Sie war Ausländerin gewesen, und Rand konnte sich nur noch schwach an sie erinnern, abgesehen von ihrem lächelnden Gesicht. Er legte jedes Jahr Blumen auf ihr Grab: an Bel Tine im Frühling und am Sonnentag im Sommer.

Zwei kleine Fässer von Tams Apfelschnaps lagen im dahinholpernden Karren, dazu acht größere Fässer mit Apfelmost, gerade einen Winter alt. Tam lieferte diese Sachen jedes Jahr an die Weinquellen-Schenke, um sie zu Bel Tine auszuschenken, und er hatte erklärt, es brauche schon mehr als nur Wölfe oder kalten Wind, um ihn in diesem Frühjahr davon abzuhalten. Sie waren sowieso schon seit Wochen nicht mehr im Dorf gewesen. Selbst Tam zog in diesen Zeiten nicht mehr viel durch die Gegend. Aber er hatte in bezug auf den Schnaps und den Most sein Wort gegeben, und das hielt er, selbst wenn er erst am allerletzten Tag vor dem Fest eintreffen sollte. Es war wichtig für Tam, sein Wort zu halten. Rand war froh, daß er auf diese Art vom Hof wegkam, und noch mehr

freute er sich auf Bel Tine.

Als Rand seine Straßenseite beobachtete, wuchs in ihm das Gefühl, beobachtet zu werden. Für eine Weile bemühte er sich, das Gefühl beiseite zu schieben. Zwischen den Bäumen bewegte sich nichts, und kein Laut war zu hören, außer dem Aufheulen des Winds. Aber das Gefühl blieb nicht nur, es verstärkte sich. Die Haare auf seinen Armen stellten sich auf; seine Haut prickelte, als jucke ihre Innenseite.

Verwirrt nahm er den Bogen in die andere Hand, rieb sich die Arme und sagte sich, er müsse aufhören, sich Dinge einzubilden. Gar nichts befand sich im Wald auf dieser Straßenseite, und gäbe es auf der anderen Seite etwas, dann hätte Tam ihm das gesagt. Er blickte über die Schulter zurück – und zwinkerte. Nicht weiter als zwanzig Spannen entfernt die Straße hinunter folgte ihnen eine verhüllte Figur auf einem Pferd. Pferd und Reiter wirkten gleich: schwarz, matt, unauffällig.

Mehr oder weniger aus Gewohnheit ging er neben dem Karren rückwärts weiter, während er beobachtete. Der Mantel bedeckte den Reiter bis hinunter zu den Stiefelschäften, und die Kapuze war über das Gesicht gezogen, so daß kein Teil seines Körpers sichtbar war. Ganz nebenher fiel Rand auf, daß mit diesem Reiter etwas nicht stimmte, doch es war vor allem die dunkle Öffnung der Kapuze, die ihn fesselte. Er konnte nur vage Umrisse eines Gesichts erkennen, aber er fühlte, daß er dem Reiter geradewegs in die Augen sah. Und er konnte den Blick nicht abwenden. Übelkeit stieg ihm vom Magen auf. Er sah nur den Schatten in der Kapuze, doch er fühlte den Haß genauso beißend, als ob er in ein verzerrtes Gesicht blickte, Haß auf alles, was lebte. Und ihm vor allem galt dieser

Haß, ihm mehr als allem anderen auf der Welt.

Plötzlich blieb er mit der Ferse an einem Stein hängen und stolperte. Naturgemäß verlor er den dunklen Reiter aus dem Blickfeld. Sein Bogen fiel auf die Straße, und nur eine schnell ausgestreckte Hand, die Belas Geschirr packte, bewahrte ihn davor, platt auf den Rücken zu plumpsen. Mit überraschtem Schnauben blieb die Stute stehen und drehte den Kopf, um zu sehen, wer sie gefangen hatte. Tam zog die Augenbrauen hoch und sah über Belas Rücken zu ihm herüber. »Bist du in Ordnung, Junge?«

»Ein Reiter«, sagte Rand atemlos, während er sich aufrichtete. »Ein Fremder folgt uns.«

»Wo?« Der ältere Mann hob seinen Speer mit der breiten Blattspitze und spähte aufmerksam zurück. »Dort, die Straße hin ...« Rands Worte verloren sich, als er sich umdrehte, um auf den Verfolger zu deuten. Die Straße hinter ihnen war leer. Ungläubig schweifte sein Blick über den Wald zu beiden Seiten der Straße. Die Bäume mit ihren kahlen Ästen boten kein Versteck, und doch konnte er keine Spur von Pferd oder Reiter erkennen. Er bemerkte den fragenden Blick seines Vaters. »Er war dort. Ein Mann mit einem schwarzen Mantel auf einem schwarzen Pferd.«

»Ich zweifle ja nicht an deinen Worten, Junge, aber wo ist er jetzt?«

»Ich weiß nicht. Aber er war da.« Er hob schnell Bogen und Pfeil auf und überprüfte hastig die Bespannung, bevor er den Pfeil wieder einlegte und den Bogen zur Probe halb spannte. Dann ließ er die Sehne zurückschnellen. Es gab kein Ziel, worauf er hätte anlegen können. »Wirklich.«

Tam schüttelte den ergrauten Kopf. »Wenn du es sagst, Junge ... Dann komm mit. Ein Pferd hinterläßt sogar auf diesem Boden Hufspuren.« Er bewegte sich auf das hintere

Ende des Karrens zu. Sein Umhang flatterte im Wind. »Wenn wir die finden, dann wissen wir genau, daß er hier war. Wenn nicht ... Na ja, es gibt schon Tage, an denen ein Mann seine Einbildungen hat.«

Plötzlich fiel Rand ein, was an dem Reiter nicht gestimmt hatte, abgesehen von der Tatsache, daß er sich überhaupt hier befunden hatte. Der Wind, der Tam und ihn beutelte, hatte nicht einmal eine Falte des schwarzen Mantels bewegt. Rands Mund war plötzlich wie ausgetrocknet. Er mußte sich das eingebildet haben. Sein Vater hatte recht; dieser Morgen war dazu angetan, die Phantasie eines Mannes zu kitzeln. Und dennoch glaubte er das nicht. Nur, wie sollte er seinem Vater beibringen, daß der Mann, der sich offensichtlich in Luft aufgelöst hatte, einen Mantel trug, den der Wind nicht berührte?

Mit sorgenvoller Miene spähte er in den Wald, der sie umgab. Er wirkte auf ihn anders als je zuvor. Seit er laufen konnte, hatte er im Wald gespielt. Da waren die Teiche und Bäche im Flußwald, jenseits der letzten Bauernhöfe von Emondsfeld, in denen er schwimmen gelernt hatte. Er hatte die Sandhügel erforscht – manche im Gebiet der Zwei Flüsse meinten, das bringe nur Unglück –, und einmal war er sogar bis zum Fuß der Verschleierten Berge marschiert, zusammen mit seinen besten Freunden, Mat Cauthon und Perrin Aybara. Das war viel weiter, als die meisten Leute aus Emondsfeld jemals kamen. Für die war eine Reise ins nächste Dorf, nach Wachhügel hinauf oder hinunter nach Devenritt, schon ein großes Ereignis. Nirgendwo war er auf einen Ort gestoßen, der ihm Angst einjagte. Heute jedoch war der Westwald nicht der gleiche Ort wie jener, an den er sich erinnerte. Ein Mann, der so plötzlich verschwinden konnte, mochte ebenso plötzlich wieder auftauchen,

vielleicht sogar direkt neben ihm.

»Nein, Vater, es ist nicht nötig.« Als Tam überrascht stehenblieb, verbarg Rand sein Erröten, indem er sich die Kapuze tiefer ins Gesicht zog. »Du hast wahrscheinlich recht. Es hat keinen Zweck, nach etwas zu suchen, das gar nicht da ist, erst recht nicht, wenn wir die Zeit nutzen, um weiter zum Dorf zu gehen und weg von diesem Wind.«

»Ich hätte schon gern eine Pfeife geraucht«, sagte Tam langsam, »und irgendwo, wo es warm ist, einen Krug Bier geleert.« Übergangslos grinste er breit. »Und ich schätze, du willst Egwene gern wiedersehen.«

Rand brachte nur ein schwaches Lächeln zustande. Im Augenblick stand die Tochter des Bürgermeisters so ziemlich am Ende seiner Dringlichkeitsliste. Er konnte nicht noch mehr Verwirrung gebrauchen. Das letzte Jahr über hatte sie ihn in steigendem Maße nervös gemacht, immer wenn sie zusammen waren. Was noch schlimmer war: Sie schien es nicht einmal zu bemerken. Nein, er wollte ganz bestimmt nicht auch noch an Egwene denken müssen.

Er hoffte, sein Vater hätte nicht bemerkt, daß er Angst hatte, als Tam sagte: »Denk an die Flamme, Junge, und an das Nichts.«

Es war eine eigenartige Übung, die Tam ihn gelehrt hatte. Konzentriere dich auf eine einzelne Flamme und leere all deine Leidenschaften dort hinein – Angst, Haß, Wut –, bis dein Verstand leer ist. Werde eins mit dem Nichts, riet Tam, und du kannst alles erreichen. Niemand sonst in Emondsfeld sagte so etwas. Aber Tam gewann jedes Jahr den Bogenschützenwettbewerb zum Bel Tine mit seiner Flamme und seinem Nichts. Rand glaubte, dieses Jahr habe auch er Aussicht auf eine gute Plazierung,

wenn er es fertigbrachte, sich auf das Nichts zu konzentrieren. Daß Tam das Gespräch ausgerechnet jetzt darauf brachte, bedeutete, daß er es bemerkt *hatte*, doch er sagte nicht mehr dazu.

Tam schnalzte Bela zu, und sie setzte sich wieder in Bewegung. Sie nahmen ihre Reise wieder auf; der ältere Mann schritt einher, als sei nichts Ungewöhnliches geschehen und als drohe ihnen nichts Schlimmes. Rand hätte es ihm gern gleichgetan. Er bemühte sich, seinen Verstand zu leeren, aber das Nichts entschlüpfte ihm immer wieder, und statt dessen erschien ihm das Bild des schwarzgekleideten Reiters.

Er wollte so gern glauben, Tam habe recht, er habe sich den Reiter nur eingebildet, doch er erinnerte sich gerade an das Gefühl des Hasses besonders klar. Da war jemand gewesen. Und dieser Jemand war ihm böse gesinnt. Er blieb nicht stehen, um sich umzusehen, bis die strohgedeckten Häuser von Emondsfeld mit ihren spitzen Giebeln sie umgaben.

Das Dorf lag nahe am Westwald. Der Wald wurde immer lichter, und die letzten Bäume standen bereits zwischen den stabil gebauten Holzhäusern. Der Boden fiel sanft nach Osten zu ab. Auch dort gab es kleine Waldstücke. Bauernhöfe, von Hecken eingerahmte Felder und Weideflächen bedeckten das Land jenseits des Dorfes bis hin zum Wasserwald und seinem Gewirr von Bächen und Teichen. Nach Westen zu war das Land genauso fruchtbar, und in den meisten Jahren wirkten die Weiden üppig. Doch im Westwald fand man nur eine Handvoll Bauernhöfe. Und auch diese verschwanden schließlich bereits Meilen vor den Sandhügeln und noch weiter vor den Verschleierten Bergen, die sich über den Baumwipfeln

des Westwalds erhoben, fern, doch von Emondsfeld aus deutlich sichtbar. Manche sagten, das Land sei zu steinig – als ob es nicht überall in den Zwei Flüssen Steine gegeben hätte –, und andere behaupteten, das Land dort bringe Unglück. Ein paar murmelten, es habe keinen Sinn, näher als nötig zu den Bergen hin zu ziehen. Aus welchen Gründen auch immer – jedenfalls unterhielten nur die widerstandsfähigsten Männer im Westwald Bauernhöfe.

Kleine Kinder und Hunde hüpften in jubelnden Horden um den Karren herum, sobald er die erste Häuserzeile hinter sich gebracht hatte. Bela trottete geduldig weiter und achtete nicht auf die schreienden Kinder, die vor ihrer Nase herumkugelten, Fangen spielten und Reifen vor sich her trieben. In den letzten Monaten hatten die Kinder wenig gespielt oder gelacht. Selbst als das Wetter freundlich genug geworden war, daß die Kinder draußen spielen konnten, hatte die Angst vor Wölfen sie im Haus festgehalten. Es schien, mit dem Näherkommen von Bel Tine hatten sie auch wieder Spielen gelernt.

Das Fest hatte genauso seine Auswirkungen auf die Erwachsenen. Die breiten Fensterläden waren geöffnet, und in fast jedem Haus stand die Hausfrau an einem Fenster, die Schürze umgebunden und die zu langen Zöpfen geflochtenen Haare hochgesteckt und in ein Tuch eingebunden, schüttelte Bettücher aus oder hängte Matratzen über die Fenstersimse. Ob nun junges Grün auf den Bäumen wuchs oder nicht, keine Frau würde Bel Tine erleben, ohne vorher ihren Frühjahrsputz erledigt zu haben. In jedem Hof hingen Läufer an gespannten Leinen, und Kinder, die nicht schnell genug gewesen und zum Spielen auf die Straße gerannt waren, ließen ihren Verdruß mit Korbklopfern an den Teppichen aus. Auf den Dächern

kletterten die Hausherren herum, überprüften die Strohbündel auf Winterschäden und überlegten, ob sie den alten Cenn Buie, den Dachdecker, rufen mußten.

Mehrmals blieb Tam stehen, um sich mit dem einen oder anderen Mann kurz zu unterhalten. Da er und Rand die Farm wochenlang nicht mehr verlassen hatten, wollte jeder von ihnen wissen, wie die Lage da draußen sei. Nur wenige Männer aus dem Westwald waren ins Dorf gekommen. Tam erzählte von den Schäden, die die Winterstürme angerichtet hatten, nach jedem Sturm schlimmer, und von totgeborenen Lämmern, von braunen Feldern, wo die Saat aufgehen oder das Weidegras sprießen sollte, von Rabenschwärmen, wo in früheren Jahren Singvögel genistet hatten. Bittere Themen, wenn außenherum die Vorbereitungen für Bel Tine getroffen wurden, und viele Köpfe wurden geschüttelt. Es war überall das gleiche.

Die meisten Männer zuckten die Achseln und sagten: »Tja, wir werden's überleben, so das Licht will.« Einige grinsten und fügten hinzu: »Und wenn das Licht nicht will, werden wir trotzdem überleben.«

Das war die Art der meisten Zwei-Flüsse-Leute. Menschen, die zusehen mußten, wie der Hagel ihre Ernte vernichtete oder Wölfe ihre Lämmer rissen, und die von vorn anfangen mußten, gaben nicht so leicht auf, sooft das Schicksal auch zuschlagen mochte. Die meisten derjenigen, die aufgegeben hatten, waren schon lange weg.

Tam hätte wegen Wit Congar nicht angehalten, wenn der Mann nicht auf die Straße getreten wäre, so daß sie halten mußten, sonst hätte Bela ihn überfahren. Die Congars und die Coplins (die beiden Familien hatten so oft untereinander geheiratet, daß niemand mehr wußte, wo die eine Familie endete und die andere begann) waren von

Wachhügel bis Devenritt und vielleicht sogar bis hin zur Taren-Fähre als Nörgler und Unruhestifter bekannt.

»Ich muß das zu Bran al'Vere bringen, Wit«, sagte Tam und deutete mit einem Kopfnicken auf die Fässer im Karren, doch der hagere Mann blieb mit saurem Gesichtsausdruck mitten im Weg stehen. Er hatte auf den Stufen seiner Vordertreppe gesessen, nicht oben auf dem Dach, obwohl die Strohbedeckung aussah, als habe sie einen Besuch von Meister Buie dringend nötig. Er schien nie darauf vorbereitet zu sein, etwas zu beginnen oder etwas zu beenden, was er vorher in Angriff genommen hatte. Die meisten Coplins oder Congars waren so, jedenfalls diejenigen, die nicht noch schlimmer waren.

»Was machen wir mit Nynaeve, al'Thor?« wollte Congar wissen. »Wir können doch nicht so eine Seherin in Emondsfeld zulassen.«

Tam seufzte tief. »Das ist nicht unsere Sache, Wit. Über die Seherin müssen die Frauen entscheiden.«

»Also, wir sollten besser etwas unternehmen, al'Thor. Sie sagte, wir bekämen einen milden Winter. Und eine gute Ernte. Und wenn man sie jetzt fragt, was ihr der Wind erzählt, dann schneidet sie nur eine Grimasse und rennt weg.«

»Wenn du sie so angesprochen hast, wie du das gewöhnlich tust, Wit«, sagte Tam geduldig, »dann hattest du Glück, daß sie dir nicht den Stock, den sie immer trägt, über den Schädel gezogen hat. So, und wenn du jetzt erlaubst, dieser Schnaps ...«

»Nynaeve al'Meara ist zu jung für eine Seherin, al'Thor. Wenn der Frauenzirkel nichts unternimmt, muß es eben der Gemeinderat tun.«

»Was hast du dich denn um die Seherin zu kümmern,

Wit Congar?« brüllte eine Frauenstimme. Wit zuckte zusammen, als seine Frau aus dem Haus marschierte. Daise Congar war doppelt so breit wie Wit; eine Frau mit hartem Gesicht, an deren Körper keine Unze Fett zu finden war. Sie starrte ihn böse an, die Hände in die Hüften gestützt. »Wenn du versuchst, dich in die Angelegenheiten des Frauenzirkels einzumischen, dann kannst du sehen, ob es dir gefällt, dir das Essen selbst zu kochen. Aber nicht in meiner Küche. Und dir selbst die Kleider zu waschen und das Bett zu machen. Und das nicht unter meinem Dach!«

»Aber, Daise«, winselte Wit, »ich habe gerade ...«

»Entschuldige mich bitte, Daise«, sagte Tam. »Wit. Möge das Licht Euch beiden leuchten.« Er setzte Bela wieder in Bewegung und führte sie um den hageren Burschen herum. Daise konzentrierte sich im Moment auf ihren Mann, aber jede Minute konnte sie bemerken, mit wem Wit gesprochen hatte.

Deshalb hatten sie keine der Einladungen zum Essen oder auf ein heißes Getränk angenommen. Wenn sie Tam sahen, benahmen sich die Hausfrauen aus Emondsfeld wie ein Hund auf der heißen Fährte eines Kaninchens. Es gab keine einzige unter ihnen, die nicht die ideale Frau für einen Witwer mit einem schönen Hof gewußt hätte, auch wenn der Hof im Westwald lag.

Rand ging fast genauso schnell wie Tam, vielleicht sogar noch schneller. Wenn Tam nicht dabei war, wurde er manchesmal in die Enge getrieben, und es gab keinen Ausweg, außer grob zu werden. Er wurde auf einen Stuhl am Küchenherd getrieben, ihm wurden Plätzchen oder Honigkuchen oder Fleischpasteten eingetrichtert. Und immer musterten und maßen ihn die Augen der Hausfrau mindestens ebenso genau wie die Waagen eines Händlers,

während sie ihm erzählte, das, was er da esse, sei nicht halb so gut wie das Essen ihrer verwitweten Schwester oder ihrer zweitältesten Kusine. Tam wurde schließlich auch nicht jünger, sagte sie dann. Es war gut, daß er seine Frau so geliebt hatte – das versprach viel für die nächste Frau in seinem Leben –, aber er hatte lang genug getrauert. Tam brauchte eine gute Frau. Es sei eine klare Tatsache, sagte sie dann gewöhnlich, daß ein Mann einfach nicht ohne eine Frau auskam, die für ihn sorgte und ihn behütete. Die schlimmsten von allen legten dann eine Gedankenpause ein und fragten anschließend mit sorgfältig geplanter Gleichgültigkeit, wie alt er denn jetzt eigentlich sei.

Wie die meisten Leute der Zwei Flüsse hatte Rand eine ausgesprochen sture Ader. Außenseiter behaupteten manchmal, das sei überhaupt das hervorstechendste Merkmal der Leute aus dem Gebiet der Zwei Flüsse, und sie könnten selbst einem Esel noch Lektionen erteilen und einen Stein belehren. Die Hausfrauen waren zumeist feine und freundliche Frauen, aber er haßte es, in irgend etwas hineingezogen zu werden, und sie lösten in ihm das Gefühl aus, er werde mit Stöcken traktiert. Also ging er schnell und wünschte sich, Tam möge Bela etwas mehr antreiben.

Bald weitete sich die Straße zum Grün hin, einer breiten Fläche in der Mitte des Dorfes. Normalerweise war sie mit dichtem Gras überzogen, doch diesen Frühling zeigten sich nur wenige junge Büschel zwischen dem Gelbbraun des abgestorbenen Grases und dem Schwarz der blanken Erde. Zwei Handvoll Gänse watschelten umher. Sie beäugten mit starrem Blick den Boden, fanden aber nichts, das des Aufpickens wert gewesen wäre. Und jemand hatte eine Milchkuh dort angebunden, damit sie den spärlichen Bewuchs fressen konnte.

Nahe beim westlichen Rand des Grüns sprudelte die Weinquelle aus einem niedrigen Felsausläufer hervor. Der Quell versiegte nie; die Strömung war stark genug, um einen Mann zu Fall zu bringen, und das Wasser schmeckte süß genug, um den Namen zu rechtfertigen. Von der Quelle aus floß der sich schnell erweiternde Weinquellenbach flink nach Osten. Weiden wuchsen verstreut an den Ufern bis zu Meister Thanes Mühle und noch weiter, und dann teilte er sich in den sumpfigen Tiefen des Wasserwalds in Dutzende von kleinen Bächen. Zwei niedrige Fußgängerstege mit Geländer überquerten den klaren Bach noch auf dem Grün, und daneben gab es noch eine etwas breitere Brücke, die massiv genug gebaut war, um Fuhrwerke zu tragen. Die Wagenbrücke bezeichnete auch die Stelle, an der aus der Nordstraße, die von Taren-Fähre und Wachhügel her kam, die Alte Straße nach Devenritt wurde. Fremde fanden es manchmal kurios, daß die gleiche Straße einen anderen Namen für den nach Norden führenden Teil hatte als für den südwärts gerichteten; aber so war es immer schon gewesen, so weit die Leute von Emondsfeld sich zurückerinnerten, und so blieb es dann auch. Und dieser Grund reichte den Leuten von den Zwei Flüssen vollkommen aus.

Auf der anderen Seite der Brücken wurden bereits die Holzstöße für die Bel-Tine-Feuer errichtet – drei sorgfältig aufgeschichtete Stöße von Stämmen, beinahe so groß wie Häuser. Sie mußten sich natürlich auf blankem Erdboden befinden und nicht auf dem Grün, auch wenn der Bewuchs so spärlich war. Der Teil des Festes, der sich nicht um die Feuer herum abspielte, fand auf dem Grün statt.

In der Nähe der Weinquelle sang ein Dutzend älterer Frauen leise Lieder, während sie den Frühlingsbaum

aufrichteten. Man hatte den geraden schlanken Stamm einer Tanne von den Ästen befreit, und selbst aus dem Loch, das sie dafür gegraben hatten, ragte er noch fast zwei Spannen hoch heraus. Einige Mädchen, die zu jung waren, um ihr Haar wie die erwachsenen Frauen in Zöpfen um den Kopf zu tragen, saßen mit übergeschlagenen Beinen daneben und sahen neidvoll zu. Gelegentlich sangen sie Teile eines Liedes mit, das die Frauen anstimmten.

Tam schnalzte Bela mit der Zunge zu, als wolle er, daß sie schneller gehe, doch sie überhörte es einfach. Rand hielt krampfhaft den Blick von den Frauen abgewandt, denn am Morgen mußten die Männer ganz überrascht tun, wenn sie den Baum vorfanden, und um die Mittagszeit tanzten die unverheirateten Frauen dann um den Baum und umwickelten ihn mit langen farbigen Bändern, während die unverheirateten Männer sangen. Keiner wußte, seit wann und warum man diese Tradition pflegte – so waren eben die Bräuche seit altersher –, aber sie lieferte einen guten Vorwand, um zu singen und zu tanzen, und dazu brauchte man niemanden von den Zwei Flüssen noch deutlicher aufzufordern.

Den ganzen Tag des Bel Tine über würde man singen und tanzen und feiern, und dazwischen rannte man um die Wette und genoß Wettbewerbe aller Art. Nicht nur die Bogenschützen konnten Preise erringen, sondern auch die Besten mit der Schleuder und dem Bauernspieß – dem Schlagstock. Es würde Wettbewerbe im Rätselraten geben und im Tauziehen, im Gewichtheben und Steinstoßen, Preise für die besten Sänger, die besten Tänzer und den besten Fiedler, für den Schnellsten im Schafscheren und sogar im Kegeln und Pfeilwerfen.

Normalerweise feierte man Bel Tine, wenn der Frühling

voll und ganz im Gang war, wenn die ersten Lämmer geboren wurden und die Saat aufging. Aber selbst bei dieser andauernden Kälte war es niemandem in den Sinn gekommen, das Fest zu verschieben. Ein wenig Gesang und Tanz würden allen guttun. Und zur Krönung des Ganzen, falls man den Gerüchten trauen konnte, war auf dem Grün ein großes Feuerwerk geplant – falls der erste Händler des Jahres rechtzeitig eintraf, versteht sich. Das war zum heißesten Thema geworden; das letzte Feuerwerk hatte vor zehn Jahren stattgefunden, und man erzählte sich immer noch davon.

Die Weinquellen-Schenke stand am östlichen Rand des Grüns gleich neben der Wagenbrücke. Das Erdgeschoß der Schenke war aus Flußfels gebaut. Allerdings bestanden die Grundmauern aus älterem Gestein, von dem einige behaupteten, es käme aus den Bergen. Der weißgetünchte erste Stock, in dem Brandelwyn al'Vere, der Gastwirt und Bürgermeister der vergangenen zwanzig Jahre, mit Frau und Töchtern wohnte, ragte rundherum ein Stück über das Erdgeschoß hinaus. Rote Dachziegel – es war das einzige Ziegeldach im ganzen Ort – glänzten im blassen Sonnenschein, und Rauch quoll aus drei der zwölf hohen Schornsteine der Schenke.

Am Südende der Schenke, auf der dem Bach abgewandten Seite, erstreckten sich die Reste viel größerer Grundmauern, die einst ein Teil der Schenke gewesen waren; zumindest behauptete man das. In deren Mitte wuchs nun eine riesige Eiche. Ihr Stamm hatte einen Umfang von fast dreißig Schritten, und die ausladenden Äste waren so dick wie der Körper eines ausgewachsenen Mannes. Im Sommer stellte Bran al'Vere Tische und Bänke unter diese Äste, deren Blätter dann Schatten spendeten

und wo die Leute ein Glas trinken und den kühlenden Wind genießen konnten, während sie sich unterhielten oder ein Brettspiel spielten.

»So, da wären wir, mein Junge.« Tam wollte nach Belas Geschirr fassen, doch sie blieb vor der Schenke stehen, bevor er das Leder auch nur berührt hatte. »Kennt den Weg besser als ich«, schmunzelte er.

Als der letzte Quietschton der Achse verflog, erschien Bran al'Vere in der Tür der Schenke. Wie immer erschien sein Schritt zu leicht für einen Mann seiner Statur. Er war immerhin etwa doppelt so stark wie jeder andere Mann im Dorf. Ein Lächeln überzog sein rundes Gesicht unter dem spärlichen grauen Haarkranz. Trotz der Kühle war der Wirt in Hemdsärmeln und hatte eine fleckenlos weiße Schürze umgebunden. Auf der Brust hing ihm ein silbernes Medaillon in Form einer Balkenwaage.

Dieses Medaillon, zusammen mit der wirklichen Waage, mit der die Münzen der Kaufleute gewogen wurden, die aus Baerlon kamen, um Wolle oder Tabak einzukaufen, war das Abzeichen der Bürgermeisterwürde. Bran trug es nur bei Verhandlungen mit den Kaufleuten und zu Festtagen, Hochzeiten und anderen Feierlichkeiten. Er trug es einen Tag zu früh, aber heute war Winternacht, die Nacht vor Bel Tine, wo jeder fast die ganze Nacht lang Besuche machte, kleine Geschenke tauschte und in jedem Haus eine Kleinigkeit aß und trank. *Nach diesem Winter*, dachte Rand, *benutzt er die Winternacht als Ausrede, um nicht auf morgen warten zu müssen.*

»Tam!« rief der Bürgermeister, als er zu ihnen hin eilte. »Dem Licht sei gedankt; es ist gut, dich endlich zu sehen! Und dich, Rand. Wie geht es dir, mein Junge?«

»Gut, Meister al'Vere«, sagte Rand. »Und Euch?« Aber

Brans Aufmerksamkeit galt schon wieder Tam. »Ich hatte fast schon befürchtet, du brächtest dieses Jahr keinen Schnaps. Du warst noch nie so spät dran.«

»Ich möchte den Hof heutzutage lieber nicht verlassen, Bran«, antwortete Tam. »Nicht, wenn sich die Wölfe so verhalten wie jetzt. Und dann das Wetter.«

Bran räusperte sich. »Ich wünschte, jemand würde sich mal über etwas anderes auslassen als das Wetter. Alle beklagen sich darüber, und Leute, die es besser wissen sollten, erwarten, daß ich alles in Ordnung bringe. Ich habe gerade zwanzig Minuten lang versucht, Frau al'Donel zu erklären, daß ich nichts machen kann, wenn die Störche ausbleiben. Was sie wohl von mir erwartete ...?« Er schüttelte den Kopf.

»Ein schlimmes Vorzeichen«, verkündete eine krächzende Stimme, »wenn zur Bel Tine keine Störche auf den Dächern nisten.« Cenn Buie, so knorrig und dunkel wie eine alte Wurzel, kam zu Tam und Bran herüber. Er stützte sich auf seinen Stock, der beinahe so groß war wie er und genauso knorrig. Er versuchte, beide Männer gleichzeitig zu beäugen. »Es wird noch Schlimmeres kommen, verlaßt euch drauf!«

»Bist du jetzt unter die Wahrsager gegangen und erklärst uns die Vorzeichen?« fragte Tam trocken. »Oder lauschst du dem Wind wie eine Seherin? Davon gibt es sicher genug. Ein bißchen Wind wird wohl auch hier in unserer Umgebung gemacht.«

»Macht euch nur über mich lustig«, murmelte Cenn, »aber wenn es nicht bald warm genug wird, daß die Saat aufgeht, dann wird mancher Bierkeller leer sein, bevor es wieder eine Ernte gibt. Bis zum nächsten Winter leben bei den Zwei Flüssen dann vielleicht nur noch Wölfe und

Raben. Wenn es überhaupt einen nächsten Winter gibt. Vielleicht bleibt es auch einfach bei diesem Winter.«

»Was soll das nun wieder heißen?« sagte Bran mit scharfer Stimme.

Cenn musterte sie mit verkniffenem Blick. »Ich kann nicht viel Gutes über Nynaeve al'Meara sagen. Das weißt du. Zum einen ist sie zu jung, um ... Was soll's. Der Frauenzirkel scheint etwas dagegen zu haben, daß der Gemeinderat auch nur über ihre Angelegenheiten spricht, aber sie mischen sich in unsere ein, wann immer sie wollen, also ständig, jedenfalls scheint es so ...«

»Cenn«, unterbrach Tam ihn, »willst du auf etwas Bestimmtes hinaus?«

»Ich will darauf hinaus, al'Thor, daß die Seherin immer wegläuft, wenn man sie fragt, wann der Winter zu Ende sein wird. Vielleicht will sie uns nicht sagen, was der Wind ihr erzählt. Vielleicht hört sie, daß der Winter nicht mehr aufhören wird. Vielleicht wird es einfach Winter bleiben, bis das Rad sich dreht und das Zeitalter vorbei ist. Darauf will ich hinaus.«

»Und vielleicht fliegen dann auch die Schafe«, schoß Tam zurück, und Bran hob die Hände ergeben gen Himmel.

»Das Licht bewahre mich vor Narren. Du sitzt im Gemeinderat, Cenn, und nun verbreitest du dieses Coplin-Geschwätz. Hör mir mal gut zu. Wir haben schon genug Probleme, ohne ...«

Ein schnelles Zupfen an Rands Ärmel und eine Stimme fast im Flüsterton, nur für Rands Ohren bestimmt, lenkten ihn von dem Gespräch der älteren Männer ab. »Komm schon, Rand, während sie sich streiten! Bevor sie dich arbeiten lassen.«

Rand sah hinunter und mußte grinsen. Mat Cauthon kauerte neben dem Karren, so daß Tam und Bran und Cenn ihn nicht sehen konnten. Sein drahtiger Körper war so verdreht wie ein Storch, der versucht, den Hals um sich herumzuwinden.

Mats braune Augen funkelten schelmisch wie immer. »Dav und ich haben einen großen alten Dachs gefangen. Der war ganz mürrisch, als wir ihn aus seiner Höhle herauszogen. Wir lassen ihn auf dem Grün laufen, und du sollst mal sehen, wie die Mädchen rennen!«

Rands Lächeln wurde noch breiter. Was Mat wollte, erschien ihm heute nicht mehr so witzig wie noch vor einem oder zwei Jahren, aber Mat schien eben nie erwachsen zu werden. Er sah schnell zu seinem Vater hinüber – die Männer steckten immer noch die Köpfe zusammen und redeten alle gleichzeitig – und sagte dann mit gedämpfter Stimme: »Ich habe versprochen, den Most abzuladen. Ich kann dich aber später treffen.«

Mat verdrehte die Augen. »Fässer schleppen! O du mein Licht! Da spiele ich noch lieber mit meiner kleinen Schwester. Aber ich weiß auch noch Besseres als einen Dachs. Es sind Fremde in der Gegend der Zwei Flüsse. Gestern abend ...«

Für einen Augenblick stockte Rand der Atem. »Ein Mann auf einem Pferd?« fragte er eindringlich. »Ein Mann mit schwarzem Mantel auf einem schwarzen Pferd? Und sein Mantel weht nicht im Wind?«

Mat vergaß sein Grinsen, und seine Stimme fiel zu einem heiseren Flüstern ab. »Du hast ihn auch gesehen? Ich dachte, ich sei der einzige gewesen. Lach nicht, Rand, aber ich habe Angst vor ihm bekommen.«

»Ich werde mich hüten, zu lachen. Ich habe auch Angst

bekommen. Ich könnte schwören, daß er mich haßt und daß er mich töten wollte.« Rand überlief es kalt. Bis zu diesem Tag war ihm nie in den Sinn gekommen, daß jemand ihn töten wollte, ihn wirklich töten wollte. So etwas passierte einfach nicht bei den Zwei Flüssen. Eine Prügelei vielleicht oder ein Ringkampf, aber kein Mord.

»Ich habe nichts von Haß bemerkt, Rand, aber er war schon zum Fürchten. Er saß nur auf seinem Pferd und sah mich an, gerade außerhalb des Dorfs, aber ich hatte noch nie in meinem Leben solche Angst. Na ja, ich habe für einen Augenblick weggesehen – das war nicht leicht, weißt du –, und als ich wieder hinsah, war er verschwunden. Blut und Asche! Vor drei Tagen war das, und ich kann kaum aufhören, daran zu denken. Ich sehe mich ständig um!« Mat bemühte sich zu lachen, aber es wurde nur ein Krächzen daraus. »Schon komisch, wie einen die Angst packen kann. Man kommt auf die seltsamsten Sachen. Ich habe wirklich gedacht – nur eine Minute lang, verstehst du –, es könnte der Dunkle König sein.« Er versuchte wieder zu lachen, aber diesmal drang aus seinem Mund kein einziger Laut.

Rand atmete tief ein. Dann zitierte er, auch um sich darauf zu besinnen: »Der Dunkle König und alle die Verlorenen sind in Shayol Ghul gebunden, jenseits der Großen Fäule, vom Schöpfer im Augenblick der Schöpfung gebunden bis ans Ende der Zeit. Die Hand des Schöpfers behütet die Welt, und das Licht scheint uns allen.« Er holte wieder Luft und fuhr fort: »Außerdem, wenn er frei wäre, wieso würde dann der Schäfer der Nacht bei den Zwei Flüssen Bauernjungen beobachten?«

»Ich weiß nicht. Aber ich weiß, daß dieser Reiter – böse war. Lach nicht! Ich könnte es beschwören. Vielleicht war

es der Drache.«

»Deine Gedanken können einen schon aufheitern, nicht wahr?« murmelte Rand. »Du hörst dich noch schlimmer als Cenn an.«

»Meine Mutter hat mir immer gesagt, die Verlorenen würden mich holen, wenn ich mich nicht ändere. Wenn ich jemals einen gesehen habe, der wie Ishamael oder Aginor aussah, dann ihn.«

»Jede Mutter jagt einem mit den Verlorenen Angst ein«, bemerkte Rand trocken, »aber die meisten sind irgendwann mal zu alt dafür. Wie wär's denn mit dem Schwarzen Mann, wenn du schon dabei bist?«

Mat funkelte ihn an. »Ich habe nicht mehr solche Angst gehabt, seit ... Nein, ich habe noch nie solche Angst gehabt, und es macht mir nichts aus, das zuzugeben.«

»Mir auch nicht. Mein Vater glaubt, ich hätte unter den Bäumen Geister gesehen.«

Mat nickte bedrückt und lehnte sich zurück an das Wagenrad. »Das denkt mein Paps auch. Ich habe es Dav erzählt und Elam Dowtry. Sie haben seither wie die Habichte Ausschau gehalten, aber nichts gesehen. Jetzt denkt Elam, ich wollte ihn an der Nase herumführen. Dav glaubt, es sei einer von der Taren-Fähre, irgendein Schaf- oder Hühnerdieb. Ein Hühnerdieb!« Er verfiel in beleidigtes Schweigen.

»Vielleicht ist es auch wirklich nur Einbildung«, sagte Rand schließlich. »Er könnte ja echt nur ein Schafdieb sein.« Er versuchte, sich das vorzustellen, aber das war, als stelle man sich einen Wolf vor, der an Stelle der Katze vor dem Mauseloch Platz nimmt.

»Also, mir hat die Art nicht gefallen, wie er mich angesehen hat. Und dir wohl auch nicht, denn du bist bei

mir ganz schön zusammengefahren, und das läßt tief blicken. Wir sollten mit jemand darüber sprechen.«

»Das haben wir, Mat, wir beide, und keiner hat uns geglaubt. Kannst du dir vorstellen, wie wir Meister al'Vere von der Existenz dieses Burschen überzeugen sollen, ohne daß er ihn sieht? Er würde uns zu Nynaeve schicken, als ob wir krank seien.«

»Wir sind immerhin jetzt zu zweit. Keiner kann doch glauben, daß wir uns beide den Reiter eingebildet haben.«

Rand rieb sich energisch den Kopf und fragte sich, was er sagen solle. Mat hatte einen ganz netten Ruf im Dorf. Nur wenige Leute waren bisher seinen Streichen entkommen. Jetzt wurde sein Name schon zitiert, wenn nur eine Wäscheleine ihre Ladung in den Schmutz gleiten ließ oder wenn ein loser Sattelgurt einen Bauern unsanft auf die Straße beförderte. Mat mußte nicht einmal in der Nähe gewesen sein. Seine Unterstützung könnte sich als Pferdefuß herausstellen.

Nach einem Augenblick sagte Rand: »Dein Vater würde glauben, du hättest das mit mir abgesprochen, und meiner ...« Er blickte über den Karren hinweg dorthin, wo Tam, Bran und Cenn sich unterhalten hatten, und sah seinem Vater genau in die Augen. Der Bürgermeister hielt Cenn immer noch einen Vortrag, und der nahm es in mürrischem Schweigen hin.

»Guten Morgen, Matrim«, sagte Tam strahlend. Dabei stellte er eines der Schnapsfässer auf den Rand des Karrens. »Wie ich sehe, bist du gekommen, um Rand zu helfen, den Most abzuladen. Guter Junge.«

Mat sprang beim ersten Wort auf die Füße und bewegte, sich rückwärts. »Auch Ihnen einen guten Morgen, Meister al'Thor. Und Ihnen, Meister al'Vere. Meister Buie. Möge

das Licht auf Euch scheinen. Mein Paps schickte mich, um ...«

»Das hat er ohne Zweifel getan«, sagte Tam. »Und zweifellos – denn du bist ja ein junger Mann, der seine Aufgaben sofort erledigt – hast du das Notwendige schon erledigt. Tja, je schneller ihr Burschen den Most in Meister al'Veres Keller befördert, desto schneller könnt ihr den Gaukler sehen.«

»Gaukler!« rief Mat, wobei er jählings stehenblieb, und im gleichen Moment fragte Rand: »Wann kommt er hierher?«

Rand konnte sich in seinem Leben nur an zwei Gaukler erinnern, die nach Zwei Flüsse gekommen waren, und bei dem Auftritt des einen war er noch jung genug gewesen, um von Tams Schultern aus zuzusehen. Einen hier vorzufinden und auch noch zum Bel Tine, mit seiner Harfe und seiner Flöte und seinen Geschichten und ... Emondsfeld würde noch in zehn Jahren über dieses Fest reden, sogar ohne das mögliche Feuerwerk.

»Narren«, grollte Cenn, aber nach einem Blick Brans, der alle Bedeutung der Bürgermeisterwürde enthielt, hielt er ab sofort den Mund.

Tam lehnte sich an die Seitenwand des Karrens und benutzte das Schnapsfaß, um seinen Arm darauf zu stützen. »Ja, ein Gaukler, und er ist schon hier. Nach dem, was Meister al'Vere sagt, befindet er sich im Augenblick in einem Zimmer der Schenke.«

»Mitten in der Nacht ist er angekommen.« Der Wirt schüttelte mißbilligend den Kopf. »Klopfte an die Eingangstür, bis er die ganze Familie aufgeweckt hat. Wenn es nicht des Festes wegen gewesen wäre, hätte ich ihm gesagt, er solle sein Pferd selbst in den Stall bringen

und daneben schlafen, Gaukler oder nicht. Stellt Euch vor, so einfach in der Dunkelheit anzukommen.«

Rand blickte gedankenvoll ins Leere. Niemand zog nachts außerhalb des Dorfes durch die Gegend, nicht in diesen Zeiten und ganz sicher nicht allein. Der Dachdecker grollte wieder etwas in seinen Bart hinein. Diesmal war es allerdings zu leise, als daß Rand mehr als ein oder zwei Worte hätte verstehen können: ›Verrückter‹ und ›unnatürlich‹.

»Er trägt nicht zufällig einen schwarzen Mantel, oder?« fragte Mat plötzlich.

Brans Bauch hüpfte bei seinem Lachen. »Schwarz! Sein Mantel sieht aus wie der eines jeden Gauklers, den ich jemals gesehen habe. Mehr Flicken als Mantel und mehr Farben, als du dir ausdenken kannst.«

Rand überraschte sich selbst, indem er laut auflachte, ein Lachen purer Erleichterung. Der drohende schwarzgekleidete Reiter als Gaukler, das war ein lächerlicher Einfall, aber ... Er hielt sich die Hand verlegen vor den Mund.

»Siehst du, Tam«, sagte Bran, »es ist seit Einbruch des Winters in diesem Dorf nicht gerade oft gelacht worden. Jetzt bringt sogar der Mantel eines Gauklers einen Lacherfolg. Das ist ja schon allein die Spesen wert, die seine Reise von Baerlon hierher kostet.«

»Sagt, was Ihr wollt«, äußerte sich plötzlich Cenn, »ich behaupte immer noch, es ist eine dumme Geldverschwendung. Und dieses Feuerwerk, das ihr unbedingt bestellen wolltet ...«

»Also gibt es ein Feuerwerk«, sagte Mat, aber Cenn sprach weiter. »Das hätte vor einem Monat schon ankommen sollen mit dem ersten Händler des Jahres, aber

es ist kein Händler gekommen, oder? Wenn er bis morgen nicht kommt, was machen wir dann damit? Noch ein Fest veranstalten, damit wir es abbrennen können? Und das natürlich auch nur, wenn er es überhaupt mitbringt.«

»Cenn«, seufzte Tam, »du hast genausoviel Vertrauen wie ein Mann aus Taren-Fähre.«

»Wo bleibt er dann? Sag es mir, al'Thor!«

»Warum habt Ihr uns nichts erzählt?« wollte Mat mit leidender Stimme wissen. »Das Warten hätte dem ganzen Dorf genausoviel Spaß gemacht wie mit dem Gaukler. Oder jedenfalls beinahe soviel. Ihr seht doch, was schon das Gerücht eines Feuerwerks ausmacht.«

»Das kann ich sehen«, konterte Bran mit einem Seitenblick auf den Dachdecker. »Und wenn ich genau wüßte, wie das Gerücht entstanden ist ... Falls ich zum Beispiel wüßte, daß jemand sich darüber beklagte, wie teuer das alles sei ... Noch dazu, wenn andere zuhören konnten, obwohl das Ganze doch geheim bleiben sollte ...«

Cenn räusperte sich. »Meine Knochen sind zu alt für diesen Wind. Falls Ihr nichts dagegen habt, werde ich schnell mal sehen, ob mir Frau al'Vere vielleicht einen Glühwein zubereiten kann, um mich etwas aufzuwärmen. Bürgermeister. Al'Thor.« Noch bevor er ausgeredet hatte, war er schon auf dem Weg in die Schenke, und als die Tür sich hinter ihm schloß, seufzte Bran.

»Manchmal glaube ich, Nynaeve hat recht mit ... Ach, das ist jetzt nicht wichtig. Ihr jungen Leute solltet eine Minute lang nachdenken. Jeder ist ganz aufgeregt wegen des Feuerwerks, stimmt, und das ist nur ein Gerücht. Überlegt Euch, wie das wäre, wenn der Händler nicht rechtzeitig eintrifft, und das nach der ganzen Vorfreude. Und bei dem Wetter, das wir jetzt haben – wer weiß, wann

er kommen wird? Auf einen Gaukler hätten sie sich noch fünfzigmal mehr gefreut.«

»Und wären fünfzigmal mehr enttäuscht gewesen, wenn er nicht gekommen wäre«, sagte Rand langsam. »Selbst Bel Tine hätte danach die Stimmung kaum noch bessern können.«

»Du hast ja direkt einen Kopf auf den Schultern, den du zu benutzen weißt«, sagte Bran. »Eines Tages folgt er dir in den Gemeinderat, Tam. Denk an meine Worte. Er wäre auch jetzt wohl kaum schlechter als dieser oder jener, dessen guten Namen ich nennen könnte.«

»Nichts von alldem hilft mir, den Wagen zu entladen«, sagte Tam energisch und lud dem Bürgermeister das erste Schnapsfäßchen auf die Arme. »Ich brauche ein warmes Feuer, meine Pfeife und einen Krug von deinem guten Bier.« Er stemmte das zweite Schnapsfäßchen hoch auf die Schulter. »Ich bin sicher, Rand wird dir für deine Hilfe dankbar sein, Matrim. Denkt daran, je schneller der Most im Keller ist ...«

Als Tam und Bran in der Schenke verschwanden, sah Rand seinen Freund an. »Du mußt mir nicht helfen. Dav kann den Dachs nicht so lang halten.«

»Oh, und warum nicht?« fragte Mat seufzend. »Wie dein Pa schon sagte, je eher er im Keller ist ...« Er nahm eines der Mostfässer in beide Arme und eilte mit schnellem Schritt zur Schenke. »Vielleicht ist Egwene da. Dir zuzusehen, wie du ihr Kuhaugen machst, ist genausogut wie das mit dem Dachs.«

Rand, der gerade den Bogen und Köcher hinten in den Karren legen wollte, hielt kurz inne. Er hatte es tatsächlich fertiggebracht, Egwene für eine Weile zu vergessen. Das war schon ungewöhnlich. Aber sie würde sich

wahrscheinlich irgendwo in der Schenke aufhalten. Er hatte kaum eine Möglichkeit, ihr aus dem Weg zu gehen. Natürlich war es Wochen her, seit er sie zum letzten Mal gesehen hatte.

»Was ist?« rief Mat ihm vom Eingang der Schenke her zu. »Ich habe nicht gesagt, daß ich alles allein mache. Du bist noch nicht im Gemeinderat.«

Aufgeschreckt ergriff Rand ein Faß und folgte Mat. Vielleicht wäre sie doch nicht zu Hause? Komischerweise fühlte er sich bei diesem Gedanken auch nicht besser.

KAPITEL 2

Fremde

Als Rand und Mat die ersten Fässer durch den Schankraum trugen, war Meister al'Vere schon dabei, ein paar Krüge mit seinem besten Bier zu füllen, aus eigener Herstellung und einem der Fässer, die in einem Gestell an der Seitenwand ruhten. Kratzi, die gelbe Katze, die zur Schenke gehörte, lag mit geschlossenen Augen und um die Beine geringeltem Schwanz obenauf. Tam stand vor dem großen offenen Kamin, aus Flußfels gebaut, und stopfte Tabak aus einem glänzenden Metallbehälter, der immer auf dem steinernen Kaminsims stand, in eine langstielige Pfeife. Der Kamin erstreckte sich durch die Hälfte des großen viereckigen Raums, und die Oberkante befand sich in Schulterhöhe eines ausgewachsenen Mannes. Die knackende Glut im Kamin vertrieb die Kälte, die von draußen eindrang.

Zu dieser Zeit, am arbeitsreichen Vortag des Festes, erwartete Rand einen bis auf Bran, seinen Vater und die Katze leeren Schankraum, aber vier weitere Mitglieder des Gemeinderats, Cenn eingeschlossen, saßen auf den Stühlen mit den hohen Lehnen vor dem Feuer, Krüge in der Hand, und um ihre Köpfe kräuselte sich blaugrauer Pfeifenrauch. Ausnahmsweise wurde einmal kein einziges Spielbrett benützt, und Brans Bücher standen vollständig und in Reih und Glied auf dem Regal gegenüber dem Kamin. Die Männer sprachen kaum miteinander, starrten nur still in ihr Bier oder kauten ungeduldig auf ihren Pfeifenstielen

herum. Alles wartete auf Tam und Bran.

Sorgen waren für den Gemeinderat nichts Ungewöhnliches heutzutage, weder in Emondsfeld noch in Wachhügel oder Devenritt. Vielleicht noch nicht einmal in Taren-Fähre, obwohl man ja nie wissen konnte, was die Leute von Taren-Fähre von irgend etwas hielten.

Nur zwei der Männer am Feuer, Haral Luhhan, der Hufschmied, und Jon Thane, der Müller, sahen auf, als die Jungen eintraten. Meister Luhhan allerdings sah nicht bloß auf. Die Arme des Schmieds waren dicker als die Beine der meisten Männer, mit schweren Muskeln bepackt, und er trug immer noch seinen langen Lederschurz, als sei er direkt aus der Schmiede zu diesem Treffen geeilt. Mit finsterem Blick musterte er beide junge Männer, dann drehte er sich betont auf seinem Stuhl um und konzentrierte sich übertrieben darauf, die Pfeife mit dem dicken Daumen zu stopfen.

Neugierig verlangsamte Rand seinen Schritt – und konnte gerade noch einen Schmerzensschrei unterdrücken, als Mat ihm gegen den Knöchel trat. Sein Freund nickte eindringlich in Richtung auf die Hintertür des Schankraums und eilte dorthin, ohne auf ihn zu warten. Leicht humpelnd folgte ihm Rand etwas langsamer.

»Was sollte denn das heißen?« forderte Rand Aufklärung, sobald sie sich im Flur zur Küche befanden. »Du hast mir beinahe meinen Knöchel ...«

»Es ist wegen des alten Luhhans«, sagte Mat und spähte dabei über Rands Schulter hinweg zum Schankraum hinüber. »Ich glaube, er hat mich im Verdacht ...« Er sprach nicht weiter, da Frau al'Vere aus der Küche hastete. Der Duft nach frisch gebackenem Brot wehte vor ihr her.

Auf dem Tablett in ihren Händen lagen mehrere Laibe

Krustenbrot, für das sie in ganz Emondsfeld bekannt war, und dazu Teller mit Gurken und Käsescheiben. Das Essen erinnerte Rand plötzlich daran, daß er heute nur einen Kanten Brot gegessen hatte, bevor er diesen Morgen den Hof verließ. Sein Magen machte sich mit peinlichem Knurren bemerkbar.

Frau al'Vere, eine schlanke Frau, die ihren dicken Haarzopf über eine Schulter nach hinten gezogen hatte, lächelte sie so mütterlich an, daß es beiden das Herz erwärmte. »Es gibt mehr davon in der Küche, falls ihr Hunger habt, und ich habe noch keinen Jungen in eurem Alter gekannt, der nicht ständig Hunger hatte. Na ja, genau wie alle anderen. Wenn ihr die lieber mögt – ich backe heute morgen auch Honigkuchen.«

Sie war eine der wenigen verheirateten Frauen in der Gegend, die nie versuchte, Tam mit irgend jemandem zu verkuppeln. Ihre Mütterlichkeit Rand gegenüber zeigte sie mit ihrem herzlichen Lächeln und einem schnellen Imbiß unter Beweis, sooft er in die Schenke kam. Allerdings war sie zu den anderen jungen Männern der Gegend genauso freundlich. Wenn sie ihn gelegentlich ansah, als wolle sie doch mehr für ihn tun, dann blieb es eben nur bei einem Blick, und dafür war er äußerst dankbar.

Ohne auf eine Antwort zu warten, fegte sie in den Schankraum. Sofort hörte man die Geräusche von über den Boden scharrenden Stuhlbeinen, als die Männer aufstanden, und Lobrufe auf den Duft des Brotes. Sie war mit Längen die beste Köchin in Emondsfeld, und es gab wohl keinen Mann weit und breit, der die Gelegenheit ungenutzt ließ, seine Füße unter ihren Tisch zu strecken.

»Honigkuchen«, sagte Mat und leckte sich die Lippen. »Hinterher«, erklärte ihm Rand mit fester Stimme, »oder

wir werden nie fertig.«

Über der Kellertreppe hing eine Lampe, gleich neben der Küchentür, und eine weitere warf einen weiten Lichtkreis in den Raum unter der Schenke und verbannte bis auf einen kleinen düsteren Rest alle Dunkelheit in die entferntesten Ecken der massiven Steinwände. Holzgestelle entlang der Wände und quer über den Boden enthielten kleine Fässer mit Schnaps und Most und größere mit Bier und Wein. In einigen davon steckten Zapfhähne. Viele der Weinfässer trugen Kreidevermerke in Bran al'Veres Handschrift. Da stand, in welchem Jahr der Wein gekauft worden war und von welchem Händler und in welchem Ort er gekeltert worden war. Doch das gesamte Bier und der Schnaps stammten von den Zwei-Flüsse-Bauern oder von Bran selbst. Händler und Kaufleute brachten manchmal Schnaps oder Bier von anderswo mit, aber die Qualität war schlecht, und das Zeug kostete Unsummen. Außerdem wollte niemand solches Gebräu mehr als einmal trinken.

»Also«, sagte Rand, als sie ihre Fässer in die Gestelle legten, »was hast du getan, daß du Meister Luhhan so meiden mußt?«

Mat zuckte die Achseln. »Eigentlich nichts. Ich habe Adan al'Caar und einigen seiner hochnäsigen Freunde – Ewin Finngar und Dag Coplin – erzählt, daß ein paar Bauern Geisterhunde gesehen haben, die Feuer spuckend durch den Wald rannten. Sie haben's geschluckt wie süße Sahne.«

»Und deshalb ist Meister Luhhan böse auf dich?« fragte Rand zweifelnd.

»Nicht unbedingt.« Mat legte eine Pause ein und schüttelte den Kopf. »Siehst du, ich habe zweien seiner Hunde Mehl aufs Fell gestreut, bis sie ganz weiß waren.

Dann habe ich sie in der Nähe von Dags Haus laufen lassen. Wie konnte ich ahnen, daß sie geradewegs nach Hause rannten? Das ist wirklich nicht meine Schuld. Wenn Frau Luhhan nicht die Tür offengelassen hätte, dann wären sie gar nicht reingekommen. Ich habe ja schließlich nicht gewollt, daß das ganze Haus voller Mehl war.« Er lachte kurz auf. »Ich habe gehört, daß sie den alten Luhhan mitsamt der Hunde mit einem Besen aus dem Haus gescheucht hat.«

Rand zuckte zusammen, lachte aber gleichzeitig. »Wenn ich du wäre, würde ich mir mehr Gedanken über Alsbet Luhhan machen als über den Schmied. Sie ist fast genauso stark und kann noch wütender werden als er. Aber was soll's? Wenn du schnell läufst, bemerkt er dich vielleicht nicht.« Mats Gesichtsausdruck zeigte, daß er Rands Äußerung keineswegs lustig fand.

Als sie durch den Schankraum zurückgingen, mußte Mat sich allerdings nicht beeilen. Die sechs Männer hatten ihre Stühle vor dem Kamin eng zusammengeschoben. Mit dem Rücken zum Feuer sprach Tam leise, und die anderen beugten sich vor, um ihn besser zu verstehen. Sie lauschten seinen Worten so konzentriert, daß sie vermutlich nicht einmal bemerkt hätten, wenn eine Herde Schafe durch den Raum getrieben worden wäre. Rand wollte gern näher treten, um zu hören, worüber sie sprachen, doch Mat zupfte ihn am Ärmel und warf ihm einen leidenden Blick zu. Mit einem Seufzer folgte er Mat hinaus zum Karren.

Bei ihrer Rückkehr in den Flur fanden sie oben auf der Kellertreppe ein Tablett vor, und der Duft von heißen Honigkuchen erfüllte den Flur. Auch zwei Krüge standen dabei und eine Kanne mit heißem gewürzten Süßmost. Trotz seiner eigenen Ermahnung, bis später zu warten,

legte Rand die letzten beiden Packmärsche zwischen Karren und Keller mit einem Fäßchen unter einem Arm und einem Stück Honigkuchen in der Hand zurück.

Er legte das letzte Fäßchen in das Gestell, wischte sich die Krümel vom Mund, während Mat ablud, und sagte dann: »Und was nun den Gauk ...«

Füße trampelten die Treppe herunter, und Ewin Finngar stürzte in seiner Erregung beinahe auf den Kellerboden. Sein feistes Gesicht strahlte vor Eifer. Er mußte seine Neuigkeiten loswerden. »Es sind Fremde im Dorf!« Er kam zu Atem und sah Mat schief an. »Geisterhunde habe ich keine gesehen, aber ich hörte, jemand habe Meister Luhhans Hunde mit Mehl gepudert. Ich habe auch gehört, daß Frau Luhhan weiß, wer dafür verantwortlich sein dürfte.«

Die Jahre, die Mat und Rand von Ewin trennten, der erst vierzehn war, sorgten normalerweise dafür, daß sie alles, was er sagte, ziemlich schnell abtaten. Diesmal jedoch blickten sie sich überrascht an und sprachen beide gleichzeitig.

»Im Dorf?« fragte Rand. »Nicht im Wald?«

Und Mat fügte im gleichen Moment hinzu: »Hatte er einen schwarzen Mantel an? Hast du sein Gesicht sehen können?«

Ewin sah unsicher von einem zum anderen und sagte dann schnell, als Mat drohend auf ihn zu trat: »Natürlich habe ich sein Gesicht sehen können. Und sein Mantel ist grün. Oder vielleicht grau. Er wechselt die Farbe. Er scheint sich immer dem Hintergrund anzupassen, vor dem er steht. Manchmal kann man ihn gar nicht sehen, auch wenn man ihn geradewegs anblickt. Nicht, bis er sich bewegt. Und ihrer ist blau wie der Himmel und zehnmal

schöner als alle Festkleider, die ich je gesehen habe. Sie ist auch zehnmal hübscher als alle, die ich je gesehen habe. Sie ist eine hochgestellte Dame wie in den Geschichten. Sie muß eine sein.«

»Sie?« fragte Rand. »Von wem redest du?« Er sah Mat an, der beide Hände auf den Kopf gelegt und die Augen zugedrückt hatte.

»Von denen wollte ich dir erzählen«, äußerte sich Mat schließlich, »bevor du mich als Helfer ...« Er brach ab und öffnete die Augen, um Ewin scharf anzusehen. »Sie sind gestern abend angekommen«, fuhr er nach einem Augenblick fort, »und haben sich Zimmer hier in der Schenke genommen. Ich sah, wie sie heranritten. Ihre Pferde, Rand! Ich habe noch nie so große und schlanke Pferde gesehen. Sie sehen aus, als könnten sie immer und ewig weitergaloppieren. Ich glaube, er arbeitet für sie.«

»Er steht in ihren Diensten«, unterbrach ihn Ewin. »Das nennt man ›in Diensten stehen‹, jedenfalls in den Geschichten, die ich gehört habe.«

Mat fuhr fort, als habe Ewin gar nicht gesprochen. »Jedenfalls hört er auf sie, tut, was sie sagt. Aber er benimmt sich nicht wie ein Knecht. Vielleicht ist er ein Soldat. Die Art, wie er sein Schwert trägt, als sei es ein Teil von ihm wie seine Hand oder sein Fuß. Neben ihm wirken die Begleitsoldaten der Kaufleute wie Köter. Und sie, Rand! Ich habe mir niemals eine solche Frau auch nur vorgestellt. Es ist, als stamme sie aus den Geschichten eines Gauklers. Sie ist, wie ... Wie ...« Er unterbrach seinen Redefluß und sah Ewin gekränkt an. »... wie eine hochgestellte Dame«, endete er mit einem Seufzer.

»Aber wer sind sie?« fragte Rand. Von den Kaufleuten abgesehen, die einmal im Jahr kamen, um Tabak und

Wolle zu kaufen, und den fahrenden Händlern, kamen niemals Fremde zu den Zwei Flüssen, jedenfalls so gut wie nie. Vielleicht kamen sie bis zu Taren Fähre, aber nicht noch weiter nach Süden. Die meisten Kaufleute und Händler kamen auch schon seit Jahren und zählten somit nicht als Fremde. Vielleicht konnte man sie als Außenstehende bezeichnen. Es war gute fünf Jahre her, daß zuletzt ein echter ›Fremder‹ in Emondsfeld erschienen war, und er hatte versucht, sich hier zu verstecken. Er hatte oben in Baerlon irgendwelche Schwierigkeiten gehabt, die keiner im Dorf verstand. Er war nicht lange geblieben. »Was wollen sie?«

»Was sie wollen?« rief Mat. »Es ist mir gleich, was sie wollen. Fremde, Rand, und Fremde, wie du sie dir nicht erträumt hast. Denk mal!«

Rand öffnete den Mund und schloß ihn wortlos wieder. Der schwarzgekleidete Reiter hatte ihn so nervös gemacht wie eine Katze im Hunderennen. Es schien schon ein mehr als seltsamer Zufall zu sein, daß sich drei Fremde auf einmal hier beim Dorf aufhielten. Drei – falls der seine Farben ändernde Mantel dieses Burschen niemals schwarz wurde.

»Sie heißt Moiraine«, sagte Ewin in das kurze Schweigen hinein. »Ich hörte, wie er sie so anredete. Moiraine nannte er sie. Die Lady Moiraine. Er heißt Lan. Die Seherin kann sie vielleicht nicht leiden, aber mir gefällt sie.«

»Wie kommst du darauf, daß Nynaeve sie nicht leiden kann?« fragte Rand.

»Sie hat heute morgen die Seherin nach dem Weg gefragt«, sagte Ewin, »und sie mit ›Kind‹ angesprochen.« Rand und Mat pfiffen leise durch die Zähne, und Ewin

überschlug sich fast vor Eifer. Er erklärte: »Die Lady Moiraine wußte nicht, daß sie die Seherin ist. Als sie es erfuhr, hat sie sich entschuldigt. Tatsächlich! Und sie stellte ihr dann Fragen über Kräuter und über die Leute in Emondsfeld mit dem gleichen Respekt wie jede Frau hier im Dorf, oder vielleicht noch mehr. Sie fragt immerzu, wie alt die Leute sind und wie lange sie schon hier wohnen und ... Ach, ich weiß nicht, was alles. Jedenfalls antwortete Nynaeve, als habe sie in einen unreifen Apfel gebissen. Und dann, als die Lady Moiraine wegging, hat ihr Nynaeve nachgeschaut, wie ... Also jedenfalls, freundlich war der Blick nicht, kann ich euch sagen.«

»Ist das alles?« fragte Rand. »Du kennst ja Nynaeves Launen. Als Cenn Buie sie letztes Jahr ›Kind‹ nannte, schlug sie ihm ihren Stock über den Schädel, und dabei ist er im Gemeinderat, und alt genug, um ihr Großvater zu sein, ist er außerdem. Sie geht bei jeder Gelegenheit hoch, und kaum hat sie sich umgedreht, ist der Ärger auch schon verflogen.«

»Für mich ist das schon zu lang«, murmelte Ewin.

»Mir ist es ganz gleich, wem Nynaeve über den Schädel schlägt, solange ich's nicht bin«, gluckste Mat vergnügt. »Das wird das beste Bel Tine, das es jemals gab. Ein Gaukler, eine Lady – wer kann mehr verlangen? Wer braucht schon ein Feuerwerk?«

»Ein Gaukler?« fragte Ewin mit überkieksender Stimme.

»Komm schon, Rand«, fuhr Mat fort, wobei er den jüngeren überging. »Wir sind doch hier fertig. Du mußt den Burschen sehen!«

Er sprang die Treppen hoch. Ewin kam hinterher und rief: »Ist wirklich ein Gaukler da, Mat? Das ist keine Schwindelei wie die Geisterhunde, nicht wahr? Oder wie

die Frösche?«

Rand blieb lange genug unten, um die Lampe auf ganz kleine Flamme zu stellen, dann eilte er hinterher.

Im Schankraum hatten sich Rowan Hurn und Samel Crawe zu den anderen vor dem Feuer gesellt, so daß nun der gesamte Gemeinderat versammelt war. Jetzt sprach Bran al'Vere. Seine normalerweise derb-laute Stimme war so gedämpft, daß jenseits der zusammengerückten Stühle nur ein dumpfes Murmeln zu hören war. Der Bürgermeister betonte seine Worte, indem er mit dem dicken Zeigefinger in die Fläche der anderen Hand klopfte und einen Mann nach dem anderen anblickte. Alle nickten ihm ihr Einverständnis zu, was er auch sagen mochte, nur bei Cenn sah das etwas zurückhaltender aus als bei den anderen.

Die Art, wie sie alle eng zusammengerückt miteinander sprachen, sagte mehr als ein Hinweisschild. Worüber immer sie sprachen, es ging – im Moment jedenfalls – nur den Gemeinderat etwas an. Sie hätten sicher etwas dagegen gehabt, daß Rand lauschte. Zögernd riß er sich los. Es gab ja auch noch den Gaukler. Und diese Fremden.

Draußen waren Bela und der Karren verschwunden. Hu oder Tad, die Stallburschen der Schenke, hatten sie weggebracht. Mat und Ewin standen ein paar Schritte vom Eingang der Schenke entfernt. Ihre Mäntel wurden vom Wind hin und her gerissen. Sie blickten sich wütend in die Augen.

»Zum letzten Mal«, fauchte Mat, »ich spiele dir *keinen* Streich! Es ist *wirklich* ein Gaukler da. Jetzt hau ab! Rand, sag du diesem Wollkopf, daß ich die Wahrheit sage, damit er mich in Ruhe läßt.«

Rand zog seinen Umhang enger und tat einen Schritt vorwärts, um Mat zu unterstützen. Doch die Worte

erstarben ihm auf den Lippen, als sich ihm die Nackenhaare sträubten. Er wurde wieder beobachtet. Es war keineswegs das Gefühl, das er bei dem verhüllten Reiter empfunden hatte, aber es war auch nicht angenehm, besonders so kurze Zeit nach dem Zusammentreffen im Wald.

Ein kurzer Rundblick über das Grün zeigte ihm nur, was er auch zuvor dort erblickt hatte: spielende Kinder, Menschen, die das Fest vorbereiteten, und kaum ein Blick in seine Richtung. Der Frühlingsbaum stand nun allein da und wartete. Geschäftigkeit und kindliche Rufe erfüllten die Gassen. Alles war so, wie es sein sollte. Außer, daß er beobachtet wurde.

Dann brachte ihn etwas dazu, sich umzudrehen und aufzuschauen. Am Rand des Ziegeldachs der Schenke saß ein großer Rabe und schwankte ein wenig im böigen Wind. Er hielt den Kopf schräg und äugte mit einem schwarzen Knopfauge – nach ihm, dachte er. Er schluckte, und urplötzlich stieg heißer, scharfer Zorn in ihm auf.

»Dreckiger Aasfresser«, murmelte er.

»Ich hab's satt, angestarrt zu werden«, grollte Mat, und Rand bemerkte, daß sein Freund neben ihn getreten war und den Raben ebenfalls böse anblickte.

Sie tauschten einen Blick, und dann suchten ihre Hände gleichzeitig nach Steinen.

Die beiden Steine flogen genau auf ihr Ziel zu ... Und der Rabe hüpfte zur Seite. Die Steine pfiffen über die Stelle, an der er sich gerade noch befunden hatte. Er schlug einmal mit den Flügeln, legte den Kopf wieder schräg, fixierte sie mit einem toten schwarzen Auge, ohne jede Angst, ohne ein Anzeichen, daß irgend etwas geschehen war.

Rand sah den Vogel verwirrt an. »Hast du jemals einen Raben gesehen, der sich so verhielt?« fragte er ruhig.

Mat schüttelte den Kopf, ohne den Raben aus den Augen zu verlieren. »Nie. Und auch noch keinen anderen Vogel.«

»Ein übler Vogel«, sagte eine Frauenstimme hinter ihnen. Trotz des darin mitschwingenden Ekels klang die Stimme melodiös. »Selbst in guten Zeiten sollte man ihm mißtrauen.«

Mit einem schrillen Schrei warf sich der Rabe so kraftvoll in die Luft hinaus, daß zwei schwarze Federn vom Rand des Daches herunterschwebten.

Überrascht drehten sich Rand und Mat herum und verfolgten den schnellen Flug des Vogels über das Grün hinweg in Richtung auf die wolkenverhangenen Verschleierten Berge zu, die hinter dem Westwald hoch aufragten, bis er zu einem verschwindend kleinen Fleck am Westhimmel wurde und dann ganz außer Sicht war.

Rands Blick fiel auf die Frau, die sie angesprochen hatte. Auch sie hatte den Flug des Raben verfolgt und wandte sich nun ihnen zu. Ihr Blick traf den seinen. Er konnte sie nur stumm anstarren. Dies mußte die Lady Moiraine sein, und sie war alles wert, was Mat und Ewin über sie gesagt hatten, alles und noch mehr.

Als er gehört hatte, daß sie Nynaeve als Kind bezeichnet hatte, stellte er sie sich als alte Dame vor, doch das war sie nicht. Zumindest war er nicht in der Lage, ihr Alter auch nur zu schätzen. Zuerst dachte er, sie sei genauso jung wie Nynaeve, aber je länger er sie ansah, desto mehr war er überzeugt, daß sie doch älter war. Um ihre großen dunklen Augen herum lag eine Reife, ein Hauch von Lebenserfahrung, die niemand Junges besitzen konnte. Einen Moment lang glaubte er, diese Augen seien tiefe

Seen, die ihn gleich verschlingen würden. Es war klar, warum Mat und Ewin sie als eine Lady aus den Erzählungen eines Gauklers bezeichnet hatten. Sie besaß eine Anmut und beherrschte die Szenerie in einem Maße, daß er sich unbeholfen und plump vorkam. Sie reichte ihm zwar kaum bis zur Brust, aber ihre Ausstrahlung ließ ihre Größe genau richtig erscheinen, und er kam sich mit seiner Länge linkisch vor.

Alles in allem glich sie niemandem, den er je zuvor gesehen hatte. Die weite Kapuze des Mantels umrahmte ihr Gesicht und das dunkle Haar, das in weichen Locken frei hing. Er hatte noch nie eine erwachsene Frau gesehen, deren Haar nicht zu Zöpfen geflochten war; jedes Mädchen der Zwei Flüsse wartete ungeduldig darauf, daß der Frauenzirkel ihres Dorfes feststellte, sie sei alt genug, um einen Zopf zu tragen. Ihre Kleidung wirkte ebenso fremdartig. Ihr Umhang war aus himmelblauem Samt mit viel silbernem Zierrat, Blättern und Ranken und Blumen am ganzen Saum entlang. Ihr Kleid schimmerte leicht, wenn sie sich bewegte. Es war von einem dunkleren Blau als der Mantel und wies einen cremefarbenen Schrägstreifen auf. Um den Hals trug sie ein Halsband aus schweren Goldringen, während ihr von einer anderen, feineren Goldkette, die im Haar befestigt war, ein kleiner blau-glitzernder Edelstein in die Mitte der Stirn herunterhing.

Um die Taille lag ein breiter Gürtel aus gewobenen Goldfäden, und am Ringfinger der linken Hand steckte ein Goldring in Form einer Schlange, die sich in den eigenen Schwanz biß. Er hatte nun wirklich noch nie einen solchen Ring gesehen, aber er erkannte die Große Schlange, ein noch älteres Symbol für die Ewigkeit als das Rad der Zeit.

Schöner als alle Festkleider hatte Ewin gesagt, und er hatte recht gehabt. Niemand bei den Zwei Flüssen kleidete sich so. Niemals.

»Guten Morgen, Frau ... äh ... Lady Moiraine«, sagte Rand. Sein Gesicht wurde ganz heiß, als er sich so versprach.

»Guten Morgen, Lady Moiraine«, kam das etwas geschliffenere Echo von Mat, doch ein wenig unsicher klangen auch seine Worte.

Sie lächelte, und Rand fragte sich, ob er irgend etwas für sie tun könnte, damit er eine Entschuldigung dafür hatte, in ihrer Nähe zu verweilen. Er wußte, daß sie alle anlächelte, doch es schien ihm, als lächle sie nur für ihn allein. Es war wirklich so, als sei die Erzählung eines Gauklers zum Leben erwacht. Mats Gesicht zeigte ein albernes Grinsen.

»Ihr kennt meinen Namen«, sagte sie, und es klang erfreut. Als ob ihre Gegenwart, und wenn sie von noch so kurzer Dauer war, nicht das Gesprächsthema Nummer eins im Dorf für das nächste Jahr wäre! »Aber ihr müßt mich Moiraine nennen, nicht Lady. Und wie heißt ihr?«

Ewin sprang in die Bresche, noch bevor einer der beiden anderen den Mund aufbrachte. »Mein Name ist Ewin Finngar, Lady. Ich habe denen Euren Namen gesagt, deswegen kannten sie ihn. Ich hörte, wie Lan ihn erwähnte, aber gelauscht habe ich nicht. Niemand wie Ihr ist jemals zuvor nach Emondsfeld gekommen. Es ist auch ein Gaukler hier im Dorf zum Bel Tine. Und heute ist Winternacht! Kommt Ihr in mein Haus? Meine Mutter hat Apfelkuchen gebacken.«

»Wir werden ja sehen«, antwortete sie und legte die Hand auf Ewins Schulter. Ihre Augen glitzerten amüsiert, doch ansonsten blieb sie ernst. »Ich weiß nicht, inwieweit

ich mit einem Gaukler konkurrieren kann, Ewin. Aber ihr alle müßt mich wirklich Moiraine nennen.« Sie schaute Rand und Mat erwartungsvoll an.

»Ich bin Matrim Cauthon, La ... äh ... Moiraine«, sagte Mat. Er verbeugte sich steif und ruckartig, und beim Aufrichten lief er rot an.

Rand hatte sich gefragt, ob er auch so etwas tun sollte, so wie die Männer in den Erzählungen, aber nachdem er Mats Beispiel gesehen hatte, nannte er nur seinen Namen. Zumindest versprach er sich diesmal nicht wieder.

Moiraine sah erst ihn, dann Mat und dann wieder ihn an. Rand dachte bei sich, ihr Lächeln, das kaum die Mundwinkel berührte, wirke wie das Egwenes, wenn sie ein Geheimnis hatte. »Es kann sein, daß ich während meines Aufenthalts in Emondsfeld von Zeit zu Zeit ein paar kleine Aufträge habe«, sagte sie. »Vielleicht wärt ihr gewillt, mir zu helfen?« Sie lachte, als sie sich mit ihrer Zustimmung beinahe überschlugen. »Hier«, sagte sie und Rand war überrascht, als sie ihm eine Münze in die Hand drückte und ihm die Hand mit ihren beiden Händen darum zudrückte.

»Es ist nicht nötig«, begann er, aber sie wischte seinen Protest mit einer Handbewegung beiseite und gab Ewin auch eine Münze; schließlich drückte sie auch Mats Hand um eine Münze, wie sie es bei Rand getan hatte.

»Natürlich ist es nötig«, sagte sie. »Man kann doch von euch nicht erwarten, daß ihr umsonst arbeitet. Betrachtet die Münzen als Andenken und behaltet sie, damit ihr euch daran erinnert, daß ihr zu mir kommen sollt, wenn ich es verlange. Die Münzen verbinden uns jetzt miteinander.«

»Ich werde das nie vergessen«, posaunte Ewin heraus.

»Wir werden uns später unterhalten«, sagte sie, »und ihr

müßt mir alles über euch erzählen.«

»Lady ... Entsch ... Moiraine?« fragte Rand zögernd, als sie sich abwandte. Sie blieb stehen und blickte über die Schulter zurück. Er mußte schlucken, bevor er fortfuhr: »Warum seid Ihr nach Emondsfeld gekommen?« Ihr Gesichtsausdruck änderte sich nicht, und doch wünschte er plötzlich, er hätte die Frage nicht gestellt. Er konnte nicht einmal sagen, warum. Er wollte jedenfalls rasch klarstellen, warum er gefragt hatte. »Ich wollte nicht unhöflich sein. Es tut mir leid. Es ist nur so, daß niemand außer den Kaufleuten und Händlern zu den Zwei Flüssen kommt, wenn der Schnee nicht allzu tief ist, so daß sie aus Baerlon herunterkommen können. Fast niemand. Bestimmt niemand wie Ihr. Die Leibwächter der Kaufleute sagen manchmal, dies sei der hintere Winkel der Ewigkeit, und ich schätze, von draußen gesehen mag es so scheinen. Ich wundere mich nur.«

Ihr Lächeln verschwand nun ganz langsam von ihrem Gesicht, als habe sie sich an etwas erinnert. Einen Augenblick lang sah sie ihn nur einfach an. »Ich studiere die Geschichte«, sagte sie schließlich, »und sammle alte Erzählungen. Diese Gegend, die ihr heute Zwei Flüsse nennt, hat mich schon immer angezogen. Manchmal beschäftige ich mich mit Ereignissen, die vor langer Zeit hier geschehen sind, hier und anderswo.«

»Ereignisse?« fragte Rand. »Was kann denn in Zwei Flüsse je geschehen sein, daß es jemanden wie Euch interessiert – ich meine, was könnte hier schon passiert sein?«

»Und wie sonst als Zwei Flüsse wollt Ihr dieses Land nennen?« fügte Mat hinzu. »So hieß es schon immer.«

»Während sich das Rad der Zeit dreht«, sagte Moiraine

halb zu sich selbst und mit einem abwesenden Blick, »führen Orte viele verschiedene Namen. Auch die Menschen tragen viele Namen und viele Gesichter. Unterschiedliche Gesichter, doch immer der gleiche Mensch. Doch niemand kennt das Große Muster, das vom Rad gewebt wird; wir kennen nicht einmal das Muster eines Zeitalters. Wir können nur beobachten und studieren und hoffen.«

Rand starrte sie an, unfähig, auch nur ein Wort herauszubringen oder zu fragen, was sie damit meinte. Er war sich nicht sicher, ob ihre Worte auch für sie bestimmt gewesen waren. Die anderen beiden schwiegen genau wie er, stellte er fest. Ewin stand der Mund offen.

Moiraines Blick kehrte zu ihnen zurück, und alle drei schüttelten sich ein wenig, als erwachten sie. »Wir werden uns später darüber unterhalten«, sagte sie. Keiner von ihnen sagte ein Wort. »Später.« Sie ging in Richtung Wagenbrücke. Es sah mehr wie ein Gleiten aus als ein Gehen. Ihr Umhang breitete sich nach beiden Seiten aus wie Flügel.

Als sie ging, verließ ein hochgewachsener Mann, den Rand vorher gar nicht bemerkt hatte, den Schatten der Schenke und folgte ihr, die eine Hand am langen Knauf seines Schwertes. Seine Kleidung war von einer dunklen graugrünen Farbe, die vor Blättern oder im Schatten fast verschwand, und sein Umhang wirbelte durch Schattierungen von Grau und Grün und Braun, wie er so im Wind flatterte. Je nach dem Hintergrund war dieser Umhang manchmal beinahe unsichtbar. Er trug das Haar lang. An den Schläfen zeigte sich Grau. Das Haar wurde von einem schmalen Lederband zurückgehalten. Das Gesicht schien aus kantigem Fels gehauen, wettergegerbt,

doch faltenlos und nicht vom Alter gezeichnet, bis auf das Grau in den Haaren. Seine Bewegungen erinnerten Rand an einen Wolf.

Als er an ihnen vorbeiging, streifte sein Blick kurz die drei jungen Männer. Seine Augen waren so kalt und blau wie der Mittwinterhimmel. Es schien, als wöge er sie in seinem Geist ab, doch es gab kein Anzeichen dafür, was ihm die Waage angezeigt hatte. Er beschleunigte seine Schritte, bis er Moiraine eingeholt hatte. Dann ging er langsam an ihrer Seite weiter und beugte sich nieder, um mit ihr zu sprechen. Rand stieß die Luft aus und merkte erst jetzt, daß er sie angehalten hatte.

»Das war Lan«, sagte Ewin mit kehliger Stimme, als habe auch er die Luft angehalten. Das war aber auch ein Blick gewesen, bei dem einem der Atem stocken konnte. »Ich wette, er ist ein Behüter.«

»Sei kein Narr!« Mat lachte, doch das Lachen klang zittrig. »Behüter gibt es nur in Geschichten. Und auf jeden Fall haben sie Schwerter und goldüberzogene Rüstungen mit Edelsteinen dran, und sie bleiben immer oben im Norden, in der Großen Fäule, und kämpfen gegen das Böse und gegen Trollocs und so was.«

»Er *könnte* ein Behüter sein.« Ewin bestand darauf. »Hast du bei ihm irgendwo Gold und Edelsteine gesehen?« schalt Mat. »Haben wir hier bei den Zwei Flüssen etwa Trollocs? Wir haben Schafe. Ich frage mich wirklich, was hier jemals geschehen sein kann, daß jemand wie sie sich dafür interessiert.«

»Es könnte schon sein«, antwortete Rand langsam. »Man sagt, die Schenke stehe hier schon seit tausend Jahren oder mehr.«

»Tausend Schafsjahre vielleicht«, meinte Mat.

»Ein silberner Pfennig!« platzte Ewin heraus. »Sie hat mir einen ganzen Silberpfennig gegeben! Stellt euch vor, was ich dafür kaufen kann, wenn der Händler kommt.«

Rand öffnete die Faust, um die Münze anzusehen, die sie ihm gegeben hatte, und beinahe hätte er sie vor Überraschung fallen gelassen. Zwar war ihm die dicke Silbermünze mit dem aufgeprägten Bild einer Frau, die in der erhobenen Hand eine Flamme hielt, nicht geläufig, aber er hatte Bran öfter beobachtet, wenn er die Münzen der Kaufleute aus einem Dutzend verschiedener Länder abgewogen hatte, und er kannte ihren ungefähren Wert. Soviel Silber reichte, um überall im Gebiet der Zwei Flüsse ein gutes Pferd zu erwerben, und es bliebe sicher noch etwas übrig.

Er sah Mat an und erkannte auf seinem Gesicht den gleichen verblüfften Ausdruck, den auch seine Miene zeigen mußte. Er hielt die Hand schräg, so daß Mat die Münze sehen konnte, Ewin aber nicht, und zog fragend die Augenbrauen hoch. Mat nickte, und eine Minute lang blickten sich beide staunend an.

»Welche Art von Diensten wird sie uns wohl auftragen?« fragte Rand schließlich.

»Ich weiß nicht«, sagte Mat mit fester Stimme, »und es interessiert mich nicht. Ich werde die Münze nicht ausgeben. Auch dann nicht, wenn der Händler kommt.« Damit steckte er das Geldstück in die Manteltasche.

Rand nickte und tat es ihm mit langsamen Bewegungen gleich. Er war sich nicht über den Grund im klaren, aber was Mat gesagt hatte, schien richtig. Die Münze sollte nicht ausgegeben werden. Nicht, wenn sie von ihr stammte. Er konnte sich nicht denken, wofür Silber sonst noch gut sein sollte, doch ...

»Denkt ihr, daß ich meine auch aufheben sollte?« Quälende Unentschlossenheit prägte Ewins Gesichtsausdruck.

»Nicht, wenn du nicht willst«, sagte Mat.

»Ich glaube, sie gab sie dir zum Ausgeben«, sagte Rand.

Ewin blickte seine Münze an, schüttelte den Kopf und stopfte den Silberpfennig in die Tasche. »Ich behalte sie«, sagte er bedauernd.

»Es gibt ja auch noch den Gaukler«, sagte Rand, und die Miene des Jungen hellte sich auf.

»Wenn er jemals aufsteht«, fügte Mat hinzu.

»Rand«, fragte Ewin, »ist *wirklich* ein Gaukler da?«

»Du wirst schon sehen«, antwortete Rand lachend. Es war klar, daß Ewin es nicht glauben würde, bis er den Gaukler mit eigenen Augen sah. »Früher oder später muß er ja wohl runterkommen.«

Rufe waren von jenseits der Wagenbrücke zu hören. Als Rand sah, was los war, lachte er vor Freude. Eine durcheinanderwirbelnde Menge von Dorfbewohnern, vom grauhaarigen Opa bis zu watschelnden Kleinkindern, begleitete einen hohen Planwagen zur Brücke, einen riesigen Wagen, der von acht Pferden gezogen wurde. Außen an der halbrund übergezogenen Plane hingen Bündel von Waren wie Trauben an einem Strunk. Der Händler war endlich da. Fremde und ein Gaukler, Feuerwerk und ein fahrender Händler. Es würde das beste Bel Tine aller Zeiten werden.

KAPITEL 3

Der fahrende Händler

Zusammengebunden aufgehängte Töpfe klapperten, als der Wagen des fahrenden Händlers über die schweren Balken der Wagenbrücke rumpelte. Er wurde immer noch von einer großen Schar Dorfbewohner und Bauern umgeben, die zum Fest gekommen waren. Der Händler brachte seine Pferde vor der Schenke zum Stehen.

Aus jeder Richtung strömte weiteres Volk herbei und vergrößerte die Zahl derer, die den Wagen umstanden. Dessen Räder waren höher als die Menschen, die den Händler auf dem Bock des Wagens über ihnen nicht aus den Augen ließen.

Der Mann auf dem Wagen war Padan Fain, ein blasser dünner Bursche mit langen dünnen Armen und einer großmächtigen Adlernase. Fain, der immer lächelte oder lachte, als wisse er einen Witz, den keiner sonst kannte, war mit seinem Wagen und diesem Gespann jeden Frühling in Emondsfeld eingezogen, solange sich Rand zurückerinnern konnte. Gerade als das Gespann mit rasselndem Geschirr zum Stehen kam, flog die Tür der Schenke auf, und der Gemeinderat erschien, von Meister al'Vere und Tam angeführt. Sie alle marschierten zielbewußt heraus, selbst Cenn Buie. Um sie herum riefen die anderen aufgeregt nach Nadeln und Spitzen und Büchern und tausend anderen Dingen, die sie brauchten oder zu brauchen glaubten. Zögernd machte die Menge Platz für den Gemeinderat. Als er vorn angelangt war,

schlossen sich dahinter die Reihen wieder dicht, und das Geschrei nach den Diensten des Händlers schwoll an. Vor allem verlangten die Dorfbewohner nach Neuigkeiten von draußen.

In den Augen der Dorfbewohner machten Nadeln und Tee und dergleichen nicht mehr als die Hälfte dessen aus, was der Händler in seinem Wagen mitführte. Genauso wichtig waren die Neuigkeiten von draußen, Neuigkeiten aus der Welt jenseits der Zwei Flüsse. Einige Händler erzählten einfach, was sie wußten, warfen es den Dorfbewohnern hin wie einen Haufen Abfall, von dem sie nicht belästigt werden wollten. Anderen mußte man jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen. Sie redeten widerwillig und ungeschickt. Fain dagegen sprach frei, wenn er die Dorfbewohner auch öfter neckte, und dehnte das Ganze aus, machte es zu einer Vorstellung wie einen Gauklerauftritt. Er genoß es, im Mittelpunkt zu stehen, herumzustolzieren wie ein zu klein geratener Hahn, wenn alle Augen auf ihm ruhten. Rand fragte sich, ob es Fain überhaupt passen mochte, daß er nun einen richtigen Gaukler in Emondsfeld vorfand.

Der Händler schenkte dem Gemeinderat und den Dorfbewohnern genau die gleiche Beachtung, während er umständlich die Zügel zusammenband – nämlich gar keine Beachtung. Er nickte so nebenher, aber das galt niemand Bestimmtem. Er lächelte stumm und winkte abwesend einigen Leuten zu, mit denen er befreundet war, obwohl er trotz aller Freundschaft immer einen gewissen Abstand hielt. Man klopfte sich gegenseitig auf die Schulter, ohne sich dabei näherzukommen. Die Aufforderungen, endlich zu erzählen, wurden lauter, doch Fain wartete und beschäftigte sich mit irgendwelchen Kleinigkeiten oben auf

dem Bock, damit die Menschenmenge und die Erwartungen so groß wurden, wie er das wollte. Nur der Gemeinderat blieb stumm. Die Herren zeigten jene Würde, die man von ihrer Stellung erwartete, aber den anschwellenden Wolken von Pfeifenrauch über ihren Köpfen war anzumerken, wie schwer es ihnen fiel.

Rand und Mat schoben sich in die Menge, um dem Wagen so nahe wie möglich zu kommen. Rand hätte ja auf halbem Weg Halt gemacht, doch Mat wand sich durch das Gedränge und zog Rand hinter sich her, bis sie genau hinter dem Gemeinderat standen. »Ich hatte schon geglaubt, du wolltest das Fest auf dem Hof verbringen!«, rief Perrin Aybara Rand über den Lärm hinweg zu. Er war einen halben Kopf kleiner als Rand, aber der lockenköpfige Schmiedlehrling war so stämmig, daß er wie eineinhalb Männer wirkte. Seine Arme und Schultern waren so stark, daß sie schon denen von Meister Luhhan selbst gleichkamen. Er hätte sich mit Leichtigkeit durch die Menge drängen können, aber das war nicht seine Art. Er schob sich rücksichtsvoll hindurch und entschuldigte sich bei Leuten, die sowieso ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf den Händler konzentriert hatten und ihn kaum bemerkten. Trotzdem entschuldigte er sich und bemühte sich, niemanden anzustoßen, als er sich auf Rand und Mat zubewegte. »Stellt Euch vor«, sagte er, als er sie schließlich erreicht hatte, »Bel Tine und ein Händler, beides gleichzeitig. Ich wette, es gibt wirklich ein Feuerwerk.«

»Du kennst nicht mal ein Viertel von den Neuigkeiten, die hier alle geschehen.« Mat lachte.

Perrin beäugte ihn mißtrauisch und blickte Rand dann fragend an.

»Es stimmt!« rief Rand. Dann zeigte er auf die weiter anwachsende Menschenmenge, die durcheinanderschrie. »Später. Ich erkläre es dir später. Später habe ich gesagt!«

In diesem Augenblick stellte sich Padan Fain auf den Fahrersitz, und es wurde sofort leise in der Menge. Rands letzte Worte explodierten förmlich in die plötzliche Stille hinein. Der Händler hatte gerade mit einer dramatischen Geste den Arm erhoben und den Mund geöffnet. Alles drehte sich um und starrte Rand an. Der kleine knochige Mann auf dem Wagen, der erwartet hatte, daß jeder gespannt seinen ersten Worten lauschen werde, sah Rand scharf und durchdringend an.

Rand errötete und wünschte sich, er wäre so klein wie Ewin, damit er sich nicht so von der Menge abhob. Auch seine Freunde traten unbehaglich von einem Fuß auf den anderen. Es war erst im letzten Jahr geschehen, daß Fain endlich von ihnen Notiz genommen und sie als Männer anerkannt hatte. Fain hatte normalerweise nicht viel Zeit für junge Leute, die kaum Waren aus seinem Wagen kaufen konnten. Rand hoffte, daß er in den Augen des Händlers nun nicht wieder als Kind eingestuft wurde.

Mit einem lauten Räuspern zupfte Fain an seinem schweren Mantel. »Nein, nicht *später*«, deklamierte er und warf eine Hand in grandioser Geste nach oben. »Ich werde euch *jetzt* berichten.« Beim Sprechen gestikulierte er breit und warf seine Worte über die Menge hinweg. »Ihr glaubt, ihr habt Schwierigkeiten gehabt hier im Gebiet der Zwei Flüsse, nicht wahr? Nun, die ganze Welt hat Probleme, von der Großen Fäule nach Süden bis zum Meer der Stürme, vom Aryth-Meer im Westen bis zur Aiel-Wüste im Osten. Und sogar darüber hinaus. Der Winter war härter, als man ihn je erlebt hat, kalt genug, um euch das Blut gefrieren zu

lassen und euch die Knochen zu brechen? Ahhh! Der Winter war überall hart und kalt. In den Grenzlanden würden sie euren Winter einen Frühling nennen. Doch der Frühling kommt nicht, sagt ihr? Wölfe haben eure Schafe gerissen? Vielleicht haben die Wölfe auch Menschen angegriffen? Ist es so? Tja, nun, der Frühling ist überall zu spät dran. Überall gibt es Wölfe, die nach jedem Stück Fleisch gieren, in das sie ihre Zähne schlagen können, seien es Schafe oder Kühe oder Menschen. Aber es gibt Schlimmeres als Wölfe oder den Winter. Es gibt Leute, die wären froh, wenn sie nur eure kleinen Sorgen hätten.« Er unterbrach seinen Redeschwall erwartungsvoll.

»Was könnte denn schlimmer sein als Wölfe, die Schafe und Menschen töten?« wollte Cenn Buie wissen. Andere murmelten beifällig.

»Menschen, die Menschen töten.« Die Antwort des Händlers, in bedeutungsvollem Tonfall gesprochen, wurde von der Menge mit erschrockenem Gemurmel quittiert, das noch zunahm, als er weitersprach. »Ich meine damit Krieg. In Ghealdan herrscht Krieg, Krieg und Wahnsinn. Der Schnee im Wald von Dhallin ist rot vom Blut getöteter Männer. Die Luft ist erfüllt von Raben und ihrem Geschrei. Heere marschieren nach Ghealdan. Völker, mächtige Königshäuser und große Männer schicken ihre Soldaten in den Kampf.«

»Krieg?« Meister al'Veres Mund formte das ungewohnte Wort nur ungeschickt. Niemand im Gebiet der Zwei Flüsse hatte je mit einem Krieg zu tun gehabt. »Warum herrscht dort Krieg?«

Fain grinste, und Rand hatte das Gefühl, daß er sich über die Abgeschiedenheit der Dorfbewohner und ihre Unwissenheit lustig machte. Der Händler beugte sich vor,

als teile er dem Bürgermeister ein Geheimnis mit, doch sein Flüstern sollte weithin hörbar sein und war es auch. »Die Flagge des Drachen wurde gehißt, und Männer strömen herbei, um sie zu bekämpfen. Und zu unterstützen.«

Alle schnappten gleichzeitig entsetzt nach Luft, und Rand erschauerte gegen seinen Willen.

»Der Drache!« stöhnte jemand. »Der Dunkle König ist in Ghealdan!«

»Nicht der Dunkle König«, grollte Haral Luhhan. »Der Drache ist nicht der Dunkle König. Und es ist außerdem ein falscher Drache.«

»Laß uns anhören, was Meister Fain noch zu sagen hat«, sagte der Bürgermeister, aber niemand ließ sich so einfach beruhigen. Von allen Seiten riefen die Leute. Männer und Frauen überschrien sich gegenseitig.

»Genauso schlimm wie der Dunkle König!«

»Der Drache hat die Welt zerstört, oder nicht?«

»Er hat damit angefangen! Er hat die Zeit des Wahns verursacht!«

»Ihr kennt die Prophezeiung! Wenn der Drache wiedergeboren wird, werden euch eure schlimmsten Alpträume wie die schönsten Träume vorkommen!«

»Er ist bloß wieder ein falscher Drache. Das kann nicht anders sein!«

»Was macht das schon für einen Unterschied? Erinnert euch an den letzten falschen Drachen. Auch er begann einen Krieg. Tausende starben damals, oder nicht, Fain? Er belagerte Illian.«

»Das sind böse Zeiten! Zwanzig Jahre lang hat niemand behauptet, der Wiedergeborene Drache zu sein, und nun gleich drei innerhalb der letzten fünf Jahre. Böse Zeiten!

Denkt nur an das Wetter!«

Rand tauschte Blicke mit Mat und Perrin. Mats Augen glänzten vor Erregung, doch Perrin machte eine sorgenvolle Miene. Rand konnte sich an jede der Geschichten erinnern, die von den Männern berichtet hatten, die sich selbst als den Wiedergeborenen Drachen bezeichneten. Auch wenn sie sich alle als falsche Drachen erwiesen hatten, indem sie starben, ohne eine der Prophezeiungen zu erfüllen, so hatten sie doch genug Unheil gestiftet. Ganze Nationen wurden vom Krieg zerrissen, Städte und Dörfer niedergebrannt. Die Toten fielen wie Blätter im Herbstwind, und Flüchtlinge verstopften die Straßen wie Schafe in einem Pferch. So hatten es die fahrenden Händler erzählt, und die Kaufleute und niemand von den Zwei Flüssen, der seine fünf Sinne beisammen hatte, zweifelte daran. Die Welt werde untergehen, sagten einige, wenn der wirkliche Drache wiedergeboren würde.

»Schluß damit!« schrie der Bürgermeister. »Seid ruhig! Laßt Euch nicht von eurer eigenen Einbildung übermannen! Laßt Meister Fain von diesem falschen Drachen erzählen!« Die Leute begannen sich zu beruhigen, doch Cenn Buie weigerte sich zu schweigen.

»Ist es wirklich ein falscher Drache?« fragte der Dachdecker mürrisch.

Meister al'Vere blinzelte überrascht und fauchte ihn an: »Sei kein alter Narr, Cenn!« Aber Cenn hatte die Menge wieder angeheizt.

»Er kann doch nicht der Wiedergeborene Drache sein! Das Licht helfe uns – er kann es doch nicht sein!«

»Du alter Narr, Buie! Du *willst* das Pech herausfordern, nicht wahr?«

»Nächstens nennt er noch den Dunklen König beim Namen! Du bist vom Drachen besessen, Cenn Buie! Versuchst uns alle ins Unglück zu stürzen!«

Cenn sah sich trotzig um, versuchte, die Ankläger mit einem Blick zum Schweigen zu bringen, und erhob die Stimme. »Ich habe nicht gehört, wie Fain sagte, dies sei ein falscher Drache. Habt ihr das gesagt? Gebraucht eure Augen! Wo ist die Saat, die jetzt kniehoch oder höher sein sollte? Warum ist es immer noch Winter, wenn der Frühling schon vor einem Monat eingekehrt sein sollte?« Es gab böse Zurufe, Cenn solle den Mund halten. »Ich werde nicht schweigen! Mir gefällt es auch nicht, so zu reden, aber ich stecke meinen Kopf nicht unter einen Korb, bis ein Mann aus Taren-Fähre kommt und mir den Hals abschneidet. Und ich lasse mich nicht von Fain an der Nase herumführen. Sagt es uns jetzt, Händler. Was habt Ihr gehört? Eh? Ist dieser Mann ein falscher Drache?«

Falls Fain durch die Neuigkeiten, die er gebracht, oder durch den Aufruhr, den er verursacht hatte, beunruhigt war, zeigte er es jedenfalls nicht. Er zuckte nur die Achseln und legte einen knochigen Finger an die Nase. »Was das betrifft – wer weiß schon, wann es zu Ende und vorbei ist?« Er schwieg und zeigte sein geheimnisschwangeres Lächeln, während er die Augen über die Menge schweifen ließ. Er schien ihre Reaktionen zu beobachten und fand das offensichtlich lustig. »Ich weiß«, sagte er betont lässig, »daß er die Eine Macht anwenden kann. Die anderen konnten das nicht. Doch er kann sie lenken. Der Boden öffnet sich unter den Füßen seiner Feinde, und dicke Mauern zerbrechen bei seinem Schrei. Der Blitz kommt, wenn er ihn ruft, und schlägt dort ein, wo er hinzeigt. Das habe ich gehört, und zwar von Männern, denen ich

glaube.«

Gelähmtes Schweigen breitete sich aus. Rand sah seine Freunde an. Perrin schien Dinge zu sehen, die ihm nicht gefielen, aber Mat wirkte immer noch aufgeregt.

Tam, dessen Gesicht fast genauso ruhig wirkte wie sonst, zog den Bürgermeister zu sich heran, aber bevor er sprechen konnte, platzte Ewin Finngar heraus.

»Er wird wahnsinnig werden und sterben! In den Geschichten werden die Männer, die die Eine Macht lenken, immer wahnsinnig, und dann siechen sie dahin und sterben. Nur Frauen können sie benutzen. Weiß er das nicht?« Er duckte sich, um einer Kopfnuß von Meister Buie zu entgehen.

»Wir haben genug von dir gehört, Junge.« Cenn schüttelte eine knorrige Faust vor Ewins Gesicht. »Zeig den nötigen Respekt und überlaß das den Älteren. Hau ab!«

»Beherrsch dich, Cenn!« grollte Tam. »Der Junge ist bloß neugierig. Es ist nicht nötig, daß du dich wie ein Narr benimmst.«

»Benimm dich deinem Alter entsprechend«, fügte Bran hinzu. »Und denk wenigstens einmal daran, daß du ein Mitglied des Gemeinderats bist.«

Cenns runzliges Gesicht färbte sich bei jedem Wort Tams und des Bürgermeisters dunkler, bis es beinahe lila aussah. »Ihr wißt, von welcher Art Frauen er spricht. Guck mich nicht so böse an, Luhhan und auch du, Crawe. Dies ist ein anständiges Dorf mit anständigen Leuten, und es ist schon schlimm genug, wenn Fain hier ist und von falschen Drachen erzählt, die die Eine Macht benutzen, ohne daß solch ein närrischer Junge auch noch die Aes Sedai ins Spiel bringt. Es gibt Dinge, über die man nicht reden sollte, und mir ist es gleich, ob ihr diesen dummen Händler alles

erzählen laßt, was er will. Es ist einfach nicht richtig und anständig.«

»Ich habe niemals etwas gesehen oder gehört oder gerochen, über das man nicht auch sprechen konnte«, sagte Tam, aber Fain gab nun keine Ruhe.

»Die Aes Sedai stecken schon in der Sache drin«, sagte der Händler. »Eine Gruppe von ihnen ist von Tar Valon aus nach Süden geritten. Da er die Macht anwenden kann, können nur die Aes Sedai ihn besiegen, auch wenn die anderen noch so viele Schlachten gegen ihn schlagen oder ihn gefangenhalten, wenn er besiegt ist. Falls er besiegt wird.«

Irgend jemand in der Menge stöhnte laut auf, und sogar Tam und Bran tauschten unsichere Blicke. Die Dorfbewohner standen in Gruppen beieinander, und mancher zog den Umhang enger um sich, obwohl der Wind etwas nachgelassen hatte.

»Natürlich wird er besiegt!« rief jemand.

»Sie werden zum Schluß doch immer geschlagen, die falschen Drachen.«

»Er muß einfach besiegt werden, nicht wahr?«

»Und wenn es nicht gelingt?«

Tam hatte es endlich fertiggebracht, dem Bürgermeister etwas ins Ohr zu flüstern, und Bran, der von Zeit zu Zeit nickte und das Gebrabbel um ihn herum nicht beachtete, wartete, bis Tam fertig war, erhob dann die Stimme.

»Hört mal alle zu! Seid still und hört zu!« Das Geschrei wurde wieder zu einem Gemurmel. »Das sind alles nicht nur einfach Neuigkeiten von draußen. Der Gemeinderat muß darüber sprechen. Meister Fain, leistet uns doch in der Schenke Gesellschaft! Wir wollen Euch einiges fragen.«

»Ich hätte nichts gegen einen ordentlichen Krug

Glühwein einzuwenden«, antwortete der Händler schmunzelnd. Er sprang vom Wagen, wischte sich die Hände am Mantel ab und rückte fröhlich seinen Umhang zurecht. »Kümmert sich jemand bitte um meine Pferde?«

»Ich will hören, was er zu sagen hat!« Mehr als eine Stimme erhob sich protestierend.

»Ihr könnt ihn nicht einfach mitnehmen! Meine Frau hat mich geschickt, damit ich Stecknadeln kaufe!« Das war Wit Congar. Er zog die Schultern hoch, als wolle er die Blicke einiger anderer abwehren, hielt aber seine Stellung.

»Wir haben auch ein Recht, Fragen zu stellen!« schrie jemand weit hinten aus der Menge. »Ich ...«

»Ruhe!« brüllte der Bürgermeister und rief damit ein überraschtes Schweigen hervor. »Wenn der Gemeinderat seine Fragen gestellt hat, wird Meister Fain zurückkommen und Euch alle Neuigkeiten mitteilen. Und seine Töpfe und Stecknadeln verkaufen. Hu! Tad! Versorgt Meister Fains Pferde!«

Tam und Bran stellten sich jeder an eine Seite des Händlers, der Rest des Gemeinderats schloß sich an, und die ganze Gruppe eilte in die Weinquellen-Schenke. Sie knallten die Tür vor den Nasen derjenigen zu, die sich hinter ihnen hineindrängen wollten. Als sie an die Tür pochten, schrie lediglich der Bürgermeister: »Geht heim!«

Viele Leute drückten sich noch vor der Schenke herum, sprachen leise über den Bericht des Händlers und was er bedeutete und welche Fragen der Gemeinderat wohl stellte und warum man ihnen gestatten sollte, daran teilzunehmen und zuzuhören und eigene Fragen zu stellen. Einige schauten durch die Vorderfenster der Schenke, und ein paar fragten sogar Hu und Tad aus, obwohl es ziemlich unklar blieb, was die beiden wohl wissen sollten. Die beiden

kräftigen Stallburschen gaben nur ein Grunzen zur Antwort und nahmen den Pferden vorschriftsmäßig das Geschirr ab. Eins nach dem anderen führten sie Fains Pferde weg, und als das letzte fort war, kehrten auch sie nicht wieder.

Rand beachtete die Menge nicht. Er setzte sich auf die Steine der alten Grundmauern, zog den Umhang enger zusammen und starrte die Tür der Schenke an. Ghealdan. Tar Valon. Die Namen allein klangen fremdartig und erregend. Das waren Orte, die er nur aus Berichten der Händler und Erzählungen der Leibwächter von Kaufleuten kannte. Aes Sedai und Kriege und falsche Drachen: Das klang nach den Geschichten, die man sich spät in der Nacht vor dem Kamin erzählte, wenn die Kerze eigenartige Schatten an die Wand warf und der Wind vor den Fensterläden heulte. Alles in allem dachte er sich, wären ihm aber Schneestürme und Wölfe lieber. Und doch mußte es dort draußen ganz anders sein, jenseits der Zwei Flüsse, als lebe man mitten in der Erzählung eines Gauklers. Ein Abenteuer. Ein langes Abenteuer. Ein ganzes Leben lang.

Langsam zerstreuten sich die Dorfbewohner, immer noch murrend und kopfschüttelnd. Wit Congar blieb stehen und blickte in den nun verlassenen Wagen, als könne er darin einen weiteren versteckten Händler finden. Schließlich waren nur noch ein paar der jüngeren Leute da. Mat und Perrin schlenderten zu Rand herüber.

»Ich weiß nicht, wie der Gaukler das noch überbieten will«, sagte Mat aufgeregt. »Ich frage mich, ob wir wohl diesen falschen Drachen zu Gesicht bekommen.«

Perrin schüttelte den zerzausten Kopf. »Ich will ihn nicht sehen. Vielleicht irgendwo anders, aber nicht bei den Zwei Flüssen. Nicht, wenn das gleichzeitig Krieg bedeutet.«

»Und auch nicht, wenn dann Aes Sedai

hierherkommen«, fügte Rand hinzu. »Oder habt ihr vergessen, wer die Zerstörung der Welt verursacht hat? Der Drache hat damit vielleicht angefangen, aber es waren die Aes Sedai, die die Welt wirklich zerstört haben.«

»Ich habe die Geschichte einmal gehört«, sagte Mat langsam, »und zwar vom Leibwächter eines Wollaufkäufers. Er sagte, der Drache werde in der Stunde der größten Not für die Menschheit wiedergeboren und uns alle retten.«

»Dann war er ein Narr, falls er das glaubte«, sagte Perrin bestimmt. »Und du warst ein Narr, auf ihn zu hören.« Er klang nicht böse – es dauerte lange, ihn wütend zu machen. Aber manchmal hatte er die Nase voll von Mats blühender Phantasie, und das klang jetzt ein wenig in seiner Stimme mit. »Wahrscheinlich hat er auch noch behauptet, anschließend würden wir in einem neuen Zeitalter der Legenden leben.«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich es glaube«, protestierte Mat. »Ich habe es nur gehört. Nynaeve auch, und ich dachte, sie würde mir und dem Leibwächter die Haut bei lebendigem Leib abziehen. Er sagte – der Wächter natürlich –, daß viele Leute daran glauben, nur fürchten sie sich, es auszusprechen. Sie haben Angst vor den Aes Sedai oder den Kindern des Lichts. Nachdem Nynaeve so dazwischenfuhr, sagte er nichts mehr. Sie hat es dem Kaufmann erzählt, und der sagte, der Wächter habe ihn das letzte Mal auf einer Reise begleitet.«

»Das war auch gut so«, sagte Perrin. »Der Drache soll uns retten? Hört sich wie Coplin-Geschwätz an.«

»Wie groß müßte unsere Not wohl sein, daß wir den Drachen um Hilfe riefen?« überlegte Rand. »Da können wir genausogut den Dunklen König um Unterstützung

bitten.«

»Er hat es nicht gesagt«, erwiderte Mat unsicher. »Und er hat auch nichts von einem neuen Zeitalter der Legenden erwähnt. Er sagte, die Welt werde durch die Ankunft des Drachen zerrissen.«

»Das würde uns retten«, sagte Perrin trocken. »Eine neue Zerstörung der Welt.«

»Mach mich nicht verantwortlich«, grollte Mat. »Ich habe nur wiedergegeben, was der Wächter sagte.«

Perrin schüttelte den Kopf. »Ich hoffe nur; die Aes Sedai und dieser Drache, ob falsch oder nicht, bleiben, wo sie sind. Vielleicht werden dann die Zwei Flüsse verschont bleiben.«

»Glaubst du, sie sind in Wirklichkeit Schattenfreunde?« Mat runzelte gedankenverloren die Stirn.

»Wer?« fragte Rand.

»Aes Sedai.«

Rand sah Perrin an, der mit den Achseln zuckte. »Die Geschichten ...«, begann er bedächtig, doch Mat schnitt ihm das Wort ab.

»Nicht alle Geschichten behaupten, daß sie dem Dunklen König dienen, Rand.«

»Beim Licht, Mat«, sagte Rand. »Sie verursachten die Zerstörung der Welt. Was brauchst du denn noch?«

»Na, vielleicht.« Mat seufzte, grinste aber im nächsten Augenblick schon wieder. »Der alte Bili Congar sagt, es gäbe sie gar nicht. Aes Sedai. Schattenfreunde. Er sagt, das seien nur Geschichten. Er sagt, daß er auch nicht an den Dunklen König glaubt.«

Perrin schnaubte. »Coplin-Geschwätz von einem Congar! Was kannst du sonst erwarten?«

»Der alte Bili hat den Dunklen König genannt. Ich

wette, das hast du nicht gewußt.«

»Licht!« kam ein Stoßseufzer von Rand.

Mats Grinsen wurde breiter. »Das war letztes Frühjahr, gerade bevor seine Felder vom Schnittwurm befallen wurden, die der anderen aber nicht. Gerade bevor alle in seinem Haus Gelbaugenfieber bekamen. Ich habe gehört, wie er es gesagt hat. Er sagt immer noch, er glaube nicht dran, aber immer wenn ich ihm sage, er solle doch den Dunklen König beim Namen nennen, wirft er irgendwas nach mir.«

»Und du bist dumm genug, um so was zu sagen, wie, Matrim Cauthon?« Nynaeve al'Meara trat in ihre Mitte, den dunklen Zopf über die Schulter gehängt und vor Wut kochend. Rand rappelte sich auf. Sie war schlank und ging Mat kaum bis zur Schulter, doch in diesem Moment erschien ihnen die Seherin größer als sie alle, und es spielte keine Rolle, daß sie jung und hübsch war. »Ich habe Bili Congar damals gleich so eingeschätzt, aber ich dachte, du hättest mehr Verstand und würdest nicht noch versuchen, ihn aufzustacheln. Du bist vielleicht alt genug, um zu heiraten, Matrim Cauthon, aber in Wirklichkeit solltest du noch an Mutters Schürzenzipfel hängen! Als nächstes wirst du wohl auch noch selbst den Dunklen König nennen.«

»Nein, Seherin«, protestierte Mat. Er sah aus, als wünsche er sich, irgendwo weit weg zu sein. »Es war doch der alte Bi ... Ich meine, Meister Congar und nicht ich! Blut und Asche, ich ...«

»Hüte deine Zunge, Matrim!«

Rand richtete sich unwillkürlich steif auf, obwohl ihr zorniger Blick gar nicht ihm galt. Perrin sah genauso zerknirscht aus. Später würde sich der eine oder andere von ihnen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit

darüber beklagen, daß sie von einer Frau heruntergeputzt worden waren, die nicht viel älter als sie selbst war – das geschah jedesmal, wenn Nynaeve geschimpft hatte, allerdings außerhalb ihrer Hörweite –, doch von Angesicht zu Angesicht schien der Altersunterschied plötzlich groß genug. Besonders, wenn sie richtig wütend war. Der Stock in ihrer Hand hatte ein dickes Ende und lief auf der anderen Seite in eine dünne Rute aus, und man mußte bei ihr damit rechnen, daß sie jedem damit eins überzog, der sich in ihren Augen wie ein Narr benahm – auf den Kopf oder die Hände oder Beine – gleich, wie alt sie waren und welche Stellung sie im Dorf innehatten.

Rand hatte seine Aufmerksamkeit auf die Seherin konzentriert und so war es ihm entgangen, daß sie nicht allein war. Als er seinen Fehler bemerkte, wollte er fortrennen, gleichgültig, was Nynaeve später sagen oder tun würde.

Egwene stand ein paar Schritte hinter der Seherin und beobachtete alles aufmerksam. Sie war genauso groß wie Nynaeve und hatte denselben dunklen Teint. In diesem Augenblick schien sie Nynaeves Stimmung widerzuspiegeln, die Arme unter den Brüsten verschränkt, den Mund mißbilligend verzogen. Die Kapuze ihres weichen grauen Umhangs warf einen Schatten über ihr Gesicht, und in ihren großen braunen Augen fand sich keine Spur von Lachen.

Es wäre ja nur angemessen, dachte er, daß die zwei Jahre, die er älter war als sie, ihm einen Vorteil verschafften, aber das war nicht der Fall. Er war sowieso nie sehr wortgewandt, wenn er sich mit einem Mädchen aus dem Dorf unterhielt (im Gegensatz zu Perrin), aber wenn ihn Egwene eindringlich ansah, die Augen so groß,

als konzentriere sie jeden Funken Aufmerksamkeit auf ihn, dann stolperte er über jedes Wort. Vielleicht konnte er sich verdrücken, wenn Nynaeve ausgeredet hatte. Und doch wußte er, daß er nicht gehen würde; er verstand nur nicht, warum.

»Wenn du damit fertig bist, mich wie ein Mondkalb anzustarren, Rand al'Thor«, sagte Nynaeve, »kannst du mir vielleicht erklären, warum ihr über etwas gesprochen habt, wovon selbst ihr drei großen Jungstiere die Finger lassen solltet. Das hätte euch euer Verstand sagen müssen.«

Rand schrak zusammen und riß den Blick von Egwene los, deren Gesicht ein beunruhigendes Lächeln zeigte, seit die Seherin zu sprechen begonnen hatte. Nynaeves Stimme klang beißend, aber auch auf ihrem Gesicht zeigte sich ein wissendes Lächeln – bis Mat laut loslachte. Da verschwand das Lächeln der Seherin, und ihr Blick verwandelte Mats Lachen in ein abgewürgtes Krächzen.

»Also, Rand?« fragte Nynaeve.

Aus den Augenwinkeln beobachtete er, daß Egwene immer noch lächelte. *Was findet sie denn so lustig?* »Es war ganz natürlich, daß wir darauf kommen mußten, Seherin«, sagte er hastig. »Der Händler – Padan Fain ... äh ... Meister Fain – erzählte uns von einem falschen Drachen in Ghealdan und einem Krieg und den Aes Sedai. Der Gemeinderat hielt es für wichtig genug, um mit ihm zu sprechen. Worüber hätten wir da sonst wohl reden sollen?«

Nynaeve schüttelte den Kopf. »Also deshalb steht der Wagen des Händlers verlassen herum. Ich hörte, wie die Leute hinauseilten, um ihn zu treffen, aber ich konnte Frau Ayellin nicht verlassen, bevor ihr Fieber sank. Der Gemeinderat befragt den Händler über die Ereignisse in Ghealdan, nicht wahr? Wie ich sie kenne, stellen sie alle

möglichen falschen Fragen und keine richtigen. Da ist schon der Frauenzirkel nötig, um etwas Nützliches herauszubringen.« Sie zog den Umhang fest um die Schultern und verschwand in der Schenke.

Egwene folgte der Seherin nicht. Als sich die Tür zur Schenke hinter Nynaeve schloß, kam die junge Frau auf Rand zu und stellte sich vor ihn hin. Die Falten waren von ihrer Stirn verschwunden, doch ihr unverwandter Blick machte Rand nervös. Er sah sich nach seinen Freunden um, aber die gingen und grinsten breit, während sie ihn so im Stich ließen.

»Du solltest dich nicht in Mats Dummheiten hineinziehen lassen, Rand«, sagte Egwene genauso ernst wie die Seherin zuvor, und dann plötzlich kicherte sie. »Ich habe dich nicht mehr so verdattert dreinblicken sehen, seit Cenn Buie dich und Mat oben in seinen Apfelbäumen entdeckt hat, als ihr zehn wart.«

Er trat von einem Fuß auf den anderen und schaute sich nach seinen Freunden um. Sie standen nicht weit entfernt. Mat gestikulierte aufgeregt beim Sprechen.

»Tanzt du morgen mit mir?« Das hatte er eigentlich nicht sagen wollen. Er wollte wohl mit ihr tanzen, aber gleichzeitig wollte er auch wieder nicht, weil er sich so unsicher fühlen würde wie immer, wenn er mit ihr zusammen war. So, wie er sich im Moment auch fühlte.

Ihre Mundwinkel verzogen sich zu einem leichten Lächeln. »Am Nachmittag«, sagte sie. »Am Vormittag bin ich beschäftigt.«

Von den anderen hörte er Perrins Ausruf: »Ein Gaukler!«

Egwene wandte sich ihnen zu, doch Rand legte eine Hand auf ihren Arm. »Beschäftigt? Womit denn?«

Trotz der Kälte schob sie die Kapuze zurück und zog das Haar mit beiläufiger Geste über die Schulter nach vorn. Als er sie das letzte Mal gesehen hatte, waren ihr dunkle Haarwogen bis auf die Schultern gefallen, von einem roten Stirnband gehalten; doch nun war das Haar zu einem langen Zopf geflochten.

Er sah ihren Zopf an, als sei es eine Viper, und warf einen kurzen Blick hinüber zum Frühlingsbaum, der nun verlassen auf dem Grün stand, fertig vorbereitet für morgen. Am Morgen würden unverheiratete Frauen im heiratsfähigen Alter um den Baum tanzen. Er schluckte schwer. Irgendwie war ihm nie klar gewesen, daß sie das heiratsfähige Alter zur gleichen Zeit wie er erreichte.

»Nur weil jemand alt genug zum Heiraten ist«, murmelte er, »heißt das noch nicht, daß man's auch tun sollte. Jedenfalls nicht gleich.«

»Natürlich nicht. Oder überhaupt, was das betrifft.«

Rand blinzelte überrascht. »Überhaupt?«

»Eine Seherin heiratet fast nie. Nynaeve bildet mich aus, weißt du. Sie sagt, ich habe das Talent dazu und könne lernen, dem Wind zu lauschen. Nynaeve sagt, nicht alle Seherinnen können das, auch wenn sie es behaupten.«

»Seherin!« rief er spöttisch. Er bemerkte das gefährliche Glitzern in ihren Augen nicht. »Nynaeve wird noch mindestens fünfzig Jahre lang hier die Seherin sein, vielleicht auch länger. Willst du den Rest deines Lebens als ihr Lehrmädchen verbringen?«

»Es gibt auch andere Dörfer«, antwortete sie hitzig. »Nynaeve sagt, die Dörfer im Norden des Taren wählen grundsätzlich eine Seherin von auswärts. Sie glauben, die werde niemanden aus dem Dorf bevorzugen.«

Sein Spott verging ihm so schnell, wie er gekommen

war. »Außerhalb der Zwei Flüsse? Ich würde dich niemals wiedersehen!«

»Und das würde dir nicht gefallen? In letzter Zeit hast du mir kaum gezeigt, daß dir etwas an mir liegt, so oder so.«

»Niemand verläßt die Zwei Flüsse«, fuhr er fort. »Vielleicht jemand aus Taren-Fähre, aber die sind alle sowieso ganz komisch. Nicht wie die anderen Zwei-Flüsse-Leute.«

Egwene stieß einen hoffnungslosen Seufzer aus. »Na ja, vielleicht bin ich auch komisch. Vielleicht will ich einige der Orte sehen, von denen ich in den Geschichten gehört habe. Hast du jemals daran gedacht?«

»Natürlich habe ich daran gedacht. Ich träume auch manchmal mit offenen Augen, aber ich kenne den Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit.«

»Und ich nicht?« fragte sie wütend und wandte ihm prompt den Rücken zu.

»Das habe ich nicht so gemeint. Ich habe von mir gesprochen. Egwene?«

Sie zog schnell ihren Mantel ganz eng um sich zusammen – eine Mauer, um ihn fernzuhalten – und ging ein paar Schritte weg. Enttäuscht rieb er sich die Stirn. Wie sollte er das erklären? Es war nicht das erste Mal, daß sie seinen Worten eine ganz andere Bedeutung gab als die beabsichtigte. Bei ihrer augenblicklichen Laune würde ein Fehltritt die Sache nur noch schlimmer machen, und er war sich ziemlich sicher, daß beinahe alles, was er sagte, einen Fehltritt darstellen würde.

Dann kamen Mat und Perrin zurück. Egwene übersah ihr Kommen. Sie sahen sie vorsichtig an und stellten sich dann dicht neben Rand. »Moiraine gab Perrin auch eine Münze«, sagte Mat. »So eine wie uns.« Er legte eine Pause ein,

bevor er hinzufügte: »Und er hat den Reiter gesehen.«

»Wo?« wollte Rand wissen. »Wann? Hat ihn sonst noch jemand gesehen? Hast du es jemandem erzählt?«

Perrin hob beide Hände, um ihn zu unterbrechen. »Immer nur eine Frage auf einmal! Ich habe ihn am Dorfrand gesehen, als er gestern in der Dämmerung die Schmiede beobachtete. Hat mir einen Schauer über den Rücken gejagt. Ich habe es Meister Luhhan erzählt, doch da war niemand, als er hinsah. Er sagte, ich sähe Gespenster. Aber er trug seinen größten Hammer mit herum, als wir das Feuer mit Asche belegten und die Werkzeuge aufhängten. Das hat er noch nie zuvor getan.«

»Also hat er dir geglaubt«, sagte Rand, doch Perrin zuckte die Achseln.

»Ich weiß nicht. Ich fragte ihn, warum er den Hammer trage, wenn ich doch nur Gespenster gesehen hätte, und er sagte etwas über die Wölfe und daß sie frech genug seien, um bis ins Dorf hinein zu kommen. Vielleicht glaubte er, ich hätte einen Wolf gesehen, aber er sollte wissen, daß ich den Unterschied zwischen einem Wolf und einen Berittenen sogar in der Abenddämmerung kenne. Ich weiß, was ich gesehen habe, und keiner wird mich von etwas anderem überzeugen.«

»Ich glaube dir«, sagte Rand. »Vergiß nicht, daß ich ihn auch gesehen habe.« Perrin gab ein befriedigtes Grunzen von sich, als sei er sich nicht sicher gewesen.

»Worüber sprecht ihr eigentlich?« wollte Egwene plötzlich wissen.

Rand wünschte sich plötzlich, er hätte leiser gesprochen. Das hätte er auch getan, doch er hatte nicht gemerkt, daß sie lauschte. Mat und Perrin grinsten wie die Narren und überschlugen sich beinahe, um ihr von ihren

Zusammentreffen mit dem schwarzgekleideten Reiter zu erzählen. Nur Rand schwieg. Er wußte, was sie sagen würde, wenn sie fertig waren.

»Nynaeve hatte recht«, verkündete Egwene mit zum Himmel gerichtetem Blick, als die beiden jungen Männer endlich schwiegen. »Keiner von euch sollte von Mutters Schürzenzipfel weggelassen werden. Es gibt Leute, die auf Pferden reiten, wißt ihr? Deshalb sind sie noch lange keine Ungeheuer aus den Geschichten eines Gauklers.« Rand nickte vor sich hin; sie redete genauso, wie er es erwartet hatte. Dann bekam er sein Fett weg. »Und du hast diese Märchen verbreitet. Manchmal scheinst du einfach keinen gesunden Menschenverstand zu haben, Rand al'Thor. Der Winter war schon furchtbar genug, ohne daß du herumläufst und Kinder erschreckst.«

Rand schnitt eine saure Grimasse. »Ich habe gar nichts verbreitet, Egwene. Aber ich habe gesehen, was ich gesehen habe, und das war kein Bauer, der nach einer streunenden Kuh suchte.«

Egwene holte tief Luft und öffnete den Mund, aber was sie auch immer sagen wollte, kam nicht heraus, denn in diesem Moment öffnete sich die Tür der Schenke, und ein Mann mit struppigem weißen Haar hetzte heraus, als sei jemand hinter ihm her.

KAPITEL 4

Der Gaukler

Die Tür der Schenke schlug hinter dem weißhaarigen Mann zu, und er fuhr herum und funkelte sie an. Er war mager, und man konnte ihn an sich hochgewachsen nennen, wäre da nicht die leicht bucklige Haltung gewesen. Trotzdem – er bewegte sich so frisch, daß man ihm das Alter nicht anmerkte. Sein Umhang schien aus einer Unzahl von Flicken zu bestehen, in den eigenartigsten Formen und Größen, die in jedem Lufthauch flatterten, Flicken in hundert verschiedenen Farben. Der Umhang war in Wirklichkeit recht dick, sah Rand, obwohl Meister al'Vere ja anderes behauptet hatte, und die Flicken waren lediglich als Dekoration aufgenäht.

»Der Gaukler!« flüsterte Egwene aufgeregt.

Der weißhaarige Mann wirbelte herum, und der Umhang leuchtete auf.

Sein langer Mantel hatte seltsam aufgebauschte Ärmel und große Taschen. Ein kräftiger Schnurrbart, genauso weiß wie das Haar auf dem Kopf, zitterte über dem Mund, und das Gesicht war knorrig wie ein Baum, der schwere Zeiten hinter sich hatte. Mit einer langstieligen, mit Schnitzwerk verzierten Pfeife zeigte er gebieterisch auf Rand und die anderen. Ein dünner Rauchfaden erhob sich daraus. Blaue Augen spähten unter buschigen weißen Augenbrauen hervor und durchbohrten alles, worauf er blickte.

Rand betrachtete die Augen des Mannes genauso

intensiv wie die ganze Gestalt. Jedermann von den Zwei Flüssen hatte dunkle Augen, und bei den meisten Kaufleuten und ihren Wächtern und jedem sonst, den er bisher gesehen hatte, war das auch der Fall. Die Congars und die Coplins hatten sich über seine grauen Augen lustig gemacht, jedenfalls bis zu dem Tag, da er endlich Ewal Coplin eins auf die Nase gegeben hatte. Die Seherin hatte ihn deshalb ganz schön ausgeschimpft. Er fragte sich, ob es einen Ort gab, an dem niemand dunkle Augen hatte. *Vielleicht kommt auch Lan von dort.*

»Was für ein Ort ist das hier eigentlich?« fragte der Gaukler mit tiefer Stimme, die irgendwie gewaltiger klang als die eines gewöhnlichen Mannes. Selbst draußen im Freien schien sie einen großen Saal zu füllen und von den Wänden widerzuhallen. »Die Bauerntrampel in diesem Dorf auf dem Hügel erzählen mir, ich könne noch vor Einbruch der Dunkelheit hier ankommen, vergessen aber, mir zu sagen, daß ich dazu früh am Vormittag bereits aufbrechen muß. Als ich dann endlich ankomme, bis auf die Knochen durchgefroren und reif für ein warmes Bett, meckert euer Wirt, daß es schon so spät sei, als sei ich ein wandernder Schweinehirt und als hätte mich nicht euer Gemeinderat gebeten, bei diesem Fest hier meine Kunst zu zeigen. Und er sagte mir noch nicht einmal, daß er der Bürgermeister ist!« Er holte erst einmal Luft, betrachtete alle finster und legte einen Moment später schon wieder los. »Als ich runterging, um meine Pfeife vor dem Kamin zu rauchen und einen Krug Bier zu trinken, sieht mich jedermann im Schankraum an, als sei ich sein bestgehaßter Schwager und versuche, mir von ihm Geld zu leihen. Irgendein alter Opa fängt an, mir Vorträge zu halten, welche Art von Geschichten ich erzählen soll und welche

nicht, und dann schreit mich so ein kindisches kleines Mädchen an, ich solle abhauen, und bedroht mich mit einem Knüppel, als ich nicht schnell genug springe. Wo hat man denn so was schon gehört, daß man einen Gaukler derart behandelt?«

Es lohnte sich, Egwenes Gesicht zu studieren. Sie war hin- und hergerissen. Einerseits bestaunte sie den Gaukler mit großen Augen, und andererseits sah man, daß sie Nynaeve verteidigen wollte.

»Entschuldigt, Meister Gaukler«, sagte Rand. Er wußte, daß er dabei selbst idiotisch grinste. »Das war unsere Seherin, und ...«

»Dieses hübsche kleine Ding von einem Mädchen?« rief der Gaukler. »Eine Dorfseherin? Na, in ihrem Alter sollte sie lieber mit jungen Männern flirten, als das Wetter vorherzusagen und Kranke zu heilen.«

Rand fühlte sich nicht gerade wohl in seiner Haut. Hoffentlich hörte Nynaeve nicht, was der Mann von ihr hielt. Zumindest nicht, bevor er seine Vorstellung beendet hatte. Perrin fuhr bei den Worten des Gauklers zusammen, und Mat pfiff tonlos durch die Zähne, als gingen den beiden Freunden dieselben Gedanken durch den Kopf wie ihm.

»Die Männer, das war der Gemeinderat«, fuhr Rand fort. »Ich bin sicher, sie wollten nicht unhöflich sein. Seht Ihr, wir haben gerade erfahren, daß in Ghealdan Krieg ausgebrochen ist, und ein Mann behauptet, der Wiedergeborene Drache zu sein. Ein falscher Drache. Aes Sedai reiten aus Tar Valon dorthin. Der Gemeinderat versucht zu entscheiden, ob wir hier in Gefahr sind.«

»Das hat ja alles schon einen Bart, sogar in Baerlon«, mäkelte der Gaukler, »und das ist wirklich der letzte Ort

auf der Welt, an dem man etwas Neues erfahren kann.« Er hielt inne, betrachtete die umliegenden Häuser des Dorfs und fügte trocken hinzu: »Vielleicht der vorletzte Ort.« Dann fiel sein Blick auf den Wagen vor der Schenke, der nun verlassen dastand, die Deichsel am Boden. »So. Ich dachte, ich hätte Padan Fain dort drinnen erkannt.« Seine Stimme klang immer noch tief, aber der Widerhall war nicht mehr zu hören und wurde durch Verachtung ersetzt. »Fain hat immer schon schlechte Nachrichten schnell überbracht – je schlechter, desto schneller. Es hat mehr von einem Raben als von einem Mann.«

»Meister Fain ist schon oft nach Emondsfeld gekommen, Meister Gaukler«, sagte Egwene, bei der nun ein Hauch von Mißbilligung durch die Freude brach. »Er steckt immer voll von Humor und bringt viel mehr gute Nachrichten als schlechte.«

Der Gaukler betrachtete sie einen Augenblick lang und lächelte dann breit. »Also, du bist ja ein süßes Mädel. Du solltest Rosenknospen im Haar tragen. Unglücklicherweise kann ich keine Rosen aus der Luft zaubern, nicht dieses Jahr, aber würde es dir Spaß machen, morgen während eines Teils meiner Vorstellung neben mir zu stehen und mir zu assistieren? Du könntest mir eine Flöte reichen, wenn ich sie brauche, und bestimmte weitere Geräte. Ich wähle immer das hübscheste Mädchen aus, das ich finden kann.«

Perrin kicherte, und Mat, der vorher schon gegrinst hatte, lachte schallend los. Rand machte große Augen vor Überraschung; Egwene sah ihn böse an, und dabei hatte er noch nicht einmal gelächelt. Sie richtete sich auf und sagte mit etwas zu beherrschter Stimme: »Danke schön, Meister Gaukler. Ich werde mich glücklich schätzen, Euch zu

assistieren.«

»Thom Merrilin«, sagte der Gaukler. Sie sahen ihn verständnislos an. »Ich heiße Thom Merrilin, nicht Meister Gaukler.« Er zog den vielfarbigen Umhang höher, und plötzlich schien seine Stimme wieder in einem großen Saal zu hallen. »Einst Barde am Hof, habe ich mich nun hochgearbeitet und den enormen Rang eines Meistergauklers erreicht, doch mein Name lautet einfach nur Thom Merrilin, und Gaukler ist der Titel, mit dem ich mich schmücke.« Und er verbeugte sich mit einem derart eleganten Schwung seines Umhangs, daß Mat klatschte und Egwene beifällig murmelte.

»Meister ... äh ... Meister Merrilin«, sagte Mat, der sich nicht sicher war, wie er ihn nun anreden sollte, »was geschieht denn *wirklich* in Ghealdan? Wißt Ihr irgend etwas über diesen falschen Drachen? Oder die Aes Sedai?«

»Sehe ich wie ein fahrender Händler aus, Junge?« brummte der Gaukler, während er seine Pfeife auf dem Handrücken ausklopfte. Er ließ die Pfeife irgendwo in seinem Umhang oder seinem Mantel verschwinden; Rand war sich nicht sicher, wo sie war oder wie sie dahin gekommen war. »Ich bin Gaukler und kein Dorfbüttel. Und ich bemühe mich, niemals etwas über die Aes Sedai zu wissen. Das ist viel sicherer.«

»Aber der Krieg«, begann Mat eifrig, doch Meister Merrilin schnitt ihm das Wort ab.

»Im Krieg, Junge, töten Narren andere Narren aus närrischen Gründen. Es genügt, wenn man soviel weiß. Ich bin meiner Künste wegen hier.« Plötzlich deutete sein Zeigefinger auf Rand. »Du, Bursche. Du bist großgewachsen. Noch nicht voll ausgewachsen, aber ich glaube kaum, daß es in der Region hier noch einen Mann

deiner Größe gibt. Ich schätze auch, daß es im Dorf nicht viele Leute mit deiner Augenfarbe gibt. Auf jeden Fall hast du breite Schultern und bist so groß wie ein Aielmann. Wie heißt du, Bursche?«

Rand sagte zögernd seinen Namen. Er war sich nicht sicher, ob der Mann sich über ihn lustig machte, aber der Gaukler widmete seine Aufmerksamkeit bereits Perrin. »Und du hast schon beinahe die Maße eines Ogiers. Wie wirst du genannt?«

»Nur wenn ich mich auf die eigenen Schultern stelle«, lachte Perrin. »Ich fürchte, Rand und ich sind nur ganz normale Menschen, Meister Merrilin, und keine erfundenen Wesen aus Euren Geschichten. Ich bin Perrin Aybara.«

Thom Merrilin zupfte an einem Ende seines Schnurrbarts. »Na ja. Erfundene Wesen aus meinen Geschichten. Sind sie das? Es scheint, Ihr jungen Burschen seid schon weit in der Welt herumgekommen.«

Rand hielt den Mund, denn er war nun sicher, daß sie Ziel eines Scherzes waren, aber Perrin sagte etwas dazu.

»Wir waren alle schon bis Wachhügel und Devenritt. Nur wenige Leute aus dieser Gegend sind schon so weit weg gewesen.« Er gab nicht an; das tat Perrin selten. Er sagte einfach die Wahrheit.

»Wir haben auch alle den Schlammpfuhl gesehen«, fügte Mat hinzu, und bei ihm klang es nach Angabe. »Das ist der Sumpf am hinteren Ende des Wasserwalds. Dort geht sonst überhaupt niemand hin außer uns – da findet man Treibsand und Moorlöcher. Und genausowenig geht jemand bis zu den Verschleierten Bergen, aber wir waren schon einmal dort. Jedenfalls bis zu ihrem Fuß.«

»Tatsächlich so weit?« murmelte der Gaukler, der sich

nun dauernd über den Schnurrbart strich. Rand glaubte, er verberge ein Lächeln, und beobachtete, wie Perrin die Stirn runzelte.

»Es bringt Pech, wenn man sich in die Berge hineinwagt«, sagte Mat, als müsse er sich verteidigen, weil er nicht weiter gegangen war. »Das weiß doch jeder.«

»Das ist doch närrisch, Matrim Cauthon«, mischte sich Egwene ärgerlich ein. »Nynaeve sagt ...« Sie sprach nicht weiter. Ihre Wangen färbten sich rot, und der Blick, mit dem sie Thom Merrilin musterte, war nicht so freundlich wie zuvor. »Es ist nicht anständig ... Es ist nicht ...« Ihr Gesicht wurde noch roter, und sie schwieg. Mat zwinkerte, als komme ihm jetzt der Verdacht, daß etwas nicht stimme.

»Du hast recht, Kind«, sagte der Gaukler reumütig. »Ich entschuldige mich demütigst. Ich bin hier, um Menschen zu unterhalten. Äh, meine Zunge hat mich schon oft in Schwierigkeiten gebracht.«

»Vielleicht sind wir nicht so weit herumgekommen wie Ihr«, sagte Perrin tonlos, »aber was hat eigentlich Rands Größe mit all dem zu tun?«

»Nur mein, Junge, ihr sollt später versuchen, mich hochzuheben, aber Ihr werdet nicht in der Lage sein, meine Füße auch nur vom Boden wegzubringen. Ihr nicht und Euer großer Freund nicht – Rand, nicht wahr? – und auch niemand anders. Was haltet Ihr davon?«

Perrin schnaubte und lachte gleichzeitig. »Ich schätze, ich kann Euch jetzt gleich hochheben.« Aber als er vortrat, winkte ihn Thom Merrilin zurück. »Später, Bursche, später! Wenn mehr Zuschauer da sind. Ein Künstler braucht sein Publikum.«

Ein paar Leuten hatten sich auf dem Grün versammelt, seit der Gaukler aus der Schenke gekommen war; von

jungen Männern und Frauen bis zu Kindern, die schweigend und mit großen Augen hinter den älteren Zuschauern hervorlugten. Alle wirkten, als erwarteten sie wahre Wunder von dem Gaukler. Der weißhaarige Mann betrachtete sie – er schien sie zu zählen –, schüttelte leicht den Kopf und seufzte.

»Ich denke, ich muß wohl ein kleines Beispiel meiner Künste zum besten geben, damit Ihr heimlaufen und es den anderen erzählen könnt. Eh? Nur ein Vorgeschmack dessen, was Ihr morgen bei Eurem Fest sehen werdet.«

Er trat einen Schritt zurück und sprang plötzlich hoch in die Luft, drehte sich in einem Schraubensalto und landete mit dem Gesicht ihnen zugewandt auf der alten Mauer. Und noch mehr: Drei Bälle – rot, weiß und schwarz – begannen zwischen seinen Händen zu tanzen, und zwar bereits in dem Moment, als er auf der Mauer landete.

Ein leises Stöhnen war von den Zuschauern zu hören; halb Erstaunen, halb Genugtuung. Sogar Rand vergaß seine Nervosität. Er grinste Egwene zu und erhielt dafür ein vergnügtes Lächeln, und dann wandten sich beide wieder dem Gaukler zu und sahen ihm mit großen Augen zu.

»Ihr möchtet Geschichten hören?« rief Thom Merrilin. »Ich habe Geschichten, und ich werde sie Euch erzählen. Ich werde sie vor Euren Augen zum Leben erwecken.« Ein blauer Ball von irgendwoher gesellte sich zu den anderen, dann ein grüner und ein gelber. »Geschichten über große Kriege und große Helden für die Männer und die Jungen. Für die Frauen und Mädchen den ganzen *Aptarigine-Zyklus*. Geschichten von Artur Falkenflügel, Artur, dem großen König, der einst alle Länder von der Aiel-Wüste bis zum Aryth-Meer und noch weiter regierte. Erstaunliche Geschichten über fremde Völker und fremde Länder, über

den Grünen Mann, über Behüter und Trollocs, Ogier und Aiel. *›Die tausend Erzählungen Anlas, der weisen Ratgeberin‹, ›Jaem, der Riesentöter‹, ›Wie Susa Jain Fernstreicher zähmte‹, ›Mara und die drei törichten Könige‹.*«

»Erzählt uns von Lenn!« rief Egwene. »Wie er im Bauch eines Adlers aus Feuer auf den Mond flog. Erzählt uns von seiner Tochter Salya, die zwischen den Sternen einhergeht.«

Rand betrachtete sie aus den Augenwinkeln, doch sie schien sich nur auf den Gaukler zu konzentrieren. Sie hatte Geschichten über Abenteuer und lange Reisen noch nie gemocht. Ihre Lieblingsgeschichten waren immer die lustigen oder solche über Frauen gewesen, die schlauer waren als angeblich besonders kluge Leute. Rand war sicher, daß sie nach den Geschichten von Lenn und Salya verlange, um ihm eins auszuwischen. Sicher war auch ihr klar, daß die Welt dort draußen für die Leute von den Zwei Flüssen kein Thema war. Sich Abenteuergeschichten anzuhören und vielleicht davon zu träumen, war eine Sache; aber mittendrin zu stehen und sie selbst zu erleben, war eine ganz andere. »Das sind alte Geschichten«, sagte Thom Merrilin, und plötzlich jonglierte er mit jeder Hand drei farbige Bälle. »Manche behaupten, das seien Geschichten aus dem Zeitalter vor dem Zeitalter der Legenden. Oder vielleicht noch älter. Aber, seht ihr, ich habe *alle* Geschichten von Zeitaltern, die vergingen und von solchen, die kommen werden. Zeitalter, in denen die Menschen Himmel und Sterne beherrschten, und Zeitalter, da die Menschen den Tieren gleich umherzogen. Zeitalter zum Staunen und Zeitalter zum Fürchten. Zeitalter, die damit endeten, daß Feuer vom Himmel fiel, und andere,

deren Ende in Eis und Schnee begraben wurde. Ich kenne alle Geschichten, und ich werde alle Geschichten erzählen. Geschichten von Mosk, dem Riesen, mit seiner Feuerlanze, die er um die ganze Welt werfen konnte, und von seinen Kriegen mit Alsbet, der All-Königin. Geschichten von Materese, der Heilerin und Mutter des Erstaunlichen Ind.«

Die Bälle tanzten nun in zwei ineinandergreifenden Ringen zwischen Thoms Händen. Seine Stimme klang beinahe, als singe er, und während er sprach, drehte er sich langsam, als wolle er seine Wirkung auf die Zuschauer beobachten. »Ich werde euch vom Ende des Zeitalters der Legenden berichten, vom Drachen und seinem Versuch, den Dunklen König zu befreien und in die Welt der Menschen zu lassen. Ich werde von der Zeit des Wahns erzählen, als Aes Sedai die Welt zerbrachen; von den Trolloc-Kriegen, als Menschen gegen Trollocs um die Herrschaft der Welt kämpften; vom Hundertjährigen Krieg, als Menschen gegen Menschen kämpften und die heutigen Staaten gegründet wurden. Ich werde von den Abenteuern von Männern und Frauen erzählen, Armen und Reichen, Großen und Kleinen, Stolzen und Demütigen. *›Die Belagerung der Säulen des Himmels‹, ›Wie Frau Karil ihren Mann vom Schnarchen befreite‹, ›König Darith und der Fall des Hauses der ...‹*«

Mit einem Schlag endeten der Wortschwall und auch das Jonglieren. Thom schnappte sich lediglich die Bälle aus der Luft und hörte mit Sprechen auf. Von Rand unbemerkt, hatte sich Moiraine zu den Zuschauern gesellt. Lan stand an ihrer Seite. Er mußte allerdings zweimal hinsehen, um den Mann zu erkennen. Einen Augenblick lang sah Thom Moiraine von der Seite an. Sein Gesicht und sein Körper bewegten sich nicht, und doch ließ er die Bälle in den

weiten Manteltaschen verschwinden. Dann verbeugte er sich vor ihr, wobei er den Umhang weit ausbreitete. »Entschuldigt, aber Ihr kommt doch sicher nicht aus dieser Gegend.«

»Lady!« zischte Ewin aufgebracht. »Die Lady Moiraine.«

Thom blinzelte und verbeugte sich nochmals, diesmal tiefer. »Entschuldigt noch einmal ... äh, Lady. Ich wollte nicht unhöflich sein.«

Moiraine tat es mit einer leichten Handbewegung ab. »Es wurde auch nicht so aufgefaßt, Meister Barde. Und mein Name lautet einfach Moiraine. Ich bin tatsächlich fremd hier, eine Reisende wie Ihr selbst, fern der Heimat und allein. Die Welt kann ein gefährlicher Ort sein, wenn man irgendwo in der Fremde weilt.«

»Die Lady Moiraine sammelt Geschichten«, warf Ewin ein. »Geschichten über Dinge, die sich bei den Zwei Flüssen abspielten. Obwohl ich nicht weiß, was hier Großes geschehen sein kann, daß man eine Geschichte darüber erzählt.«

»Ich hoffe, Euch werden meine Geschichten genausogut gefallen ... Moiraine.« Thom betrachtete sie mit offensichtlichem Argwohn. Er sah nicht so aus, als gefalle ihm ihre Anwesenheit. Plötzlich fragte Rand sich, welche Art von Unterhaltung einer Dame wie ihr in einer Stadt wie Baerlon oder Caemlyn wohl geboten wurde. Es konnte doch kaum Besseres sein, als ein Gaukler zu bieten hatte.

»Das ist Geschmackssache, Meister Barde«, antwortete Moiraine. »Einige Geschichten gefallen mir, andere nicht.«

Thoms Verbeugung war seine bisher tiefste. Sein langer Körper beugte sich parallel zum Boden. »Ich versichere Euch, daß Euch keine meiner Geschichten mißfallen

werden. Alle werden gefallen und unterhalten. Und Ihr laßt mir zuviel Ehre zuteil werden. Ich bin ein einfacher Gaukler – sonst nichts.«

Moiraine beantwortete seine Verbeugung mit einem dankbaren Nicken. In diesem Augenblick erschien sie noch mehr als die Lady, wie sie von Ewin bezeichnet worden war, die ein Geschenk eines ihrer Untertanen annahm. Dann ging sie, und Lan folgte ihr – ein Wolf auf den Spuren eines dahingleitenden Schwans. Thom sah ihnen nach. Er zupfte sich an den wild wuchernden Augenbrauen und strich sich mit den Knöcheln über den langen Schnurrbart, bis sie auf halbem Weg über das Grün waren. *Es gefällt ihm überhaupt nicht*, dachte Rand.

»Jongliert Ihr jetzt noch ein wenig?« wollte Ewin wissen.

»Schluckt Feuer!« rief Mat. »Ich will Euch Feuer schlucken sehen!«

»Die Harfe!« rief eine Stimme aus der Menge. »Spielt Harfe!« Jemand anders wollte, daß er Flöte spielte.

In diesem Moment öffnete sich die Tür der Schenke, und der Gemeinderat schob sich heraus, Nynaeve in der Mitte. Padan Fain befand sich nicht bei ihnen, bemerkte Rand. Offensichtlich hatte es der Händler vorgezogen, mit seinem Glühwein in der warmen Schankstube zu bleiben.

Etwas von einem ›starken Schnaps‹ vor sich hinmurmelnd, sprang Thom Merrilin plötzlich von der alten Grundmauer. Er überhörte die Rufe seiner Zuschauer und drückte sich am Gemeinderat vorbei, bevor die noch aus der Tür waren.

»Ist er eigentlich Gaukler oder König?« fragte Cenn Buie in ärgerlichem Tonfall. »Reine Geldverschwendung, wenn Ihr mich fragt.«

Bran al'Vere drehte sich halb nach dem Gaukler um, schüttelte dann aber den Kopf. »Dieser Mann macht uns vielleicht mehr Schwierigkeiten, als er wert ist.«

Nynaeve, die alle Hände voll zu tun hatte, ihren flatternden Umhang festzuhalten, schnaubte vernehmlich. »Macht Euch ruhig Kopfzerbrechen des Gauklers wegen, Brandelwyn al'Vere. Zumindest ist er hier in Emondsfeld, was man von dem falschen Drachen nicht behaupten kann. Aber wenn Ihr Euch schon Sorgen machen wollt: Es gibt *andere* hier, deren Anwesenheit Euch mehr Ärger bereiten wird.«

»Seherin«, sagte Bran steif, »überlaßt es freundlicherweise bitte mir, über wen ich mir den Kopf zerbreche. Frau Moiraine und Meister Lan sind Gäste meiner Herberge und, so möchte ich behaupten, anständige und ehrenwerte Leute. Sie haben mich nicht vor dem versammelten Gemeinderat als Narren bezeichnet. Sie haben dem Gemeinderat nicht vorgeworfen, daß keiner von uns seine fünf Sinne beisammen habe.«

»Es scheint, als habe ich Euch noch zu gut bewertet«, schoß Nynaeve zurück. Sie schritt ohne einen Blick zurück einfach davon. Brans Kinn bewegte sich, als formuliere er eine passende Antwort.

Egwene sah Rand an, als wolle sie etwas sagen, aber statt dessen eilte sie der Seherin hinterher. Rand war sich klar darüber, daß es irgendeinen Weg geben mußte, sie davon abzuhalten, die Zwei Flüsse zu verlassen, doch der einzige Weg, der ihm gerade einfiel, war keiner, den er zur Zeit bereits gehen konnte, selbst wenn sie zustimmte. Und sie hatte ja mehr oder weniger angedeutet, daß sie nicht wollte. Das machte alles für ihn noch schlimmer.

»Diese junge Frau braucht einen Mann«, grollte Cenn

Buie, der auf Zehenspitzen umherhüpfte. Sein Gesicht hatte sich puterrot gefärbt und wurde noch dunkler. »Ihr fehlt der Respekt. Wie sind der Gemeinderat und keine kleinen Jungen, die ihr den Hof machen und ...«

Der Bürgermeister atmete schwer durch die Nase und fuhr dann plötzlich den alten Dachdecker an: »Sei ruhig, Cenn! Hör auf, dich wie ein Aiel mit schwarzem Schleier aufzuführen!« Der knochige Mann erstarrte vor Überraschung. Der Bürgermeister verlor sonst nie die Beherrschung. Bran funkelte ihn an. »Versengen soll mich das Licht, aber wir haben wirklich Besseres zu tun, als uns wie Narren zu benehmen. Oder willst du beweisen, daß Nynaeve recht hat?« Damit stampfte er zurück in die Schenke und knallte die Tür hinter sich zu.

Die anderen Mitglieder des Gemeinderats sahen Cenn an und gingen dann jeder in seine Richtung nach Hause. Alle außer Haral Luhhan, der den Dachdecker begleitete und leise auf ihn einredete. Cenn Buies Gesicht war wie versteinert. Der Schmied aber war der einzige, der Cenn jemals wieder zur Vernunft bringen konnte.

Rand ging zu seinem Vater hinüber, und seine Freunde kamen hinterher. »Ich habe Meister al'Vere noch nie so wütend gesehen«, war das erste, was Rand sagte. Das brachte ihm einen angewiderten Blick Mats ein.

»Der Bürgermeister und die Seherin sind sich selten einig«, sagte Tam, »und heute noch weniger als sonst. Das ist alles. Das ist in jedem Dorf dasselbe.«

»Was ist mit dem falschen Drachen?« fragte Mat, und Perrin murmelte eifrig: »Was ist mit den Aes Sedai?«

Tam schüttelte langsam den Kopf. »Meister Fain wußte nicht viel mehr, als er bereits sagte. Jedenfalls nicht viel, was für uns wichtig ist. Gewonnene oder verlorene

Schlachten. Eroberte und rückeroberte Städte. Dank dem Licht spielt sich das alles in Ghealdan ab. Es hat sich nicht weiter ausgebreitet, jedenfalls nicht, soweit uns das Meister Fain berichten konnte.«

»Schlachten interessieren mich«, sagte Mat, und Perrin fügte hinzu: »Was hat er davon erzählt?«

»Mich interessieren Schlachten nicht, Matrim«, sagte Tam. »Doch ich bin sicher, er wird sich glücklich schätzen, dir später alles darüber zu erzählen. Was mich interessiert, ist die Tatsache, daß wir uns hier nicht den Kopf darüber zerbrechen müssen, soweit es der Gemeinderat beurteilen kann. Wir sehen keinen Grund für die Aes Sedai, auf ihrem Weg nach Süden hier durchzukommen. Und was die Rückreise betrifft, werden sie wohl kaum den Wald der Schatten durchqueren und den Weißen Fluß durchschwimmen.«

Rand und die anderen schmunzelten bei dem Gedanken daran. Es gab drei Gründe, warum niemand ins Gebiet der Zwei Flüsse kam, außer eben vom Norden her von Taren-Fähre. Der erste, das waren natürlich die Verschleierten Berge, und genauso erfolgreich blockierte der Schlammpfuhl die Wege aus dem Osten. Im Süden lag der Weiße Fluß, der seinen Namen der vielen Steine und Felsen wegen erhalten hatte, die seinen schnellen Strom aufschäumen ließen. Und jenseits des Weißen lag der Wald der Schatten. Wenige Leute der Zwei Flüsse hatten jemals den Weißen überquert, und noch weniger kehrten von dorther zurück. Man war sich jedoch allgemein darin einig, daß sich der Wald der Schatten etwa hundert Meilen oder weiter nach Süden erstreckte. Es gab dort keine Straße und kein Dorf, wohl aber genügend Wölfe und Bären.

»Also, das wär's ja dann wohl für uns«, sagte Mat. Es

hörte sich zumindest ein wenig enttäuscht an.

»Nicht ganz«, sagte Tam. »Übermorgen werden wir Männer nach Devenritt und Wachhügel schicken und auch nach Taren-Fähre, um gemeinsam Wachtposten aufzustellen. Berittene Posten am Weißen und am Taren und dazwischen Patrouillen. Es sollte eigentlich noch heute geschehen, aber nur der Bürgermeister hat mir zugestimmt. Der Rest war der Meinung, man könne nicht verlangen, daß jemand am Bel Tine zwischen den beiden Flüssen herumreitet.«

»Aber Ihr habt doch gesagt, wir müßten uns keine Sorgen machen«, murrte Perrin, und Tam schüttelte den Kopf.

»Ich sagte, wir sollten uns nicht sorgen, Junge, doch das heißt nicht, daß wir die Augen verschließen. Ich habe Männer sterben sehen, weil sie sicher waren, daß nichts geschehen werde, was nicht geschehen durfte. Außerdem werden die Kämpfe alle möglichen Leute aufscheuchen. Die meisten werden sich nur ein sicheres Fleckchen suchen, aber andere werden sich bemühen, aus der Verwirrung Profit zu schlagen. Den ersteren werden wir unsere Hilfe anbieten, aber wir müssen darauf vorbereitet sein, die anderen wieder zu verjagen.«

Unvermittelt äußerte sich Mat. »Können wir daran teilnehmen? Ich möchte schon! Ihr wißt, daß ich genausogut reiten kann wie die anderen Männer des Dorfs.«

»Du möchtest ein paar Wochen Kälte, Langeweile und Schlafen im Freien genießen?« schmunzelte Tam. »Darauf wird es wahrscheinlich hinauslaufen. Ich hoffe jedenfalls. Wir sind weit ab vom Schuß, sogar was Flüchtlinge betrifft. Aber wenn du dich entschlossen hast, kannst du ja

mit Meister al'Vere sprechen. Rand, es ist Zeit für uns, zum Hof zurückzukehren.«

Rand riß überrascht die Augen auf. »Ich dachte, wir bleiben noch zur Winternacht!«

»Es gibt Dinge, die auf dem Hof getan werden müssen, und ich brauche dich dazu.«

»Trotzdem haben wir noch Stunden Zeit. Und ich möchte mich auch freiwillig für die Patrouillen melden.«

»Wir gehen jetzt«, antwortete der Vater in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ. Mit sanfterer Stimme fügte er hinzu: »Wir kommen morgen zeitig genug zurück, damit du mit dem Bürgermeister sprechen kannst. Und früh genug für das Fest. Wir treffen uns in fünf Minuten im Stall.«

»Wirst du dich mit Rand und mir zusammen für die Wache melden?« fragte Mat Perrin, als Tam ging. »Ich wette, so was hat es bei den Zwei Flüssen noch nie gegeben. Stellt Euch vor, wenn wir zum Taren kommen, sehen wir vielleicht sogar Soldaten oder wer weiß wen! Sogar Kesselflicker!«

»Ja, ich denke schon«, sagte Perrin langsam. »Das heißt, falls Meister Luhhan mich nicht braucht.«

»In Ghealdan ist Krieg, nicht hier!« brauste Rand auf. Mit Mühe senkte er die Stimme. »Der Krieg ist in Ghealdan, und die Aes Sedai sind das Licht wer weiß wo, aber keines davon ist hier. Dafür ist hier der Mann mit dem schwarzen Mantel, oder habt Ihr ihn schon vergessen?« Die anderen tauschten verlegene Blicke.

»Tut uns leid, Rand«, stotterte Mat. »Aber es gibt nicht oft eine Gelegenheit, etwas anderes zu tun, als die Kühe des Vaters zu melken.« Unter ihren erstaunten Blicken richtete er sich auf. »Na ja, ich melke sie eben, und das

jeden Tag.«

»Der schwarze Reiter«, erinnerte sie Rand. »Was, wenn er jemanden verletzt?«

»Vielleicht ist er ein Kriegsflüchtling«, meinte Perrin zögernd.

»Wer er auch ist«, sagte Mat, »die Wachen werden ihn finden.«

»Vielleicht«, sagte Rand, »aber er scheint zu verschwinden, wann immer er will. Es wäre besser, wenn sie überhaupt wissen, daß sie nach ihm suchen sollen.«

»Wir erzählen es Meister al'Vere, wenn wir uns für die Patrouillen melden«, sagte Mat, »er wird es dem Gemeinderat sagen und die wieder der Wache.«

»Der Gemeinderat!« rief Perrin zweifelnd. »Wir haben Glück, wenn uns der Bürgermeister nicht auslacht! Meister Luhhan und Rands Vater glauben jetzt schon, daß wir zwei uns vor Geistern fürchten.«

Rand seufzte. »Wenn wir es erzählen wollen, dann können wir es genausogut jetzt tun. Er wird heute nicht lauter lachen als morgen.«

»Vielleicht«, meinte Perrin mit einem Seitenblick auf Mat, »sollten wir andere fragen, ob sie ihn auch gesehen haben. Heute abend treffen wir ja fast jeden aus dem Dorf.« Mats Miene verfinsterte sich noch mehr, aber immer noch hielt er den Mund. Sie alle wußten, daß Perrin der Meinung war, man solle zuverlässigere Zeugen als Mat finden. »Er wird morgen auch nicht lauter lachen«, fügte Perrin hinzu, als Rand zögerte. »Und mir wäre es lieber, wir hätten noch jemanden bei uns, wenn wir zu ihm gehen. Das halbe Dorf wäre mir am liebsten.«

Rand nickte bedächtig. Er konnte schon Meister al'Veres Lachen hören. Weitere Zeugen wären sicherlich nicht

ungünstig. Und wenn schon sie drei den Burschen gesehen hatten, dann vielleicht auch andere. »Also dann morgen. Ihr zwei treibt heute abend weitere Zeugen auf, und morgen gehen wir zum Bürgermeister. Danach ...« Sie sahen ihn schweigend an. Keiner fragte danach, was wäre, wenn sie niemanden fänden, der den schwarzgekleideten Mann gesehen hatte. Die Frage stand deutlich in ihren Augen, und er konnte sie nicht beantworten. Er seufzte tief auf. »Ich muß jetzt gehen. Mein Vater glaubt sonst, ich sei in ein Loch gefallen.«

Von ihren Abschiedsgrüßen gefolgt, schlenderte er hinüber zum Stallhof, wo der Karren mit den hohen Rädern stand, durch einige Stützen zusätzlich gehalten.

Der Stall war ein langer enger Bau mit einem spitzgiebligen strohgedeckten Dach. Boxen mit strohbedecktem Boden waren an beiden Seiten des dämmrigen Innenraums untergebracht, der nur von den geöffneten Doppeltüren an beiden Seiten des Gebäudes Licht erhielt. Die Gespannpferde des Händlers kauten in insgesamt acht Boxen Hafer, und Meister al'Veres kräftige Dhurraner, ein Gespann, das er vermietete, wenn Bauern mehr zu ziehen hatten, als ihre eigenen Pferde schafften, füllten sechs weitere Boxen. Von den übrigen Boxen waren nur drei besetzt. Rand fand, daß die zu den Pferden passenden Reiter leicht zu bestimmen waren. Der hohe, kräftige schwarze Hengst, der den Kopf so wild hochwarf, mußte Lan gehören. Die schlanke weiße Stute mit dem edel gekrümmten Hals, deren schnelle Schritte so graziös wirkten wie die eines tanzenden Mädchens, sogar hier im Stall, konnte nur Moiraine gehören. Und das dritte unbekannte Pferd, ein dürrer Wallach mit schmutzigen Flanken, paßte perfekt zu Thom Merrilin.

Tam stand ganz hinten im Stall, hielt Bela an einem Führseil und sprach ruhig mit Hu und Tad. Bevor Rand noch zwei Schritte in den Stall hinein tun konnte, nickte sein Vater schon den Stallburschen zu und führte Bela hinaus. Wortlos winkte er Rand, mitzukommen.

Schweigend spannten sie die struppige Stute an. Tam schien so tief in Gedanken versunken, daß Rand den Mund hielt. Er freute sich nicht gerade darauf, seinen Vater von der Existenz des schwarzgekleideten Reiters überzeugen zu müssen, und dann auch noch den Bürgermeister! Morgen war es früh genug dafür, wenn Mat und Perrin weitere Zeugen fänden, die den Mann gesehen hatten. Falls sie sie fanden ...

Als der Karren sich ruckartig in Bewegung setzte, hatte Rand Bogen und Köcher von hinten heraus. Ungeschickt hängte er den Köcher an den Gürtel, während er nebenhertrabte. Als sie die letzte Häuserreihe des Dorfs erreichten, legte er einen Pfeil ein und trug den Bogen halb erhoben, die Sehne leicht gespannt. Es gab außer den zumeist kahlen Bäumen nichts zu sehen, doch seine Schultern spannten sich. Der schwarze Reiter konnte sie erreichen, bevor sie es überhaupt merkten. Vielleicht bliebe dann keine Zeit mehr, den Bogen zu spannen; also tat er es lieber jetzt schon.

Er wußte, daß er die Sehne nicht lange gespannt halten durfte. Er hatte den Bogen selbst gemacht, und Tam war außer ihm einer der wenigen in der Gegend, die ihn überhaupt bis zur Wange spannen konnten. Er sah sich um, denn er wollte nicht die ganze Zeit über an den dunklen Reiter denken. Das war allerdings nicht einfach, so vom Wald umgeben und mit im Wind flatternden Umhängen. »Vater«, sagte er schließlich, »ich verstehe nicht, wieso der

Gemeinderat Padan Fain verhören mußte.« Mit Mühe riß er den Blick vom Wald los und sah Tam über Bela hinweg an. »Mir scheint, euer Entschluß hätte auch gleich an Ort und Stelle fallen können. Der Bürgermeister hat allen eine Riesenangst eingejagt, als er über Aes Sedai und den falschen Drachen im Zusammenhang mit den Zwei Flüssen sprach.«

»Die Menschen sind merkwürdig, Rand. Sogar die besten. Nimm Haral Luhhan. Meister Luhhan ist ein starker Mann, und ein tapferer noch dazu, aber er kann nicht beim Schlachten zusehen. Er wird dabei weiß wie ein Bettlaken.«

»Was hat denn das damit zu tun? Jeder weiß, daß Meister Luhhan kein Blut sehen kann, und keiner außer den Coplins und den Congars denkt sich etwas dabei.«

»Nur soviel, mein Junge: Leute denken oder benehmen sich nicht immer so, wie du glaubst. Die Leute im Dorf ... Laß den Hagel ihre Ernte plattschlagen, laß den Wind jedes Dach in der Gegend wegpusten und die Wölfe die Hälfte ihres Viehs reißen, und sie krempeln ihre Ärmel hoch und fangen von vorn an. Sie maulen vielleicht, lassen sich aber nicht aufhalten. Aber laß sie nur an die Aes Sedai und einen falschen Drachen in Ghealdan denken, dann kommen sie bald darauf, daß Ghealdan nicht so weit vom Rand des Walds der Schatten entfernt ist und daß eine gerade Linie von Tar Valon nach Ghealdan gar nicht so weit östlich von uns verlaufen würde. Als ob die Aes Sedai nicht die Straße über Caemlyn und Lugard nähmen, anstatt querfeldein zu reiten! Bis morgen früh wäre das halbe Dorf überzeugt gewesen, daß der Krieg vor unserer Tür steht. Es hätte Wochen gedauert, das wiedergutzumachen. Das hätte ein schönes Bel Tine gegeben! Also sagte Bran es ihnen, bevor

sie selbst darauf kamen.

Sie haben gesehen, daß der Gemeinderat das Problem diskutiert, und mittlerweile werden sie wissen, wie wir uns entschieden haben. Sie haben uns in den Gemeinderat gewählt, weil sie darauf vertrauen, daß wir uns zum Besten für alle beraten. Sie vertrauen unseren Ansichten. Sogar der Ansicht von Cenn, was nicht viel über uns andere aussagt, schätze ich. Jedenfalls werden sie hören, daß wir uns keine Sorgen machen müssen, und das werden sie glauben. Nicht, daß sie nicht auch von allein darauf kommen könnten oder schließlich kommen würden, aber auf diese Weise ruinieren wir das Fest nicht, und keiner muß sich wochenlang über etwas Gedanken machen, was wahrscheinlich sowieso nicht geschieht. Wenn es aber, entgegen aller Wahrscheinlichkeit, doch geschieht ... Nun, dann werden uns die Patrouillen früh genug warnen, damit wir Gegenmaßnahmen ergreifen können. Ich glaube aber wirklich nicht, daß es dazu kommen wird.«

Rand blies die Wangen auf. Offensichtlich war es komplizierter, als er gedacht hatte, Mitglied im Gemeinderat zu sein. Der Karren rumpelte weiter die Haldenstraße entlang.

»Hat noch irgend jemand außer Perrin diesen seltsamen Reiter gesehen?« fragte Tam.

»Ja, Mat, aber ...« Rand blinzelte und blickte über Belas Rücken hinweg seinen Vater an. »Du glaubst mir? Ich muß zurückkehren. Ich muß es ihnen erzählen.« Tams Ruf hielt ihn auf, bevor er zum Dorf zurückrennen konnte.

»Halt, Junge, halt! Hast du gedacht, daß ich ohne Grund so lange warte, um mit dir darüber zu sprechen?«

Zögernd ging Rand weiter neben dem Wagen her, der quietschend der geduldigen Bela folgte. »Warum hast du

deine Meinung geändert? Warum soll ich es den anderen nicht erzählen?«

»Sie werden es früh genug erfahren. Perrin zumindest. Bei Mat bin ich mir nicht so sicher. Man muß die Bauern auf ihren Höfen warnen, so gut es geht, aber ansonsten wird es in einer Stunde in Emondsfeld niemand über sechzehn geben oder jedenfalls keinen vertrauenswürdigen Erwachsenen, der nicht weiß, daß sich ein Fremder hier herumtreibt, und zwar ein Kerl von der Sorte, die man nicht zum Fest einlädt. Der Winter war ohnehin schon schlimm genug. Man sollte die Kinder nicht auch noch ängstigen.«

»Fest?« sagte Rand. »Wenn du ihn gesehen hättest, würdest du ihn dir mehr als zehn Meilen wegwünschen. Vielleicht sogar hundert.«

»Ja, vielleicht«, sagte Tam gelassen. »Er kann ja durchaus vor den Unruhen in Ghealdan geflohen sein, oder er ist ein Dieb, der denkt, er könne hier leichter als in Baerlon oder Taren-Fähre Beute machen. Aber niemand besitzt hier etwas, das er sich so ohne weiteres stehlen läßt. Falls der Mann versucht, vor dem Krieg davonzurennen ... Na ja, das ist keine Entschuldigung dafür, Leuten Angst einzujagen. Wenn die Wache einmal steht, wird sie ihn entweder finden oder gleich verjagen.«

»Ich hoffe, man verjagt ihn. Aber weshalb glaubst du mir jetzt, während du mir heute morgen nicht geglaubt hast?«

»Zu der Zeit war ich auf meine eigenen Augen angewiesen, Junge, und ich sah nichts.« Tam schüttelte den ergrauten Kopf. »Es scheint, nur junge Männer sehen diesen Burschen. Als dann aber Haral Luhhan erwähnte, daß Perrin Geister sehe, da kam alles heraus. Jon Thanes

ältester Sohn sah ihn auch, genau wie Samel Crawes Junge Bandry. Also, wenn vier von euch behaupten, sie hätten etwas gesehen – alles ordentliche junge Leute –, dann glauben wir allmählich, daß jemand da ist, ob wir ihn nun sehen können oder nicht. Alle außer Cenn natürlich. Jedenfalls ist das der Grund, weshalb wir nach Hause zurückkehren. Wenn wir beide abwesend sind, könnte der Fremde dort alles mögliche anstellen. Wenn es nicht des Festes wegen wäre, käme ich morgen auch nicht ins Dorf zurück. Aber wir können uns nicht in den eigenen vier Wänden einsperren, nur weil so ein Bursche hier herumlungert.«

»Ich habe das mit Ban und Lem nicht gewußt«, sagte Rand. »Wir anderen wollten morgen zum Bürgermeister gehen, aber wir fürchteten, er werde uns nicht glauben.«

»Graue Haare bedeuten nicht, daß unser Hirn geschrumpft ist«, meinte Tam trocken. »Also halte gut Ausschau. Vielleicht bekomme ich ihn auch zu Gesicht, falls er wieder auftaucht.«

Rand beschloß, sich daran zu halten. Zu seiner Überraschung merkte er, wie sein Schritt leichter wurde. Die Knoten waren aus seinen Schultern verschwunden. Er fürchtete sich immer noch, aber es war nicht so schlimm wie vorher. Tam und er befanden sich genauso allein und verlassen auf der Haldenstraße wie am Morgen, aber irgendwie fühlte er sich, als sei das ganze Dorf bei ihnen. Der Unterschied lag darin, daß nun andere Bescheid wußten und ihm glaubten. Was immer der schwarze Reiter anstellen mochte, die Leute von Emondsfeld würden gemeinsam mit ihm fertig werden.

KAPITEL 5

Winternacht

Als der Karren den Bauernhof erreichte, hatte die Sonne bereits auf halbem Weg die Mittagshöhe überschritten. Es war kein großes Gebäude, bei weitem nicht so groß wie einige der ausgedehnten Anwesen im Osten, Behausungen, die über die Jahre hinweg gewachsen waren und in denen große Familien wohnten. In der Gegend der Zwei Flüsse lebten oftmals drei oder vier Generationen unter einem Dach, und das schloß Tanten, Onkel, Vetter und Neffen mit ein. Tam und Rand galten als außergewöhnlich in zweierlei Hinsicht: Die beiden Männer lebten allein, und ihr Hof lag im Westwald.

Hier befanden sich die meisten Räume auf ebener Erde. Das Haus bildete ein sauberes Rechteck ohne Seitenflügel oder Anbauten. Zwei Schlafzimmer und ein Speicher fügten sich noch oben unter das steile Strohdach. Obwohl die weiße Tünche nach den Winterstürmen fast ganz von den massiven Holzwänden verschwunden war, befand sich das Haus immer noch in ordentlichem Zustand. Das Strohdach war wieder dicht, Türen und Fensterläden waren gut befestigt und paßten genau.

Haus, Scheune und der von einer Steinmauer eingefaßte Schafpferch bildeten ein Dreieck um den Hof. Dort hatten sich ein paar Hühner hinausgewagt und scharrten im kalten Erdreich herum. Gleich neben dem Schafpferch standen ein offener Schuppen zum Scheren der Schafe und ein steinerner Brunnentrog. Am Rand der Felder zwischen dem

Hof und den Bäumen ragte der hohe Kegel eines Trockenraums auf. Nur wenige Bauern der Zwei Flüsse kamen ohne den Tabakanbau aus, der es ihnen ermöglichte, den Kaufleuten, wenn sie endlich kamen, Wolle und Tabak zu verkaufen.

Als Rand in den Steinpferch schaute, blickte der Leithammel zu ihm auf, die meisten Schafe der schwarzgesichtigen Herde blieben aber friedlich dort, wo sie lagen oder standen, die Köpfe im Futtertrog. Ihre Wolle war dicht und lockig, aber es war noch zu kalt zum Scheren.

»Ich glaube nicht, daß der Schwarzgekleidete hierhergekommen ist!« rief Rand seinem Vater zu, der langsam um das Haus herumging, einen Speer kampfbereit in der Hand, und den Boden genau betrachtete. »Die Schafe wären nicht so ruhig, wenn er dagewesen wäre.«

Tam nickte, blieb aber nicht stehen. Als er seine Runde um das Haus beendet hatte, ging er anschließend genauso aufmerksam um die Scheune und den Pferch herum, wobei er immer noch den Boden nach Spuren untersuchte. Er überprüfte sogar die Räucherkammer und den Trockenraum. Er zog einen Eimer Wasser aus dem Brunnen, schöpfte eine Handvoll, roch daran und berührte das Wasser vorsichtig mit der Zungenspitze. Dann lachte er plötzlich laut auf und trank es mit einem schnellen Schluck.

»Ich glaube auch, er war nicht da«, sagte er zu Rand und wischte sich die Hand am Mantel ab. »Das ganze Gerede über Männer und Pferde, die ich nicht sehen oder hören kann, macht mich so nervös, daß ich schon alles schief anschaue.« Er goß das Brunnenwasser in einen anderen Eimer und ging auf das Haus zu, in der einen Hand den

Eimer, in der anderen den Speer. »Ich werde einen Eintopf aufsetzen, damit wir etwas zum Essen bekommen. Und wenn wir sowieso schon hier sind, können wir auch mit der Arbeit anfangen.«

Rand schnitt eine Grimasse. Er bedauerte, die Winternacht nicht in Emondsfeld verbringen zu können. Aber Tam hatte recht. Auf einem Bauernhof hörte die Arbeit niemals auf; kaum hatte man eine Sache erledigt, tauchten schon zwei andere auf, um die man sich kümmern mußte. Er zögerte, behielt aber dann Bogen und Köcher doch bei sich. Falls der dunkle Reiter erschien, wollte er ihm nicht nur mit einer Hacke begegnen.

Zuerst mußte Bela in den Stall gebracht und versorgt werden. Sobald er sie ausgespannt und in einer Box in der Scheune gleich neben der Kuh untergebracht hatte, legte er den Umhang ab und rieb die Stute mit trockenem Stroh ab. Anschließend striegelte er sie mit zwei Bürsten. Er kletterte die schmale Leiter zum Heuboden hinauf und warf Heu für Bela hinunter. Er nahm auch einen Scheffel Hafer mit, obwohl nicht mehr viel da war und sie möglicherweise längere Zeit keinen Hafer mehr bekommen würden – es sei denn, es würde endlich warm. Die Kuh hatten sie schon im ersten Morgenlicht gemolken. Sie hatte nur ein Viertel ihrer normalen Menge gegeben; im Verlauf des langen Winters schien sie auszutrocknen.

Sie hatten den Schafen Futter für zwei Tage dagelassen – sie hätten eigentlich längst auf der Weide stehen sollen, doch es gab kaum Gras für sie –, aber er füllte ihren Wassertrog wieder auf. Auch die mittlerweile gelegten Eier mußten eingesammelt werden. Es waren nur drei. Die Hühner wurden anscheinend immer schlauer und versteckten sie zu gut.

Er ging gerade mit einer Hacke auf der Schulter zum Gemüsegarten hinter dem Haus, als Tam herauskam und sich auf eine Bank vor der Scheune setzte, um Belas Geschirr zu reparieren. Der Speer lehnte an seiner Seite. Als Rand das sah, empfand er seinen mitgenommenen Bogen und den Köcher nicht mehr als lächerlich. Beides lag auf seinem Umhang, einen Schritt von seinem Arbeitsplatz entfernt.

In den Beeten zeigte sich nur wenig Unkraut, aber immer noch mehr Unkraut als alles andere. Die Kohlköpfe waren bloße Stümpfe, es war kaum ein Bohnen- oder Erbsenschößling zu sehen und keine einzige Rübe. Sie hatten natürlich nicht alles gepflanzt – nur einen Teil, in der Hoffnung, die kalte Periode werde rechtzeitig enden, so daß sie etwas ernten konnten, bevor der Keller ganz leer war. Er brauchte nicht lange mit seiner Hacke. In früheren Jahren wäre er darüber froh gewesen, aber jetzt fragte er sich, was zu tun sei, wenn dieses Jahr nichts wuchs. Kein angenehmer Gedanke. Und er mußte immer noch Brennholz spalten.

Es schien Rand schon Jahre zurückzuliegen, daß er einmal kein Brennholz spalten mußte. Aber Selbstmitleid würde das Haus nicht wärmen, also holte er die Axt, stellte Bogen und Köcher neben den Hackklotz und machte sich an die Arbeit. Kiefer ergab eine flinke, heiße Flamme, und Eiche brannte dafür länger. Er fühlte sich bald so warm, daß er den Mantel auszog. Als der Haufen Holzscheite groß genug war, stapelte er ihn an der Seitenwand des Hauses neben anderen Stapeln von früher auf. Die meisten reichten hinauf bis zur Traufe. Normalerweise waren zu dieser Jahreszeit die Brennholzstapel klein, und man sah nur wenige; anders in diesem Jahr. *Hack und staple, hack*

und staple, so verlor er sich im Rhythmus der Axthiebe und der Bewegungen beim Aufeinanderlegen der Scheite. Tams Hand auf der Schulter rief ihn in die Wirklichkeit zurück, und einen Augenblick lang blinzelte er überrascht.

Graues Zwielicht hatte sich während seiner Arbeit ausgebreitet, und auch das dämmerte schon der Nacht entgegen. Der Vollmond stand bereits hoch über den Baumwipfeln und schimmerte blaß und aufgedunsen, als wolle er gleich auf ihre Köpfe herunterfallen. Ohne daß er es bemerkt hatte, war der Wind kälter geworden, und Wolkenfetzen trieben über den dunklen Himmel.

»Machen wir den Abwasch, Junge, und dann essen wir zu Abend. Ich habe auch schon Badewasser zum Heißmachen hineingetragen. Dann können wir vor dem Schlafen noch ein Bad nehmen.«

»Alles Heiße hört sich für mich gut an«, sagte Rand. Er hob seinen Umhang auf und warf ihn sich über die Schultern. Sein Hemd war schweißgetränkt, und der Wind, den er in der Hitze des Axtschwingens vergessen hatte, schien sich zu bemühen, das Hemd jetzt, da er mit Arbeiten aufgehört hatte, zu einem steifen Brett zu gefrieren. Er unterdrückte ein Gähnen und las unter Kälteschauern seine übrigen Sachen auf. »Schlaf wäre auch, davon abgesehen, eine feine Sache. Ich könnte das ganze Fest über schlafen.«

»Würdest du darauf wetten?« Tam lächelte, und Rand mußte unwillkürlich zurückgrinsen. Er würde Bel Tine nicht versäumen, und wenn er eine ganze Woche lang nicht mehr geschlafen hätte. Das würde allen so gehen.

Tam hatte besonders viele Kerzen aufgestellt, und in dem großen gemauerten Kamin prasselte ein Feuer, so daß die Wohnstube Wärme und Gemütlichkeit ausstrahlte. Außer dem Kamin fiel in dem Raum vor allem ein breiter

Eichenholztisch auf. Der Tisch war lang genug für ein Dutzend Leute oder mehr, obwohl kaum jemals so viele dort gesessen hatten, nachdem Rands Mutter gestorben war. An den Wänden standen ein paar Kommoden und Truhen, die von Tam kunstvoll angefertigt worden waren. Um den Tisch standen Stühle mit hohen Lehnen. Der Polsterstuhl, den Tam seinen ›Lesestuhl‹ nannte, stand seitlich versetzt vor dem Kamin. Rand zog es vor, ausgestreckt auf dem Läufer vor dem Feuer liegend zu lesen. Das Bücherregal neben der Tür war bei weitem nicht so lang wie das in der Weinquellenschenke, aber Bücher waren schwer zu bekommen. Wenige Händler führten mehr als eine Handvoll mit sich, und die mußten für alle reichen, denen es nach Lektüre verlangte.

Wenn der Raum auch nicht ganz so frisch gescheuert aussah, wie es bei den meisten Bauersfrauen üblich war (Tams Pfeifenständer und *Die Reisen von Jain Fernstreicher* lagen auf dem Tisch, während ein weiteres in Holz gebundenes Buch auf dem Polster des Lesestuhls lag, ein Stück reparaturbedürftiges Pferdegeschirr lag auf der Bank beim Kamin, und ein paar Hemden, die gestopft werden mußten, häuften sich auf einem Stuhl), wenn der Raum also nicht ganz so fleckenlos rein war, wirkte er doch sehr sauber und ordentlich und so wohnlich, daß es jedem Besucher das Herz wärmte. Hier war es möglich, die beißende Kälte jenseits der Wände zu vergessen. Hier gab es keinen falschen Drachen, keinen Krieg und keine Aes Sedai. Auch keine Männer in schwarzen Mänteln. Der Duft des Eintopfs über dem Feuer erfüllte den Raum, und Rand bekam plötzlich schrecklichen Hunger.

Sein Vater rührte das Essen mit einem langen hölzernen Kochlöffel um und probierte ein wenig. »Noch ein

bißchen.«

Rand wusch sich schnell Gesicht und Hände. In der Nähe der Tür standen auf einem Waschgestell ein Krug und eine Schüssel. Was er brauchte, war ein heißes Bad, um den Schweiß abzuwaschen und die Kälte zu vertreiben, aber das mußte warten, bis sie Zeit hatten, den großen Kessel im Hinterzimmer zu erhitzen.

Tam kramte in einer Kommode herum und fand schließlich einen Schlüssel, der so lang war wie seine Hand. Er drehte ihn in dem großen Eisenschloß an der Tür um. Als Rand ihn fragend anblickte, sagte er: »Besser ist besser. Vielleicht spinne ich ein wenig, oder das Wetter drückt meine Stimmung, aber ...« Er seufzte und warf den Schlüssel mit der flachen Hand ein Stückchen hoch. »Ich sehe mal nach der Hintertür«, sagte er und verschwand im rückwärtigen Teil des Hauses.

Rand konnte sich nicht daran erinnern, daß eine der beiden Türen jemals abgeschlossen worden war. Keiner im Gebiet der Zwei Flüsse verschloß die Türen. Es war niemals nötig gewesen. Zumindest bisher.

Von oben aus Tams Schlafzimmer erklang ein schleifendes Geräusch, als werde etwas am Boden entlanggezerrt. Rand zog die Augenbrauen hoch. Falls sich Tam nicht soeben entschlossen hatte, die Möbel umzustellen, konnte er nur die alte Truhe hervorgezogen haben, die er unter dem Bett aufbewahrte. Wieder etwas, das noch nie geschehen war, solange sich Rand erinnern konnte.

Er füllte einen kleinen Kessel mit Teewasser, hängte ihn an einen Haken über dem Feuer und deckte den Tisch. Er hatte die Teller und Löffel selbst geschnitzt. Die vorderen Fensterläden waren noch nicht geschlossen, und von Zeit

zu Zeit spähte er hinaus. Doch die Nacht war gekommen, und alles, was er sehen konnte, waren Mondschatten. Der dunkle Reiter konnte sehr wohl dort draußen sein, aber er versuchte, nicht daran zu denken.

Als Tam zurückkam, machte Rand vor Überraschung große Augen. Ein breiter Gürtel hing an Tams Hüften, und am Gürtel hing ein Schwert. Ein bronzener Reiher war auf der schwarzen Scheide zu sehen und ein weiterer auf dem langen Knauf. Die einzigen Männer, die Rand jemals ein Schwert hatte tragen gesehen, waren die Leibwächter der Kaufleute. Und natürlich Lan. Er wäre nie darauf gekommen, daß sein Vater überhaupt eines besaß. Abgesehen von den Reihern sah das Schwert dem Schwert Lans ziemlich ähnlich.

»Woher hast du das?« fragte er. »Hast du es von einem Händler gekauft? Was hat es gekostet?«

Langsam zog Tam die Waffe; Feuerschein spiegelte sich auf der schimmernden Schneide. Das war ganz anders als bei den einfachen rohen Klingen, die Rand in den Händen der Leibwächter gesehen hatte. Es war nicht mit Gold oder Edelsteinen verziert, und doch schien es Rand irgendwie groß, bedeutend. Die ganz leicht gekrümmte und nur auf einer Seite geschliffene Schneide trug ebenfalls den Reiher in den Stahl eingeätzt. Die kurzen Querstreben am Knauf waren wie Zöpfe gearbeitet. Verglichen mit den Schwertern der Leibwächter, schien es fast zerbrechlich. Die meisten dieser plumpen Schwerter waren auf beiden Seiten geschärft und dick genug, um einen Baum zu fällen.

»Ich habe es vor langer Zeit erworben«, sagte Tam, »sehr weit entfernt von hier. Und ich habe viel zuviel dafür bezahlt; zwei Kupferpfennige sind zuviel für eine Waffe wie diese. Deine Mutter wollte es nicht, aber sie war immer

schon klüger als ich. Ich war jung damals, und es schien den Preis wert zu sein. Sie wollte immer, daß ich es los werden sollte, und mehr als einmal kam mir der Gedanke, daß sie recht hatte und ich es einfach weggeben sollte.«

Reflektierter Feuerschein ließ die Klinge aufflammen. Rand erschrak. Er hatte oft davon geträumt, ein Schwert zu besitzen. »Es weggeben? Wie könntest du ein Schwert wie dieses weggeben?«

Tam schnaubte. »Kann man wohl kaum zum Schafehüten verwenden, oder? Ich kann auch kein Feld damit umpflügen oder Getreide schneiden.« Eine ewig währende Minute lang starrte er das Schwert an, als überlege er, was er mit solch einem Ding anfangen könne. Schließlich stieß er einen schweren Seufzer aus. »Aber falls ich nicht einfach nur schwarz sehe, falls uns das Glück verläßt, kann es sein, daß ich in den nächsten Tagen noch froh sein werde, es statt dessen in diese alte Truhe gelegt zu haben.« Er ließ das Schwert sanft in die Scheide zurückgleiten und wischte sich mit einer Grimasse die Hand am Hemd ab. »Der Eintopf dürfte fertig sein. Ich fülle die Schüssel, und du machst derweil den Tee.«

Rand nickte und nahm die Teebüchse, aber er wollte schon alles genau wissen. Warum hatte Tam wohl ein Schwert gekauft? Er konnte es sich nicht vorstellen. Und wo hatte es Tam aufgetrieben? Wie weit entfernt? Keiner verließ je die Zwei Flüsse, oder höchstens ganz wenige. Er hatte schon immer vage Vermutungen darüber angestellt, daß sein Vater draußen gewesen sein mußte – seine Mutter war Ausländerin gewesen –, aber ein Schwert ...? Er hatte eine Menge Fragen auf dem Herzen, sobald sie am Tisch saßen.

Das Teewasser kochte, und er mußte ein Tuch um den

Kesselgriff wickeln, um ihn vom Haken zu nehmen. Die Hitze drang sofort durch.

Als er sich vom Feuer aufrichtete, ließ ein heftiger Schlag gegen die Tür das Schloß erzittern. Alle Gedanken an das Schwert oder den heißen Kessel in seiner Hand verflogen.

»Einer der Nachbarn«, sagte er unsicher. »Vielleicht will Meister Dautry etwas borgen ...« Aber der Hof der Dautrys, ihrer nächsten Nachbarn, war auch bei Tageslicht eine Wegstunde entfernt, und auch wenn Oren Dautry ständig schamlos Sachen auslieh, war es wenig wahrscheinlich, daß er seinen Hof nach Einbruch der Dunkelheit verließ.

Tam stellte leise die mit Eintopf gefüllten Teller auf den Tisch. Langsam bewegte er sich vom Tisch weg. Beide Hände ruhten auf dem Griff seines Schwerts. »Ich glaube nicht ...«, begann er, und dann barst die Tür entzwei. Bruchstücke des eisernen Schlosses schlitterten über den Boden.

Eine Gestalt füllte den Türrahmen, größer als jeder Mann, den Rand je gesehen hatte, eine Gestalt in schwarzem Kettenpanzer, der ihr bis zu den Knien reichte, mit Dornen an Handgelenken, Ellbogen und Schultern. Eine Hand hielt ein schweres sichelähnliches Schwert, die andere wurde vor die Augen gehalten, als solle sie vor dem Licht schützen.

Rand fühlte sich auf seltsame Art erleichtert. Wer das auch war, es war nicht der schwarzgekleidete Reiter. Dann bemerkte er die gekrümmten Widderhörner an dem Kopf, der den oberen Teil des Türrahmens streifte, und wo sich Mund und Nase befinden sollten, sah er eine behaarte Schnauze. Er nahm das alles innerhalb eines einzigen tiefen Atemzugs wahr und stieß einen entsetzten Schrei aus.

Gleichzeitig warf er den heißen Kessel nach dem halbmenschlichen Kopf.

Die Kreatur brüllte auf. Zum Teil klang es nach einem Schmerzensschrei, zum Teil nach dem Knurren eines Tieres. Kochendes Wasser lief ihm über das Gesicht. In dem Moment, als der Kessel traf, blitzte Tams Schwert auf. Aus dem Brüllen wurde ein Gurgeln, und die riesige Gestalt stürzte rückwärts. Bevor sie noch gefallen war, versuchte eine zweite, sich an der ersten vorbeizuschieben. Rand erspähte einen mit dornenähnlichen Hörnern bewehrten verformten Kopf, bevor Tam erneut zuschlug. Dann blockierten zwei riesige erschlaffte Körper den Eingang. Rand merkte, daß sein Vater ihm etwas zurief.

»Renn weg, Junge! Versteck dich im Wald!« Die Leichen im Eingang zuckten, als andere von draußen versuchten, sie wegzuziehen. Tam bückte sich und hob mit der Schulter unter Stöhnen den schweren Tisch, um ihn vor die Tür zu schieben. »Es sind zu viele! Das hält nicht! Renn hinten raus! Los! Schnell! Ich komme nach!«

Noch während Rand sich zur Flucht wandte, schämte er sich, daß er so schnell gehorchte. Er wollte bleiben und seinem Vater helfen, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, wie, aber die Angst hatte ihn bei der Gurgel gepackt, und die Beine bewegten sich ohne sein Zutun. Er rannte aus dem Raum in den rückwärtigen Teil des Hauses. So schnell war er noch nie gelaufen. Krachende Geräusche und Schreie aus der Wohnstube verfolgten ihn.

Er hatte die Hände schon auf dem Querbalken, der die Hintertür versperrte, als sein Blick auf das Eisenschloß fiel, das nie verschlossen wurde. Allerdings hatte Tam genau das heute nacht getan. Er ließ den Balken, wo er war, und rannte zu einem Seitenfenster. Er schob das Fenster hoch

und öffnete die Fensterläden. Die Nacht hatte die Dämmerung abgelöst. Der Vollmond und die über den Himmel treibenden Wolken erzeugten gefleckte Schatten, und diese jagten sich gegenseitig quer über den Hof.

Schatten, sagte er sich. Nur Schatten. Die Hintertür knarrte, als jemand – oder etwas – versuchte, sie aufzudrücken. Der Mund wurde Tam trocken. Ein Krachen erschütterte die Tür in ihrem Rahmen und machte ihm Beine. Er schlüpfte durch das Fenster und kauerte sich wie ein Hase an die Seitenwand des Hauses. Im Raum drinnen zersplitterte Holz mit donnerndem Getöse.

Er zwang sich hoch und spähte geduckt durch das Fenster, nur mit einem Auge, nur an einer Fensterecke. Im Dunkeln konnte er nicht viel ausmachen, aber immer noch mehr, als ihm lieb war. Die Reste der Tür hingen schief in den Angeln, und schattenhafte Gestalten bewegten sich vorsichtig im Raum. Sie sprachen mit leisen kehligen Stimmen. Rand verstand die Worte nicht, die gesagt wurden. Die Sprache klang hart und für menschliche Zungen ungeeignet. Äxte und Speere und dornige – Dinge reflektierten matt die wenigen Strahlen Mondlicht, die sich dort hinein verirrten. Stiefel scharrten über den Fußboden, und er hörte auch ein rhythmisches Klappern wie von Hufen.

Er versuchte, Speichel zu sammeln und seinen Mund wieder zu befeuchten. Dann zog er tief, wenn auch zitternd, Luft ein und schrie so laut er konnte: »Sie kommen von hinten!« Die Worte kamen mehr als Krächzen heraus, aber wenigstens waren sie gut hörbar. Er war sich da nicht sicher gewesen. »Ich bin draußen! Renn, Vater!« Mit dem letzten Wort rannte er los, weg vom Haus.

Heisere Schreie in der seltsamen Sprache erklangen aus

dem Hinterzimmer. Glas splitterte, laut und klirrend, und irgend etwas prallte schwer hinter ihm auf dem Boden auf. Einer von ihnen hatte wahrscheinlich den Weg durch das Fenster einem mühevollen Hinauszwängen durch die Türöffnung vorgezogen, aber er sah nicht nach hinten, um sich zu vergewissern, ob er recht hatte. Wie ein Fuchs vor der Meute, so huschte er von einem Mondschatten in den anderen, als halte er auf den Wald zu, doch dann ließ er sich auf den Bauch fallen und kroch zurück zur Scheune und ihrem größeren, tieferen Schatten. Etwas fiel quer über seine Schultern. Er schlug um sich, nicht sicher, ob er kämpfen oder entkommen sollte, bis er merkte, daß er den Stiel der neuen Hacke gepackt hielt, den Tam bearbeitet hatte.

Idiot! Einen Augenblick lang lag er da und bemühte sich, seinen Atem wieder zu beruhigen. *Coplin-Narr-Idiot!* Schließlich kroch er am hinteren Teil der Scheune entlang und schleifte den Hackenstiel mit. Es war nicht viel, aber besser als nichts. Vorsichtig lugte er um die Ecke über den Hof zum Haus.

Er sah kein Anzeichen der Kreatur, die ihm nachgesprungen war. Sie konnte überall sein. Sicher jagte sie ihn. Vielleicht schlich sie sich in diesem Moment gerade an.

Verängstigtes Blöken kam aus dem Schafpferch zu seiner Linken; die Herde drängte sich zusammen, als suche sie nach einem Fluchtweg. Schattenhafte Gestalten huschten an den beleuchteten Fenstern im vorderen Teil des Hauses vorbei, und das Klirren von Stahl auf Stahl klang durch die Dunkelheit. Plötzlich wölbte sich eines der Fenster nach außen, und in einem Regen von Scherben und Holz sprang Tam hindurch, das Schwert immer noch in der

Hand. Er landete auf den Füßen, aber statt vom Haus wegzurennen, eilte er zum hinteren Teil und achtete nicht auf die monströsen Kreaturen, die hinter ihm aus dem geborstenen Fenster und der Tür drangen. Rand starrte ungläubig hinüber. Warum versuchte er nicht zu entkommen? Dann verstand er. Tam hatte seine Stimme zuletzt vom hinteren Teil des Hauses her vernommen. »Vater!« schrie er. »Ich bin hier drüben!«

Tam wirbelte herum, rannte dann aber nicht auf Rand zu, sondern in einem Winkel von ihm weg. »Renn, Junge!« schrie er und deutete mit dem Schwert auf etwas vor ihm. »Versteck dich!« Ein Dutzend riesiger Gestalten hetzte ihm nach. Grelle Schreie und schrilles Heulen brachten die Luft zum Erzittern.

Rand zog sich in den Schatten hinter der Scheune zurück. Er konnte dort vom Haus aus nicht gesehen werden, falls noch weitere der Kreaturen sich dort aufhielten. Zumindest im Moment war er sicher. Aber Tam nicht. Tam, der sich bemühte, diese Monster von ihm abzulenken. Seine Hände verkrampften sich um den Stiel der Hacke, und er mußte die Zähne zusammenbeißen, um ein plötzliches Lachen zu verhindern. Ein Hackenstiel. Wenn er einer dieser Kreaturen mit dem Stiel einer Hacke gegenüberstand, ähnelte das nicht mehr seinen Stabkämpfen mit Perrin. Aber er konnte Tam nicht mit seinen Verfolgern alleinlassen.

»Wenn ich mich so vorsichtig bewege, als schliche ich mich an ein Kaninchen an«, flüsterte er in sich hinein, »dann können sie mich niemals hören oder sehen.« Die unheimlichen Schreie hallten in der Dunkelheit wider, und er versuchte zu schlucken. »Klingt eher nach einem Rudel verhungernder Wölfe.« Lautlos glitt er aus dem Schatten

der Scheune auf den Wald zu. Sein Griff um den Stiel war so verkrampft, daß die Hände schmerzten. Zuerst fühlte er sich wohler, als die Bäume ihn umgaben. Sie halfen ihm, sich vor den Kreaturen zu verstecken. Als er aber weiter durch den Wald schlich, zerflossen und bewegten sich die Schatten, die der Mond warf, und mit ihnen schien sich die Dunkelheit des Waldes zu verändern und ebenfalls zu bewegen. Bäume ragten bösartig über ihm auf; Äste schienen nach ihm zu greifen. Aber waren das nur Bäume und Äste? Er konnte beinahe das knurrende, glucksende Lachen hören, das sie unterdrückten, während sie auf ihn warteten. Das Heulen von Tams Verfolgern war nicht mehr zu hören, doch in der darauffolgenden Stille schrak er jedesmal zusammen, wenn der Wind einen Zweig gegen den anderen schlug. Tiefer und tiefer duckte er sich und schlich immer langsamer. Er traute sich kaum zu atmen, aus Angst, daß man ihn hören könne.

Plötzlich legte sich eine Hand von hinten über seinen Mund, und ein eiserner Griff umspannte sein Handgelenk. Verzweifelt griff er mit der freien Hand über die Schulter, um den Angreifer irgendwie zu packen.

»Brich mir nicht den Hals, Junge!« kam Tams heiseres Flüstern.

Erleichterung durchflutete ihn und verwandelte seine Muskeln in Pudding. Als sein Vater ihn losließ, fiel er auf Hände und Knie und keuchte, als sei er meilenweit gerannt. Tam legte sich neben ihn, auf einen Ellenbogen gestützt.

»Ich hatte ganz vergessen, wie sehr du in den letzten Jahren gewachsen bist«, sagte Tam leise. Seine Augen bewegten sich beim Sprechen ständig. Er spähte angestrengt in die Dunkelheit hinaus. »Aber ich mußte sichergehen, daß du nicht laut sprichst. Trollocs haben ein

fast ebenso gutes Gehör wie Hunde. Vielleicht sogar ein besseres.«

»Aber Trollocs sind nur ...« Rand beendete den Satz nicht. Keine Gutenachtgeschichte, seit heute nicht mehr. Die Monster konnten Trollocs sein oder auch der Dunkle König selbst. Er hatte keine Ahnung. »Bist du sicher?« flüsterte er. »Ich meine – Trollocs?«

»Ich bin sicher. Was sie allerdings zu den Zwei Flüssen geführt hat ... Vor dem heutigen Abend habe ich noch nie einen gesehen, aber ich habe mit Männern gesprochen, die welche kannten, also weiß ich einiges über sie. Vielleicht genug, um unser Leben zu retten. Hör genau zu! Ein Trolloc kann im Dunkeln besser sehen als ein Mensch, aber helles Licht blendet ihn, jedenfalls für eine Weile. Das war wohl der einzige Grund, warum wir so vielen von ihnen entkommen konnten. Sie können Spuren durch Geruch oder Geräusche verfolgen, aber man sagt, sie seien faul. Wenn wir ihnen lang genug davonlaufen, geben sie wahrscheinlich auf.«

Rand fühlte sich nach diesen Erklärungen kaum besser. »Den Geschichten nach hassen sie Menschen und dienen dem Dunklen König.«

»Wenn irgend etwas zur Herde des Schäfers der Nacht gehört, Junge, dann sind es Trollocs. Man hat mir erzählt, daß sie aus Lust am Töten morden. Aber sonst weiß ich nichts mehr, außer daß man ihnen nicht trauen kann. Nur wenn sie Angst vor dir haben, kannst du ihnen ein bißchen trauen.«

Rand erschauerte. Er wollte nicht unbedingt jemandem begegnen, vor dem selbst Trollocs Angst hatten. »Glaubst du, sie suchen immer noch nach uns?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Sie kommen mir nicht

gerade schlau vor. Sobald wir den Wald erreichten, lockte ich meine Verfolger in Richtung Gebirge. Es war nicht sehr schwer.« Tam faßte sich an die rechte Seite und hielt die Hand nahe vor das Gesicht. »Verhalte dich aber am besten so, als seien sie klug genug.«

»Du bist verletzt.«

»Sprich nicht so laut. Es ist nur ein Kratzer, und im Moment kann ich sowieso nichts tun. Wenigstens scheint das Wetter wärmer zu werden.« Er ließ sich mit einem schweren Seufzer zurückfallen. »Vielleicht wird die Nacht im Freien doch nicht so schlimm.«

Rand hatte sich auch gerade wohlig seinen Mantel und den Umhang vorgestellt. Die Bäume hielten den Wind zum Teil ab, aber was durchkam, schnitt immer noch wie ein gefrorenes Messer in ihn hinein. Zögernd berührte er Tams Gesicht und fuhr zusammen. »Du glühst ja. Ich muß dich zu Nynaeve bringen.«

»Immer mit der Ruhe, Junge.«

»Wir dürfen keine Zeit verschwenden. Es ist ein langer Weg in dieser Dunkelheit.« Er kam auf die Füße und versuchte den Vater hochzuziehen. Er ließ ihn jedoch schnell zurückgleiten, als Tam ein kaum unterdrücktes Stöhnen ausstieß.

»Laß mich eine Weile ausruhen, Junge. Ich bin müde.«

Rand schlug sich mit der Faust auf die Hüfte. Hätten sie sich in der Sicherheit des Hauses befunden, mit einem Feuer im Kamin, Decken, genug Wasser und Weidenrinde, dann wäre er vielleicht gewillt gewesen, bis zum Tagesanbruch zu warten und dann Bela anzuschirren und Tam ins Dorf zu bringen. Hier gab es kein Feuer, keine Decken, keinen Karren und auch keine Bela. Das alles befand sich noch drüben im Haus. Wenn er Tam nicht

hinüber tragen konnte, so konnte er doch zumindest einiges für Tam herausholen. Falls die Trollocs weg waren. Früher oder später mußten sie doch gehen.

Er sah den Hackenstiel an und ließ ihn fallen. Statt dessen zog er Tams Schwert. Die Schneide schimmerte matt im blassen Mondlicht. Der lange Griff fühlte sich in seiner Hand so eigenartig an; Gewicht und Balance waren ungewohnt. Er hieb einige Male in die Luft, bevor er mit einem Seufzer aufhörte. Es war leicht, das Schwert durch die Luft sausen zu lassen. Wenn er statt dessen einen Trolloc vor sich hatte, war die Wahrscheinlichkeit groß, daß er wegrannte oder vor Schreck erstarrte, so daß er sich überhaupt nicht bewegen konnte, bis der Trolloc mit einem dieser alten Schwerter ausholte und ... *Hör auf! Wem hilft das schon!*

Als er sich erhob, packte Tam ihn am Arm. »Wo willst du hin?«

»Wir brauchen den Karren«, sagte er sanft. »Und Decken.« Er erschrak, als er merkte, wie leicht es war, die Hand seines Vaters vom Ärmel wegzuziehen. »Ruh dich aus, bis ich zurückkomme.«

»Vorsichtig«, hauchte Tam.

Er konnte Tams Gesicht im Mondlicht nicht erkennen, aber er fühlte seinen Blick auf sich ruhen. »Bin ich.« *So vorsichtig wie eine Maus, die das Nest eines Falken inspiziert*, dachte er.

Lautlos wie ein Schatten glitt er in die Dunkelheit. Er dachte daran, wie oft er in seiner Kindheit mit seinen Freunden im Wald Verstecken gespielt hatte. Sie hatten sich gegenseitig aufgelauert, sich unhörbar angeschlichen, bis sie dem anderen die Hand auf die Schulter legen konnten, um ihn abzuklatschen. Irgendwie brachte er es

nicht fertig, die jetzige Situation mit denselben Augen zu sehen.

Während er von Baum zu Baum schlich, versuchte er, sich einen Plan zurechtzulegen, doch als er den Waldrand erreichte, hatte er schon zehn davon geschmiedet und wieder verworfen. Alles hing davon ab, ob die Trollocs noch da waren. Waren sie weg, dann konnte er einfach zum Haus gehen und holen, was er brauchte. Wenn sie immer noch da waren ... Dann blieb ihm nichts übrig, als zu Tam zurückzukehren. Es gefiel ihm nicht, aber er würde Tam keinen Gefallen tun, wenn er sich umbringen ließe.

Er spähte hinüber zu den Gebäuden des Bauernhofs. Scheune und Schafpferch waren nur dunkle Umrisse im Mondlicht. Aus den vorderen Fenstern des Wohnhauses und der Tür aber drang Licht. *Nur die Kerzen, die Vater angezündet hat, oder warten dort Trollocs?*

Er zuckte zusammen, als er den schrillen Schrei eines Nachtfalken vernahm, und sackte dann zitternd gegen einen Baumstamm. Das brachte ihn nicht weiter. Er kroch auf dem Bauch weiter und hielt dabei ungeschickt das Schwert zum Schutz vor sich. Er behielt das Kinn im Schmutz, bis er den Schafpferch erreicht hatte.

Eng an die Mauer gedrückt lauschte er. Kein Laut durchbrach die Stille der Nacht. Vorsichtig richtete er sich auf, bis er über die Mauer blicken konnte. Im Hof bewegte sich nichts. In den beleuchteten Fenstern zeigte sich kein huschender Schatten, ebensowenig im hellen Rechteck der Tür. *Zuerst Bela und den Karren – oder die Decken und was sonst noch wichtig ist?* Das Licht erleichterte ihm den Entschluß. In der Scheune war es dunkel. Alles machte dort drinnen auf ihn warten, und er hätte keine Ahnung, bis es zu spät wäre. Im Haus konnte er zumindest sehen, was ihn

erwartete.

Als er wieder zu Boden gehen wollte, hielt er plötzlich inne. Er konnte *keinen* Laut hören. Die meisten Schafe konnten sich wieder beruhigt haben und schlafen, obwohl es unwahrscheinlich war, aber ein paar waren zu jeder Zeit wach, auch mitten in der Nacht, bewegten sich leise und blökten von Zeit zu Zeit. Er konnte die dunklen Klumpen der Schafskörper am Boden kaum ausmachen. Einer lag beinahe direkt unter ihm.

Er bemühte sich, keinen Laut zu machen, und zog sich auf die Mauer hoch, bis er eine Hand nach dem nur schwer sichtbaren Körper ausstrecken konnte. Seine Finger berührten krause Wolle und dann etwas Nasses. Das Schaf bewegte sich nicht. Er atmete stoßartig aus, als er sich zurückfallen ließ. Beinahe hätte er das Schwert fallen gelassen. *Sie töten aus Lust am Töten.* Bebend wischte er die Nässe an der Hand am Boden ab.

Gewaltsam trichterte er sich ein, daß sich nichts geändert hatte. Die Trollocs hatten ihre Schlächterei beendet und waren weg. Das wiederholte er im Geist, als er quer über den Hof kroch. Er hielt sich so dicht am Boden wie möglich, versuchte aber auch, sich ständig nach allen Richtungen umzusehen. Er hätte nie gedacht, daß er eines Tages einen Regenwurm beneiden würde.

Schließlich lag er eng an die Vorderwand des Hauses gepreßt, direkt unter dem geborstenen Fenster, und lauschte. Das lauteste Geräusch war das dumpfe Pochen seines Blutes in den Ohren. Langsam richtete er sich auf und sah hinein.

Der Kochkessel lag umgekippt in der Asche der Feuerstelle. Überall lagen Bruchstücke von gesplittertem Holz. Kein einziges Möbelstück war heil geblieben. Sogar

der Tisch stand schief; zwei seiner Beine waren zu bloßen Stümpfen abgehackt. Jedes Schubfach war herausgezogen und zerschlagen worden, jeder Schrank und jede Kommode standen offen, viele Türen hingen gerade noch an einer Angel. Der Inhalt war über die Trümmer hinweg verstreut worden, und über allem lag eine weiße Staubschicht. Nach den aufgeschlitzten Säcken zu urteilen, die am Kamin lagen, bestand die Schicht aus Mehl und Salz. Mitten zwischen den Überresten der Möbel lag ein Gewirr von vier verdrehten Körpern. Trollocs.

Rand erkannte einen davon an den Widderhörnern. Die anderen sahen ziemlich ähnlich aus, trotz der Unterschiede: eine abstoßende Mischung menschlicher Gesichter, die durch Schnauzen, Hörner, Federn und Fell entstellt waren. Daß ihre Hände beinahe menschlich aussahen, machte alles nur noch schlimmer. Zwei trugen Stiefel, die anderen hatten Hufe. Er beobachtete alles, ohne die Lider zu bewegen, bis ihm die Augen brannten. Keiner der Trollocs bewegte sich. Sie mußten tot sein. Und Tam wartete.

Er rannte durch die Vordertür hinein, blieb stehen und würgte. Dieser Gestank! Das einzige, womit er den Gestank vergleichen konnte, war ein Stall, den man monatelang nicht ausgemistet hatte. Mehr fiel ihm nicht ein. Häßliche Schmierstreifen zogen sich über die Wände. Er versuchte nur durch den Mund zu atmen und durchsuchte das Durcheinander am Boden. In einem der Schränke hatte sich ein Wassersack befunden.

Ein schabendes Geräusch hinter ihm ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren, und er fuhr herum, wobei er beinahe über die Reste des Tisches fiel. Er fing sich und stöhnte mit so fest zusammengebissenen Zähnen, daß ihn das Gebiß schmerzte – sonst hätten die Zähne geklappert. Einer der

Trollocs taumelte hoch. Die Schnauze eines Wolfs ragte unter eingesunkenen Augen hervor. Flache gefühllose Augen, und nur zu menschlich im Aussehen. Spitze haarige Ohren zuckten unaufhörlich. Auf spitzen Ziegenhufen stieg er über einen seiner toten Begleiter. Der gleiche schwarze Kettenpanzer wie bei den anderen schabte an Lederhosen entlang, und an der Seite hing ein riesiges sichelförmiges Schwert.

Er murmelte etwas in seiner kehligen Stimme, und dann sagte er: »Andere gehen weg. Narg bleiben. Narg schlau.« Die Worte klangen verzerrt und waren schwer zu verstehen. Sie kamen aus einer Kehle, die nicht für die menschliche Sprache geschaffen war. Der Tonfall soll beruhigend klingen, dachte Rand, aber er konnte den Blick nicht von den fleckigen, langen und scharfen Zähnen wenden, die jedesmal aufblitzten, wenn die Kreatur sprach. »Narg wissen, manche kommen zurück manchmal. Narg warten. Du nicht brauchen Schwert. Legen Schwert hin.«

Bis der Trolloc das gesagt hatte, hatte Rand überhaupt nicht gemerkt, daß er Tams Schwert schwankend in den Händen hielt, die Spitze auf das Riesenwesen gerichtet. Es überragte Rand um ein vielfaches. Brustkorb und Arme hätten Meister Luhhan vergleichsweise zu einem Zwerg gemacht.

»Narg nicht verletzen.« Er kam gestikulierend einen Schritt näher. »Du legen Schwert hin.« Das dunkle Haar auf den Handrücken war so dicht wie Fell. »Bleib mir vom Leib«, sagte Rand. Er wünschte, seine Stimme klänge fester. »Warum habt ihr das getan? Warum?«

»Vlja daeg roghda!« Aus dem Knurren wurde schnell ein vielzahniges Lächeln. »Leg Schwert hin. Narg nicht weh tun. Myrddraal wollen sprechen dich.« Kurz blitzte

etwas wie ein Gefühl auf der verzerrten Fratze auf. Angst. »Andere kommen zurück, du sprechen Myrddraal.« Er tat wieder einen Schritt vorwärts. Eine große Hand legte sich um den Schwertgriff. »Du legen Schwert hin.«

Rand befeuchtete sich die Lippen. Myrddraal! Heute nacht erwachten die schlimmsten Legenden zum Leben. Wenn ein Blasser kam, dann waren die Trollocs dagegen harmlos zu nennen. Er mußte entkommen. Aber zog der Trolloc erst einmal diese massive Klinge, dann hatte er keine Chance mehr. Er zwang sich zu einem unsicheren Lächeln. »In Ordnung.« Der Griff um den Schwertknauf festigte sich. Er ließ die Hände fallen. »Ich werde reden.«

Aus dem Wolfslächeln wurde ein Knurren, und der Trolloc stürzte sich auf ihn. Rand hatte nicht geglaubt, daß etwas so Großes sich so schnell bewegen konnte. Verzweifelt riß er das Schwert hoch. Der monströse Körper prallte auf seinen und schleuderte ihn gegen die Wand. Schlagartig blieb Rand die Luft weg. Er schnappte nach Luft, als sie beide zu Boden fielen, der Trolloc obenauf. Er versuchte sich verzweifelt von der erdrückenden Last zu befreien. Er mußte dem Griff der kräftigen Hände und dem zuschnappenden Gebiß ausweichen.

Plötzlich verkrampfte sich der Trolloc, und dann lag er bewegungslos da. Rand, zerschlagen, zerschürft und halb unter der Last erstickt, die auf ihm ruhte, lag für einen Moment einfach ungläubig da. Dann kam er schnell wieder zu Sinnen und wand sich schließlich unter der Leiche hervor. Es war tatsächlich eine Leiche. Die blutverschmierte Klinge von Tams Schwert ragte aus der Mitte des Trollocrückens. Er hatte es rechtzeitig hochbekommen. Auch Rands Hände waren blutverschmiert, und das Blut hatte einen schwärzlichen

Fleck auf seinem Hemd hinterlassen. Der Magen drehte sich ihm um, und er schluckte ein paarmal heftig, um sich nicht übergeben zu müssen. Er zitterte so sehr wie auf dem Höhepunkt seiner Angst, aber diesmal vor Erleichterung, daß er noch am Leben war.

Andere kommen zurück, hatte der Trolloc gesagt. Die anderen Trollocs würden zum Hof zurückkehren. Und ein Myrddraal dazu, ein Blasser. Den Geschichten nach waren die Blassen zwanzig Fuß groß, hatten feurige Augen und ritten auf Schatten wie auf Pferden. Wenn ein Blasser sich zur Seite drehte, dann verschwand er. Wände konnten ihn nicht aufhalten. Er mußte tun, wozu er gekommen war, und schnell verschwinden.

Er stöhnte vor Anstrengung, als er den Körper des Trollocs herumwuchtete, um das Schwert herausziehen zu können. Beinahe wäre er weggerannt, als geöffnete Augen ihn anstarrten. Er brauchte eine Weile, bis ihm klar wurde, daß die Augen glasig und tot waren. Er wischte sich die Hände an einem zerrissenen Lumpen ab – morgens war er noch eins von Tams Hemden gewesen – und zog die Klinge heraus. Er reinigte das Schwert und ließ den Lumpen zögernd fallen. Es fehlt an Zeit, Ordnung zu halten, dachte er und mußte unwillkürlich lachen. Schnell biß er die Zähne zusammen. *Kein Laut!* Er hatte keine Ahnung, wie sie das Haus jemals wieder so sauber bekommen sollten, daß sie darin wohnen konnten. Der schreckliche Gestank hatte sich vielleicht schon in den Balken festgesetzt. *Keine Zeit für Sauberkeit. Vielleicht auch keine Zeit mehr für irgend etwas ...*

Er war sicher, daß er vieles vergessen würde, was sie brauchten, aber Tam wartete und die Trollocs kamen sicherlich zurück. Er rannte herum und suchte schnell

zusammen, was ihm gerade einfiel. Decken aus dem Schlafzimmer und saubere Tücher, um Tams Wunde zu verbinden. Umhänge und Mäntel. Einen Wassersack, den er sonst immer mitnahm, wenn er die Schafe auf die Weide trieb. Ein sauberes Hemd. Er wußte nicht, wann er die Zeit finden würde, sich umzuziehen, aber er wollte bei der ersten Gelegenheit das blutverschmierte Hemd ablegen. Die kleinen Beutel mit Weidenrinde und die anderen Medikamente waren Teil eines dunklen schlammverschmierten Bündels, das er kaum zu berühren wagte.

Ein Eimer Wasser, den Tam hereingebracht hatte, stand immer noch am Kamin, wie durch ein Wunder unversehrt und voll. Daraus füllte er den Wassersack, und im Rest wusch er sich hastig die Hände. Noch einmal lief er eine kurze Runde durchs Haus, um mitzunehmen, was er übersehen hatte. In den Trümmern fand er seinen Bogen. Er war am stärksten Punkt sauber auseinandergebrochen worden. Er schauderte, als er die Bruchstücke fallen ließ. Was er jetzt hatte, mußte ausreichen. Schnell legte er alles vor der Tür auf einen Stapel.

Als letztes, bevor er das Haus verließ, zog er aus dem Durcheinander auf dem Boden eine Sturmlaterne heraus. Sie enthielt immer noch Öl. Er zündete sie mit einer der Kerzen an, und eilte, die Laterne in einer Hand und das Schwert in der anderen, nach draußen. Er wußte nicht, was er in der Scheune vorfinden würde. Der Schafpferch ließ nichts Gutes erwarten. Aber er brauchte den Karren, um Tam nach Emondsfeld zu bringen, und für den Karren brauchte er Bela. Die Notwendigkeit erweckte ein wenig Hoffnung in ihm.

Das Scheunentor stand offen. Ein Flügel knarrte in den

Angeln, als der Wind ihn bewegte. Innen sah alles zunächst aus wie immer. Dann fiel sein Blick auf leere Boxen. Die Türen waren aus den Angeln gerissen. Bela und die Kuh waren fort. Schnell lief er in den hinteren Teil der Scheune. Der Karren lag auf der Seite. Die Hälfte der Speichen waren aus den Rädern gebrochen. Eine Achse war nur noch ein Stumpf von einem Fuß Länge.

Die Verzweiflung, die er bis jetzt zurückgehalten hatte, packte ihn nun mit Gewalt. Er glaubte nicht, daß er Tam bis zum Dorf tragen konnte, wenn Tam das Getragenwerden überhaupt aushalten würde. Der Schmerz brachte ihn vielleicht noch schneller um als das Fieber. Aber es war die einzig verbleibende Möglichkeit. Hier hatte er alles getan, was er tun konnte. Als er sich zum Gehen wandte, fiel sein Blick auf den abgehackten Teil der Achse, der auf dem Stroh lag. Plötzlich lächelte er.

Hastig stellte er die Laterne auf den strohbedeckten Boden und legte das Schwert daneben. Im nächsten Moment plagte er sich mit dem Karren ab, kippte ihn nach hinten, damit er aufrecht stand, wenn auch weitere Speichen brachen, und stemmte sich dann mit der Schulter dagegen, um ihn in die richtige Lage zu bringen. Die unbeschädigte Achse ragte gerade heraus. Er schnappte sich das Schwert und hackte auf das gut abgelagerte Eschenholz ein. Zu seiner Überraschung flogen dicke Späne unter den Hieben davon, und er konnte es genauso schnell wie mit einer guten Axt spalten. Als die Achse befreit war, blickte er die Klinge bewundernd an. Selbst die schärfste Axt wäre stumpf geworden, hätte man mit ihr dieses harte alte Holz bearbeitet, aber das Schwert wirkte genauso strahlend scharf wie vorher. Er berührte die Schneide mit dem Daumen und steckte ihn dann ganz

schnell in den Mund. Die Klinge war tatsächlich immer noch so scharf wie ein Rasiermesser.

Aber er hatte keine Zeit zum Staunen. Er blies die Laterne aus – es war nicht notwendig, daß zu allem Überfluß auch noch die Scheune abbrannte –, nahm die beiden Achsen und rannte zum Haus, um die anderen Sachen zu holen.

Alles zusammen war eine unhandliche Last. Nicht sonderlich schwer, aber schwer zu halten und zu tragen. Die Achsen des Karrens schwankten und drehten sich in seinen Armen, als er über das gepflügte Feld stolperte. Im Wald wurde es noch schlimmer. Sie verfingen sich in Bäumen und brachten ihn beinahe zu Fall. Er hätte sie leichter hinterherschleifen können, aber dann hätte er eine deutliche Spur hinterlassen. Er hatte vor, damit so lange wie nur möglich zu warten.

Tam war noch dort, wo er ihn verlassen hatte. Er schien zu schlafen. Rand hoffte es jedenfalls. In plötzlicher Angst ließ er seine Lasten fallen und legte eine Hand auf des Vaters Stirn. Tam atmete noch, doch das Fieber war schlimmer geworden.

Die Berührung weckte Tam auf, aber er war nicht klar. »Bist du es, Junge?« hauchte er. »Mach mir Sorgen um dich. Träume von verflossenen Tagen. Alpträume.« Er murmelte undeutlich und schlief wieder ein.

»Mach dir keine Sorgen«, murmelte Rand. Er legte Tam Mantel und Umhang über, um den Wind abzuhalten. »Ich bringe dich so schnell wie möglich zu Nynaeve.« Während er weiterredete, ebenso zur eigenen Beruhigung, wie um Tam zu helfen, schälte er sich aus dem blutbefleckten Hemd. In seiner Hast, es loszuwerden, bemerkte er die Kälte kaum. Eilig zog er das saubere Hemd an. Sein altes

Hemd wegzuwerfen, war ein Gefühl, als habe er gerade ein Bad genommen. »Wir werden im Nu sicher im Dorf sein, und die Seherin bringt alles in Ordnung. Du wirst schon sehen. Alles wird wieder gut.«

Der Gedanke wirkte wie ein Leuchtfeuer, als er seinen Mantel anzog und sich bückte, um Tams Wunde zu versorgen. Wenn sie einmal das Dorf erreichten, wären sie sicher, und Nynaeve würde Tam heilen. Er mußte ihn nur hinbringen.

KAPITEL 6

Der Westwald

Im Mondlicht konnte Rand wirklich nicht genau sehen, was er tat, aber Tams Wunde schien nur ein oberflächlicher Schnitt am Brustkorb zu sein, nicht länger als seine Handfläche. Er schüttelte ungläubig den Kopf. Er hatte erlebt, wie sein Vater schlimmere Wunden als diese abbekam und nicht einmal mit der Arbeit aufhörte, nachdem er sie ausgewaschen hatte. Hastig suchte er Tams Körper von Kopf bis Fuß nach einer weiteren Verletzung ab, die das Fieber hervorgerufen haben konnte, aber außer dem einen Schnitt fand er nichts.

So klein er war, war diese Verletzung doch ernstzunehmen; das Fleisch um die Wunde herum schien zu glühen, als er es berührte. Es war noch heißer als der übrige Körper Tams, und der war heiß genug, daß Rand die Zähne zusammenbiß. Wundfieber dieser Art konnte tödlich sein oder einen Mann zum Wrack machen. Er ließ Wasser aus dem Sack auf ein Tuch laufen und legte es auf Tams Stirn.

Er bemühte sich, den Schnitt über den Rippen seines Vaters so sanft wie möglich auszuwaschen und zu bandagieren, aber trotzdem unterbrach leises Stöhnen das fieberhafte Gemurmel Tams. Kahle Äste ragten über sie hinweg und bewegten sich bedrohlich im Wind. Sicher würden die Trollocs weiterziehen, wenn sie Tam und ihn nicht finden konnten, wenn sie zum Bauernhaus zurückkehrten und es immer noch leer vorfanden. Er

versuchte, daran zu glauben, aber die willkürliche Zerstörungswut, die sich im Haus gezeigt hatte, die völlige Sinnlosigkeit dieser Handlungsweise, ließen wenig Spielraum für Hoffnung. Die Annahme, sie würden aufgeben, bevor sie jeden getötet und alles zerstört hatten, was sie finden konnten, war gefährlich. Er konnte sich solchen Leichtsinn nicht leisten.

Trollocs. Licht über uns, Trollocs! Kreaturen aus den Geschichten eines Gauklers, die aus der Nacht hervorbrachen und die Tür einschlugen. Und ein Blasser. Das Licht erleuchte mich – ein Blasser!

Plötzlich merkte er, daß er die losen Enden der Binde in den bewegungslosen Händen hielt. *Erstarrt wie ein Kaninchen, das den Schatten des Falken gesehen hat*, dachte er verächtlich. Mit ärgerlichem Kopfschütteln beendete er das Bandagieren von Tams Brustwunde.

Auch wenn er wußte, was zu tun war, und damit auch vorankam, so bewahrte ihn das doch nicht davor, Angst zu haben. Wenn die Trollocs wiederkamen, würden sie bestimmt beginnen, den Wald nach Spuren der entkommenen Menschen zu durchsuchen. Die Leiche des Gefährten, den er getötet hatte, würde ihnen zeigen, daß Menschen nicht weit sein konnten. Und wer wußte schon, was ein Blasser tun würde oder wozu er imstande war? Und zu alledem hatte er laut und klar seines Vaters Kommentar über das Gehör der Trollocs im Gedächtnis. Er mußte den Impuls unterdrücken, eine Hand auf Tams Mund zu legen, um sein Stöhnen und Murmeln zu beenden. *Einige können Spuren mit der Nase aufspüren. Was kann ich dagegen tun? Nichts.* Er konnte seine Zeit nicht damit verschwenden, über Probleme nachzudenken, die er sowieso nicht lösen konnte.

»Du mußt leise sein«, flüsterte er in seines Vaters Ohr. »Die Trollocs werden zurückkommen.«

Tam sprach leise und heiser. »Du bist immer noch schön, Kari. Genauso schön wie als Mädchen.«

Rand zog eine Grimasse. Seine Mutter war schon seit fünfzehn Jahren tot. Wenn Tam sich einbildete, sie sei noch am Leben, dann war das Fieber schlimmer, als Rand gedacht hatte. Wie konnte er ihn vom Sprechen abhalten, jetzt, da es lebensnotwendig war, leise zu sein? »Mutter möchte, daß du leise bist«, flüsterte Rand. Er hielt inne und räusperte sich. Seine Kehle schien wie zugeschnürt. Sie hatte sanfte Hände gehabt, daran erinnerte er sich noch. »Kari möchte, daß du ruhig bist. Hier. Trink.«

Tam schluckte gierig aus dem Wassersack, aber schnell drehte er den Kopf wieder zur Seite und murmelte leise vor sich hin, zu leise, als daß Rand es verstehen konnte. Er hoffte, daß jagende Trollocs es ebenfalls nicht hören konnten.

Schnell fuhr er fort, alles Notwendige zu tun. Er wickelte drei der mitgenommenen Decken so um die vom Karren abgetrennten Achsen, daß er eine provisorische Bahre erhielt. Er würde sie nur an einem Ende tragen können – das andere mußte am Boden schleifen –, aber es war nicht anders zu bewerkstelligen. Aus der letzten Decke schnitt er mit dem Messer einen langen Streifen heraus. Den band er auf beiden Seiten an den Achsen fest.

So sanft wie möglich hob er Tam auf die Bahre. Jedes Aufstöhnen seines Vaters drang ihm wie ein Messer durch die Seele. Er hatte immer so unzerstörbar gewirkt. Nichts konnte ihn erschüttern; nichts konnte ihn aufhalten oder hemmen. Daß er sich jetzt in einem solchen Zustand befand, raubte Rand beinahe allen Mut, den er vorher noch

aufgebracht hatte. Aber er mußte weitermachen. Nur das bewegte ihn noch. *Er mußte.*

Als Tam endlich auf der Bahre lag, zögerte Rand, doch dann nahm er Tam den Schwertgürtel ab. Als er ihn selbst anlegte, fühlte sich das ganz eigenartig an. Er fühlte sich so seltsam. Gürtel und Scheide und Schwert zusammen wogen nur ein paar Pfund, aber als er die Klinge in die Scheide steckte, schien ihn eine schwere Last hinunterzuziehen.

Er ärgerte sich über sich selbst. Dies war nicht der richtige Ort und nicht die richtige Zeit für blödsinnige Einbildungen. Es war nur ein großes Messer. Wie oft hatte er davon geträumt, ein Schwert zu tragen und Abenteuer zu erleben! Wenn er einen Trolloc damit getötet hatte, konnte er sich auch gegen andere zur Wehr setzen. Allerdings wußte er nur zu gut, daß ihm bei dem Kampf im Haus das reine Glück zur Seite gestanden hatte. Und in seinen erträumten Abenteuern hatten ihm nie die Zähne geklappert; er war auch nie durch die Nacht um sein Leben gerannt, und sein Vater war in den Träumen nie dem Tod nahe gewesen.

Hastig wickelte er die letzte Decke um Tam und legte den Wassersack und die Tücher neben seinen Vater auf die Bahre. Er holte tief Luft, kniete zwischen den Enden der Achsen nieder und zog sich den Deckenstreifen über den Kopf. Er wickelte ihn sich über die Schultern und unter die Arme. Als er die Stangen ergriff und sich aufrichtete, ruhte der größte Teil der Last auf seinen Schultern. Es schien nicht besonders schlimm. Er versuchte, gleichmäßig auszuschreiten, und so machte er sich auf nach Emondsfeld. Die Bahre schlitterte hinter ihm her.

Er hatte sich bereits entschlossen, zur Haldenstraße zu

gehen und dieser nach Emondsfeld zu folgen. Die Gefahr wäre wahrscheinlich an der Straße noch größer, aber wenn er sich in der Dunkelheit im Wald verlief, würde Tam erst recht keine Hilfe erhalten.

Bevor er es merkte, war er schon fast auf der Haldenstraße eingelangt. Als er erkannte, wo er sich befand, schnürte es ihm die Kehle zu. In hektischer Eile drehte er die Bahre um und schleppte sie ein Stück zurück in den Schutz der Bäume. Dort blieb er stehen, um nach Luft zu schnappen und zu warten, daß sich das Klopfen seines Herzens beruhigte. Immer noch schweratmend wandte er sich nach Osten, auf Emondsfeld zu.

Sich zwischen den Bäumen hindurchzuwinden, war schwieriger, als Tam die Straße hinunterzuschleifen, und die Dunkelheit der Nacht half ihm auch nicht gerade, aber die Straße selbst zu benutzen, wäre heller Wahnsinn gewesen. Sie wollten ja das Dorf erreichen, *ohne* Trollocs zu treffen, möglichst auch ohne welche zu sehen, falls ihm dieser Wunsch erfüllt wurde. Er mußte ja annehmen, daß die Trollocs ihnen immer noch auf der Fährte waren, und früher oder später würde ihnen der Gedanke kommen, sie seien zum Dorf gelaufen. Das war ja der offensichtliche Weg, und die Haldenstraße bot sich dazu an. Er befand sich selbst hier zwischen den Bäumen der Straße noch näher, als ihm lieb war. Die Nacht und die Schatten unter den Bäumen schienen nur eine dürftige Deckung zu gewähren, die sie vor den Blicken aller jener schützte, die sich auf der Straße befanden.

Das zwischen kahlen Ästen hindurchdringende Mondlicht war nur eine notdürftige Beleuchtung, die seinen Augen vorgaukelte, er könne erkennen, wie der Boden vor ihm beschaffen war. Auf Schritt und Tritt

stolperte er über Wurzeln, alte Dornensträucher verfingen sich an seinen Beinen, und kaum sichtbare Mulden oder Bodenerhebungen brachten ihn fast zu Fall, wenn der Fuß auf Luft traf, wo er festen Boden erwartete, oder wenn die Zehen gegen ein unerwartetes Hindernis stießen. Tams Gemurmel wurde zu lautem Aufstöhnen, wenn seine Bahre zu heftig über eine Wurzel oder einen Stein holperte.

Aus Unsicherheit starrte er so angestrengt in die Dunkelheit, daß ihm die Augen brannten, und er lauschte, wie er noch nie gelauscht hatte. Jedes Schaben eines Zweiges gegen einen anderen, jedes Rascheln ließen ihn innehalten. Die Ohren schmerzten ihm beinahe vor Anstrengung, und er traute sich kaum zu atmen, aus Angst, einen warnenden Laut zu überhören – und aus Angst, einen solchen zu hören. Erst wenn er sicher war, daß es nur der Wind war, ging er weiter.

Langsam kroch ihm die Erschöpfung durch Arme und Beine, unterstützt vom Nachtwind, der durch Umhang und Mantel drang, als sei kaum ein Schutz vorhanden. Das Gewicht der Bahre, das am Anfang so gering schien, drohte ihn jetzt zu Boden zu ziehen. Er stolperte nun nicht nur des unebenen Bodens wegen. Der ständige Kampf gegen das Fallen erforderte genausoviel Energie wie das Ziehen der Bahre. Er war vor dem Morgengrauen aufgestanden, um die notwendigen Arbeiten auf dem Hof zu erledigen, und zusammen mit der Fahrt nach Emondsfeld ergab das nun beinahe einen vollen Tag mit Arbeit rund um die Uhr. An einem normalen Abend säße er jetzt vor dem Kamin, um ein Buch aus Tams kleiner Sammlung zu lesen, bevor er ins Bett ging. Die beißende Kälte drang ihm bis auf die Knochen, und der Magen erinnerte ihn daran, daß er seit den Honigkuchen von Frau al'Vere nichts mehr gegessen

hatte.

Er fluchte ärgerlich in sich hinein. Warum hatte er vom Hof nicht Eßbares mitgenommen? Ein paar Minuten mehr hätten auch nichts ausgemacht. Die Trollocs wären doch wohl nicht innerhalb einer solch kurzen Zeitspanne zurückgekommen! Wenigstens das Brot! Natürlich würde Frau al'Vere darauf bestehen, ihm ein heißes Abendessen einzutrichtern, wenn sie die Schenke erreichten. Vielleicht eine dampfende Platte ihrer dicken Lammkoteletts. Und etwas von dem Brot, das sie gebacken hatte. Und eine Menge heißen Tee.

»Sie kamen wie eine Flutwelle über den Drachenwall«, sagte Tam plötzlich mit kräftiger, wütender Stimme, »und haben das Land mit Blut überschwemmt. Wie viele mußten sterben für Lamans Sünde?«

Rand stürzte beinahe, so überrascht war er. Müde legte er die Bahre nieder und befreite sich von dem Deckenstreifen. Er hatte bereits einen brennenden Striemen quer über die Schultern hinterlassen. Er rollte die Schultern ein wenig, um die verknoteten Muskeln zu entspannen. Dann kniete er neben Tam nieder. Er griff nach dem Wassersack und spähte dabei zwischen den Bäumen hindurch. Vergebens bemühte er sich, die Straße hinauf und hinunter klar auszumachen. Das Mondlicht war zu trüb, auch wenn die Straße nur etwa zwanzig Schritt entfernt war. Nichts außer den Schatten bewegte sich dort. Nichts außer Schatten.

»Es gibt keine Flut von Trollocs, Vater. Jedenfalls heute nicht. Wir sind bald in Emondsfeld in Sicherheit. Trink ein bißchen Wasser!«

Tam schob den Wassersack mit einem Arm zur Seite, der anscheinend seine ganze Kraft zurückgewonnen hatte.

Er packte Rand beim Kragen und zog ihn so nahe zu sich heran, daß Rand die Hitze des Fiebers auf der eigenen Wange spürte. »Sie haben sie als Wilde bezeichnet«, sagte Tam eindringlich. »Die Narren sagten, man könne sie wie Abfall aus dem Weg räumen. Wie viele Schlachten mußten verlorengehen, wie viele Städte brennen, bis sie endlich der Wahrheit ins Auge sahen? Bis die Nationen endlich gemeinsam gegen sie kämpften?« Er lockerte den Griff an Rands Kragen, und Trauer klang in seiner Stimme auf. »Das Feld von Marath mit einem Teppich von Leichen bedeckt und kein Laut außer dem Krächzen der Raben und dem Summen der Fliegen. Die abgedeckten Türme von Cairhien brannten wie Fackeln in der Nacht. Den ganzen Weg bis zu den Leuchtenden Wällen brannten und mordeten sie, bevor sie zurückgeschlagen wurden. Den ganzen Weg nach ...«

Rand legte die Hand auf des Vaters Mund. Ein Laut wiederholte sich, ein rhythmisches Trampeln, dessen Richtung man zwischen den Bäumen nicht bestimmen konnte, erst leiser und dann, als der Wind sich drehte, wieder lauter. Er runzelte die Stirn und drehte den Kopf langsam hin und her, um festzustellen, woher der Laut kam. Aus dem Augenwinkel nahm er eine leichte Bewegung wahr, und einen Moment später beugte er sich tief über Tam. Er war überrascht, den Griff des Schwertes fest in seiner Hand zu fühlen, aber der größere Teil seines Verstands konzentrierte sich auf die Haldenstraße, als sei die Straße der einzig wirkliche Teil dieser ganzen Welt.

Schwankende Schatten im Osten formten sich langsam zur Gestalt eines Reiters auf einem Pferd, der gefolgt wurde von großen massigen Figuren, die rennen mußten, um mit dem Pferd mitzuhalten. Das blasse Mondlicht

spiegelte sich in glitzernden Speerspitzen und Axtschneiden. Rand glaubte von vornherein nicht daran, es könnten Dorfbewohner sein, die ihnen zu Hilfe kamen. Er wußte, wer sie waren. Er fühlte es, als würden seine Knochen mit Sand abgeschliffen, noch bevor sie ganz nahe waren. Dann enthüllte ihm das Mondlicht den Kapuzenmantel des Reiters, einen Mantel, der vom Wind unberührt herunterhing. Alle Gestalten erschienen in dieser Nacht schwarz, und die Hufe des Pferdes verursachten die gleichen Geräusche wie die jedes anderen Pferdes, doch Rand erkannte dieses Pferd ganz eindeutig.

Hinter dem dunklen Reiter kamen Alptraumgestalten mit Hörnern und Schnauzen und Schnäbeln, eine Doppelreihe von Trollocs, alle im Gleichschritt. Die Stiefel und Hufe schlugen im gleichen Moment auf dem Boden auf, als würden sie von einem einzigen Verstand gesteuert. Rand zählte zwanzig, die da an ihnen vorbeieilten. Er fragte sich, welche Art von Mensch es wagte, so vielen Trollocs den Rücken zuzuwenden. Oder überhaupt einem Trolloc.

Die rennende Truppe verschwand in westlicher Richtung. Das Stampfen der Füße und Hufe verklang in der Dunkelheit, aber Rand blieb, wo er war, und bewegte keinen Muskel. Etwas in ihm sagte ihm, er müsse erst sicher, absolut sicher sein, daß sie fort waren, bevor er sich wieder in Bewegung setzen durfte. Nach einer ganzen Weile atmete er wieder tief ein und wollte sich gerade aufrichten.

Diesmal gab das Pferd überhaupt keinen Laut von sich. In unheimlicher Stille kehrte der Reiter zurück. Sein schattenhaftes Reittier blieb alle paar Schritte in seinem langsamen Schreiten die Straße hinunter stehen. Windböen erhoben sich und heulten durch den Wald. Der Mantel des

Reiters hing unbeweglich wie der Tod herunter. Wo immer das Pferd stehenblieb, bewegte sich der kapuzenbedeckte Kopf hin und her, als der Reiter den Wald beobachtete, suchte. Genau gegenüber von Rand blieb das Pferd wieder stehen. Die düstere Öffnung der Kapuze zeigte in die Richtung, wo Rand über seinem Vater kauerte.

Rands Hand verkrampfte sich um den Schwertgriff. Er fühlte den Blick genau wie am Morgen und erzitterte wieder vor dem Haß, obwohl er ihn nicht sehen konnte. Dieser verhüllte Mann haßte jeden und alles, alles, was lebte. Trotz des kalten Windes rann Schweiß über Rands Gesicht. Dann bewegte sich das Pferd weiter, ein paar lautlose Schritte, und blieb erneut stehen. Schließlich konnte Rand nur noch einen kaum wahrnehmbaren Schatten in der Nacht erkennen, weit entfernt die Straße hinunter. Er hatte ihn keinen Augenblick aus den Augen verloren. Wenn er ihn aus dem Blickfeld verlor, würde er ihn das nächste Mal vielleicht erst sehen, wenn dieses lautlose Pferd ihn schon erreicht hatte.

Mit einem Mal huschte der Schatten zurück und flog in unhörbarem Galopp vorbei. Der Reiter blickte vorwärts, als er in westlicher Richtung durch die Nacht raste, in Richtung Verschleierte Berge. Auf den Bauernhof zu.

Rand sackte in sich zusammen, rang nach Luft und wischte sich den kalten Schweiß mit einem Ärmel von der Stirn. Es interessierte ihn nicht mehr, warum die Trollocs gekommen waren. Falls er das niemals herausfand, war es auch recht, wenn es nur zu Ende war.

Mit einem kurzen Schütteln riß er sich wieder zusammen und sah erst einmal nach seinem Vater. Tam murmelte immer noch vor sich hin, aber so leise, daß Rand die Worte nicht verstand. Er versuchte, ihm etwas zu Trinken

beizubringen, aber das Wasser floß über das Kinn des Vaters. Tam hustete und erstickte fast an dem Rinnsal, das tatsächlich den Weg in seinen Mund fand, und dann schwatzte er leise weiter, als hätte es gar keine Unterbrechung gegeben.

Rand goß noch ein wenig Wasser auf das Tuch, das auf Tams Stirn lag, legte den Wassersack zurück auf die Bahre und begab sich wieder zwischen die beiden Stangen.

Er ging los, als habe er die ganze Nacht geschlafen, aber die neue Kraft hielt nicht lange vor. Die Angst vertrieb zunächst die Erschöpfung, doch obwohl die Angst blieb, kehrte die Erschöpfung schnell zurück. Bald stolperte er wieder mühsam vorwärts und versuchte, Hunger und schmerzende Muskeln zu vergessen. Er konzentrierte sich darauf, einen Fuß vor den anderen zu setzen, ohne zu Fall zu kommen. Dabei stellte er sich Emondsfeld vor, die Fensterläden geöffnet und die Häuser hell zur Winternacht beleuchtet, Menschen, die sich lautstark begrüßten, wenn sie sich gegenseitig besuchten, Fiedeln, die die Straßen mit Melodien wie *Jaems Torheit* und *Der Reiherflug* erfüllten. Haral Luhhan würde einen Schnaps zuviel trinken und mit der Stimme eines Ochsenfrosches das Lied *Der Wind in der Gerste* singen – das tat er immer –, bis seine Frau es fertigbrachte, ihn zum Schweigen zu bringen, und Cenn Buie würde sich entschließen, den anderen zu beweisen, daß er immer noch ebensogut tanzen konnte wie früher, und Mat würde einen Streich zu spielen versuchen, der ein wenig danebenging, und jeder würde wissen, daß er dafür verantwortlich war, auch wenn es keiner beweisen konnte. Er konnte beinahe schon wieder lächeln, als er daran dachte, wie es wohl wieder würde.

Nach einer Weile sprach Tam wieder.

»*Avendesora*. Man sagt, er erzeuge keinen Samen, aber sie brachten einen jungen Zweig nach Cairhien, einen Schößling. Ein königliches Geschenk, um den König zu erstaunen.« Obgleich er sich zornig anhörte, sprach er sehr leise. Rand hatte Mühe, ihn zu verstehen. Jeder, der ihn hören könnte, würde auch das Schleifen der Bahre über den Boden wahrnehmen. Rand schlurfte weiter und hörte nur so halb hin. »Sie schließen niemals Frieden. Niemals. Aber sie brachten einen Schößling als Zeichen des Friedens. Hundert Jahre lang wuchs er. Hundert Jahre Friede mit denjenigen, die nie mit Fremden Frieden schließen. Warum hat er ihn gefällt? Warum? Blut war der Preis für *Avendoraldera*. Blut der Preis für Lamans Stolz.« Er verfiel wieder in leises Murmeln.

Müde fragte sich Rand, welchen Fiebertraum Tam wohl jetzt träumte. *Avendesora*. Der Baum des Lebens sollte alle möglichen wundersamen Eigenschaften besitzen, aber keine der Geschichten erwähnte irgendeinen Schößling oder irgendwelche Leute. Es gab nur einen Baum, und der gehörte dem Grünen Mann.

Heute morgen noch wäre er sich lächerlich vorgekommen, wenn er ernsthaft über den Grünen Mann und den Baum des Lebens nachgedacht hätte. Das waren nur Geschichten. *Wirklich? Heute morgen waren auch Trollocs nur eine Geschichte*. Vielleicht waren alle Geschichten genauso wirklich wie die Nachrichten, die Händler und Kaufleute brachten – alle Erzählungen der Gaukler und alle Sagen, abends am Kamin erzählt. Vielleicht traf er demnächst tatsächlich den Grünen Mann oder einen Ogier-Riesen oder einen wilden Aielmann mit schwarzem Schleier.

Er merkte, daß Tam wieder deutlicher sprach, jedenfalls

immer wieder einmal. Von Zeit zu Zeit hörte er auf, um Luft zu holen, und dann fuhr er fort, als glaube er, die ganze Zeit durchgehend gesprochen zu haben. »... Schlachten sind immer heiß, sogar im Schnee. Schweißhitze. Bluthitze. Nur der Tod ist kühl. Bergabhang ... einzige Ort, der nicht nach Tod stank. Mußte dem Gestank entfliehen ... dem Bild ... hörte ein Kind weinen. Ihre Frauen kämpfen manchmal an der Seite der Männer, aber warum sie sie mitnahmen, weiß ich nicht ... Hat dort das Kind allein zur Welt gebracht, bevor sie an ihren Verletzungen starb ... das Kind mit ihrem Umhang bedeckt, doch der Wind ... blies den Umhang fort ... das Kind, blau vor Kälte. Hätte auch tot sein sollen ... weinte dort. Weinte im Schnee. Ich konnte ein Kind nicht liegenlassen ... keine eigenen Kinder ... immer gewußt, daß du Kinder wolltest. Ich wußte, du würdest es als dein eigenes annehmen, Kari. Ja, Mädchen. Rand ist ein guter Name. Ein guter Name.«

Plötzlich verloren Rands Beine das letzte bißchen Kraft. Er stolperte und fiel auf die Knie. Tam stöhnte bei dem plötzlichen Ruck auf, und der Deckenstreifen schnitt Rand in die Schultern. Doch beides war ihm nicht bewußt. Wenn in diesem Moment ein Trolloc vor ihm aufgesprungen wäre – er hätte ihn nur verständnislos angestarrt. Er blickte über die Schulter zurück auf Tam, der in wortlose Lippenbewegungen versunken war. *Fieberträume*, dachte er dumpf. Durch Fieber bekam man immer schlimme Träume, und dies war eine Zeit für Alpträume, selbst wenn man kein Fieber hatte. »Du bist mein Vater«, sagte er laut und streckte die Hand aus, um Tam zu berühren, »und ich bin ...« Das Fieber war schlimmer geworden. Viel schlimmer.

Grimmig entschlossen, wenn auch mühsam stand er auf.

Tam murmelte wieder etwas, aber Rand weigerte sich, zuzuhören. Er stemmte sich mit dem ganzen Gewicht gegen das improvisierte Geschirr. Er versuchte, sich auf einen bleiernen Schritt nach dem anderen zu konzentrieren und darauf, die Sicherheit von Emondsfeld zu erreichen. Doch er konnte das Echo nicht aus dem Hinterkopf vertreiben. *Er ist mein Vater. Es war nur ein Fiebertraum. Er ist mein Vater. Es war nur ein Fiebertraum. Licht, wer bin ich?*

KAPITEL 7

Aus dem Wald hinaus

Während Rand immer noch durch den Wald stolperte, färbte sich der Himmel zur ersten Morgendämmerung. Zuerst bemerkte er es gar nicht. Als er es schließlich merkte, blickte er voller Erstaunen zum heller werdenden Himmel auf. Gleichgültig, was seine Augen ihm nun zeigten – er konnte kaum glauben, daß er die ganze Nacht damit verbracht hatte, die Entfernung vom Hof nach Emondsfeld zurückzulegen. Natürlich konnte man die Haldenstraße bei Tag, trotz Steinen und Schlaglöchern, nicht mit dem Wald bei Nacht vergleichen. Andererseits schien es Tage her zu sein, seit er den schwarzgekleideten Reiter auf der Straße gesehen hatte, und Wochen, seit Tam und er sich zum Abendessen hinsetzen wollten. Er fühlte den Deckenstreifen nicht mehr, der ihm in die Schultern schnitt, aber er fühlte ja überhaupt nichts mehr außer einer Taubheit, die bis zu den Füßen vorgedrungen war. Allerdings betraf das nicht die Körpermitte. Er atmete schwer und stoßartig, Hals und Lunge brannten, und der im Magen wühlende Hunger erzeugte ihm Schwindelgefühle. Ihm war schlecht.

Tam war schon vor einer Weile verstummt. Rand war sich nicht sicher, wie lange es her war, daß Tams Fiebergemurmel aufgehört hatte, aber er wagte nicht, stehenzubleiben und nach Tam zu sehen. Wenn er jetzt innehielt, wäre er nicht mehr in der Lage, erneut aufzubrechen. Außerdem konnte er für Tam im Moment

nichts weiter tun, gleichgültig, in welchem Zustand er sich befand. Die einzige Hoffnung lag vor ihnen: das Dorf. Er bemühte sich unter Qualen, schneller zu gehen, doch die Beine staksten hölzern weiter wie bisher. Den Wind und die Kälte bemerkte er kaum noch.

Der schwache Geruch eines Holzfeuers drang ihm in die Nase. Also war er fast da, wenn er den Rauch aus den Schornsteinen des Dorfs riechen konnte. Ein müdes Lächeln wollte sich gerade auf seinem Gesicht abzeichnen, als ihm ein Gedanke kam und er die Stirn runzelte. Der Rauch ballte sich dicht zusammen dort vorn, zu dicht. Bei diesem kalten Wetter konnte es schon sein, daß jeder Schornstein im Dorf gleichzeitig rauchte, aber sogar dafür war die Rauchdecke zu dicht. Das Bild der Trollocs auf der Straße kam ihm ins Gedächtnis. Trollocs, die von Osten her kamen, aus der Richtung von Emondsfeld. Er blickte angestrengt nach vorn und versuchte, die ersten Häuser zu erkennen. Er war bereit, um Hilfe zu rufen, sobald er nur irgend jemanden sah, selbst wenn es Cenn Buie war oder einer der Coplins. Eine leise Stimme in seinem Innern sagte ihm, er solle froh sein, wenn dort noch jemand imstande sei, ihm zu helfen. Plötzlich sah er zwischen den letzten kahlen Bäumen hindurch ein Haus stehen. Das brachte seine Beine dazu, sich weiterzubewegen. Doch die Hoffnung wandelte sich zu tiefer Verzweiflung, als er ins Dorf hineintaumelte.

Die Hälfte der Häuser von Emondsfeld bestand nur noch aus verkohlten Trümmerhaufen. Rußgeschwärzte gemauerte Kamine ragten wie schmutzige Finger aus Haufen angekohlter Balken hervor. Dünne Rauchfäden kräuselten sich aus den Ruinen. Dorfbewohner mit schmutzverkrusteten Gesichtern, viele noch in

Nachtgewändern, suchten in der Asche herum, bargen hier einen Kochtopf oder stocherten dort einsam mit einem Stock in den Trümmern herum. Die wenigen aus den Flammen geretteten Besitztümer säumten die Straßen: Hohe Spiegel und lackierte Kommoden und Schränkchen standen da im Staub zwischen Stühlen und Tischen, waren unter Bettwäsche und Kochgeschirr und dürftigen Kleidungshaufen und persönlicher Habe begraben.

Der Streifen der Zerstörung zog sich planlos durch das Dorf. Fünf Häuser hintereinander waren unversehrt geblieben, während anderswo nur ein einziges inmitten der Ruinen stand.

Jenseits des Weinquellenbaches schlugen die Flammen der drei riesigen Bel-Tine-Freudenfeuer hoch, von einigen Männern überwacht. Dicke schwarze Rauchsäulen beugten sich im Wind nach Norden zu, mit Funkenschauern durchsetzt. Einer der Dhurranhengste von Meister al'Vere schleifte etwas, das Rand nicht erkennen konnte, über den Boden auf die Wagenbrücke und die Flammen zu. Bevor er noch die Deckung der Bäume verlassen hatte, eilte Haral Luhhan mit rußigem Gesicht auf ihn zu, eine Holzfälleraxt in der kräftigen Faust. Das ascheverkrustete Nachthemd des bulligen Schmieds hing bis auf seine Stiefel hinunter, und durch einen Riß erkannte Rand die bösartig-rote Schwellung einer Brandwunde auf seiner Brust. Er kniete neben der Bahre nieder. Tams Augen waren geschlossen, seine Atmung ging flach und röchelnd.

»Trollocs, Junge?« fragte Meister Luhhan mit rauchheiserer Stimme. »Hier auch. Hier auch. Na ja, vielleicht hatten wir sogar noch mehr Glück als Verstand bei der ganzen Sache. Jedenfalls muß Tam zur Seherin. Wo bei allem Licht steckt sie nur? Egwene!«

Egwene, die gerade mit einer Ladung zu Binden zerrissener Bettücher vorbeikam, sah sich nach ihnen um, ohne ihren Schritt zu verlangsamen. Ihre Augen blickten in eine unbestimmte Ferne; dunkle Ringe ließen sie noch größer erscheinen, als sie sowieso schon waren. Dann sah sie Rand und blieb stehen. Sie atmete zittrig ein.

»O nein, Rand! Dein Vater? Ist er ...? Komm, ich bringe dich zu Nynaeve.«

Rand war zu müde und zu entsetzt, um auch nur ein Wort herauszubringen. Die ganze Nacht über war Emondsfeld für ihn ein Zufluchtsort gewesen, wo Tam und er in Sicherheit sein würden. Und nun brachte er es lediglich fertig, entsetzt auf ihr vom Rauch fleckiges Kleid zu starren. Er bemerkte einige Kleinigkeiten am Rande, die ihm im Moment sehr wichtig erschienen. Die Knöpfe am Rücken ihres Kleides waren schief zugeknöpft. Und ihre Hände waren sauber. Er fragte sich, wieso ihre Hände sauber waren, obwohl ihre Wangen von Ruß verschmiert waren.

Meister Luhhan schien zu verstehen, was ihn bewegte. Er legte seine Axt auf die Bahre, nahm ihr hinteres Ende auf und rückte einmal kurz damit, um ihn aufzufordern, Egwene zu folgen. Rand stolperte wie ein Schlafwandler hinter ihr her. Kurz tauchte in ihm die Frage auf, ob Meister Luhhan wußte, daß die Kreaturen Trollocs waren, doch der Impuls verflog sofort wieder. Wenn Tam sie erkannte, gab es keinen Grund, warum Haral Luhhan das nicht auch tat.

»All die Geschichten sind wahr«, murmelte er.

»Es scheint so, Junge«, sagte der Schmied. »Es scheint so.«

Rand hörte nur halb hin. Er konzentrierte sich darauf,

Egwenes schlanker Gestalt zu folgen. Er hatte sich so weit zusammengerissen, daß er wünschte, sie würde sich etwas beeilen, obwohl sie in Wirklichkeit ja langsam genug ging, damit ihr die beiden Männer mit ihrer Last folgen konnten. Sie führte sie über das Grün bis zum Haus der Calders. Die Kanten des Strohdachs waren verkohlt und die weißgetünchten Wände rußverschmiert. Von den Häusern zu beiden Seiten waren nur die Grundmauern und zwei Haufen mit Asche und verkohlten Balken übriggeblieben. Eines davon hatte Berin Thane gehört, einem der Brüder des Müllers. Das andere gehörte Abell Cauthon, Mats Vater. Sogar die Schornsteine waren umgestürzt.

»Wartet hier!« bat Egwene und sie sah sie an, als erwarte sie eine Antwort. Als sie einfach nur stehenblieben, murmelte sie etwas in sich hinein und eilte ins Haus.

»Mat«, sagte Rand, »ist er ...?«

»Er lebt«, sagte der Schmied. Er setzte sein Ende der Bahre ab und richtete sich langsam auf. »Ich habe ihn vor kurzem gesehen. Es ist erstaunlich, daß überhaupt noch welche von uns leben. So, wie sie mein Haus und die Schmiede angriffen, hätte man denken können, ich habe dort Gold und Edelsteine versteckt. Alsbet hat einem mit einer Bratpfanne den Schädel eingeschlagen. Heute morgen hat sie einen Blick auf die Asche unseres Hauses getan, sich dann den größten Hammer aus den Überresten der Schmiede geschnappt und ist auf die Jagd gegangen, für den Fall, daß sich einer versteckt hat und nicht mit den anderen fortgerannt ist. Ich habe fast Mitleid mit so einem Wesen, falls sie eines findet.« Er nickte in Richtung auf das Haus der Calders. »Frau Calder und ein paar andere haben einige der Verletzten aufgenommen, deren Häuser zerstört worden sind. Wenn die Seherin sich um Tam gekümmert

hat, werden wir ihm ein Bett suchen. Vielleicht in der Schenke. Der Bürgermeister hat das schon angeboten, aber Nynaeve meint, die Verwundeten würden schneller gesund, wenn nicht so viele zusammen lägen.«

Rand sank auf die Knie. Er schüttelte die Deckengurte ab und überprüfte erschöpft Tams Decke. Tam bewegte sich nicht und gab auch keinen Laut von sich, selbst dann, als Rands Hände ihn zur Seite schoben. Aber wenigstens atmete er noch. *Mein Vater. Das andere war nur Fiebergeschwätz.* »Was wird, wenn sie zurückkommen?« fragte er schwerfällig. »Das Rad webt, wie das Rad es wünscht«, sagte Meister Luhhan unsicher. »Falls sie zurückkommen ... Na ja, jetzt sind sie erst mal weg. Also sammeln wir auf, was übriggeblieben ist, und bauen wieder neu, was sie niedergerissen haben.« Er seufzte. Sein Gesicht erschlaffte, als er sich den Nacken rieb. Jetzt erst erkannte Rand, daß dieser schwere Brocken von Mann genauso erschöpft war wie er, vielleicht sogar noch mehr. Der Schmied sah sich um und schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß das heute noch ein tolles Bel-Tine-Fest wird. Aber wir werden durchkommen. Wir haben's immer geschafft.« Plötzlich hob er seine Axt wieder auf und machte ein entschlossenes Gesicht. »Auf mich wartet Arbeit. Mach dir keine Sorgen, Junge. Die Seherin wird sich um ihn kümmern, und das Licht hilft uns allen. Und wenn das Licht nicht hilft, dann helfen wir uns eben selbst. Denk daran, wir sind die Menschen der Zwei Flüsse!«

Immer noch auf Knien sah Rand das Dorf an, während der Schmied wegging. Er sah es eigentlich zum erstenmal richtig an. Meister Luhhan hatte recht, dachte er und war überrascht, daß er von diesem Anblick nicht überrascht war. Die Menschen wühlten immer noch in den Ruinen

ihrer Häuser herum, aber sogar nach der kurzen Zeit, die er hier verbracht hatte, war es ersichtlich, daß sich viele von ihnen nun zielbewußt bewegten. Er fühlte förmlich ihre wachsende Entschlossenheit. Aber er fragte sich eines: Sie hatten Trollocs gesehen, hatten sie aber auch den schwarzgekleideten Reiter sehen können? Hatten sie seinen Haß gefühlt?

Nynaeve und Egwene traten aus dem Calder-Haus, und er sprang auf die Füße. Oder vielmehr: Er versuchte aufzustehen, aber es glich mehr einem Vorwärtsfallen, und er landete beinahe mit dem Gesicht im Staub.

Die Seherin kniete sich sofort neben die Bahre, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Ihr Gesicht und Kleid waren noch schmutziger als bei Egwene, und um ihre Augen lagen die gleichen schwarzen Ringe. Doch auch ihre Hände waren sauber. Sie legte die Hände auf Tams Gesicht und zog mit den Daumen seine Augenlider hoch. Mit einem Stirnrunzeln entfernte sie die Decken und schob die Bandage zur Seite, um die Wunde zu untersuchen. Bevor Rand erkennen konnte, wie die Verletzung aussah, hatte sie das zusammengefaltete Tuch schon wieder darübergezogen. Seufzend zog sie Decke und Umhang bis zu Tams Kinn hoch und strich sie glatt. Sie war dabei so sanft, als brächte sie ein Kind zu Bett.

»Ich kann nichts tun«, sagte sie. Sie mußte die Hände auf die Knie stützen, um sich aufzurichten. »Es tut mir leid, Rand.«

Einen Moment lang stand er verständnislos da, als sie sich wieder dem Haus zuwandte, dann jedoch rannte er ihr nach und riß sie herum, damit sie ihn ansah.

»Er stirbt!« schrie er.

»Ich weiß«, sagte sie einfach, und die

Selbstverständlichkeit in ihrem Tonfall warf ihn um.

»Du mußt etwas tun! Du mußt! Du bist die Seherin!«

Schmerz verzerrte ihr Gesicht, aber nur einen Moment lang. Dann strahlte sie wieder hohlwangige Entschlossenheit aus, und ihre Stimme klang fest und gefühllos. »Ja, das bin ich. Ich weiß, was ich mit meinen Medikamenten anfangen kann, und ich weiß, wann es zu spät ist. Glaubst du, ich täte nichts, wenn es noch eine Möglichkeit gäbe? Aber ich kann nicht. Ich kann nicht, Rand. Und es gibt noch andere, die mich brauchen. Menschen, denen ich helfen kann.«

»Ich habe ihn so schnell wie möglich zu dir gebracht«, murmelte er. Obwohl das Dorf in Ruinen lag, hatte er immer noch auf die Seherin gehofft. Diese Hoffnung war nun gestorben, und er fühlte sich ausgebrannt.

»Ich weiß«, sagte sie sanft. Sie berührte seine Wange mit der Hand. »Du bist nicht schuld daran. Mehr als du konnte niemand tun. Es tut mir leid, Rand, aber ich muß mich um andere kümmern. Unsere Schwierigkeiten beginnen gerade erst, fürchte ich.«

Blicklos starrte er ihr nach, bis sich die Haustür hinter ihr geschlossen hatte. Er konnte keinen anderen Gedanken fassen als den, daß sie nicht half.

Plötzlich taumelte er einen Schritt zurück, als sich Egwene ihm an die Brust warf und ihn umarmte. Sonst war ihre Umarmung schon fest genug, um ihm ein gelegentliches Ächzen zu entlocken, diesmal jedoch blickte er nur still zur Tür hinüber, hinter der seine Hoffnungen verschwunden waren.

»Es tut mir so leid, Rand«, sagte sie an seiner Brust. »Licht, ich wollte, ich könnte irgend etwas tun!«

Betäubt schlang er die Arme um sie. »Ich weiß. Ich ...

ich muß etwas tun, Egwene. Ich weiß nicht, was, aber ich kann ihn nicht so ...« Seine Stimme brach, und sie umarmte ihn noch fester.

»Egwene!« Bei Nynaeves Ruf vom Haus her fuhr Egwene zusammen. »Egwene, ich brauche dich! Und wasch dir die Hände noch einmal!«

Sie befreite sich aus Rands Umarmung. »Sie braucht meine Hilfe, Rand.«

»Egwene!«

Er glaubte, ein Schluchzen zu hören, als sie wegrannte. Dann war sie fort, und er stand allein neben der Bahre. Er blickte einen Augenblick lang hinunter auf Tam und fühlte nichts als leere Hilflosigkeit. Plötzlich wurde sein Gesicht hart. »Der Bürgermeister wird wissen, was zu tun ist«, sagte er und hob die Bahre erneut an. »Der Bürgermeister weiß es.« Bran al'Vere wußte immer einen Rat. Mit müder Hartnäckigkeit machte er sich auf zur Weinquellenschenke.

Ein Dhurran-Hengst trabte an ihm vorbei. Die Enden der Zugriemen seinen Geschirrs waren an den Knöcheln einer großen Gestalt festgemacht, die in eine schmutzige Decke gehüllt war. Mit steifen Haaren bedeckte Arme wurden hinter der Decke hergeschleift, und an einer Ecke der Decke lugte ein Ziegenhorn hervor. Die Zwei Flüsse waren kein Ort, wo Legenden zu schrecklicher Wirklichkeit würden. Wenn Trollocs irgendwohin paßten, dann in die Welt dort draußen, an Orte, wo es Aes Sedai gab und falsche Drachen, und das Licht allein wußte, was noch aus den Erzählungen der Gaukler zum Leben erwachte. Nicht die Zwei Flüsse. Nicht gerade Emondsfeld.

Als er über das Grün ging, sprachen ihn Leute an, einige aus den Ruinen ihrer Häuser heraus, und fragten ihn, ob sie helfen könnten. Er hörte sie nur als Hintergrundgeräusche,

selbst wenn sie ein Stück neben ihm hergingen, als sie ihn ansprachen. Ohne zu denken, brachte er Worte hervor, die ihnen mitteilten, er benötige keine Hilfe, und für alles werde schon gesorgt. Als sie ihn mit sorgenvollen Blicken verließen und einige noch versicherten, sie würden Nynaeve Bescheid geben, bemerkte er auch das kaum. Er gestattete sich nur einen bewußten Gedanken, und der galt dem Zweck seines Marsches. Bran al'Vere konnte etwas tun, um Tam zu helfen. Er bemühte sich, nicht daran zu denken, was das sein mochte. Aber der Bürgermeister wäre in der Lage, etwas zu tun, sich etwas einfallen zu lassen.

Die Schenke war fast vollständig von der Zerstörung des Dorfes unberührt geblieben. An den Wänden konnte man ein paar Brandspuren erkennen, aber die roten Dachziegel schimmerten im Sonnenschein so hell wie immer. Alles, was vom Wagen des Händlers übriggeblieben war, waren die rußigen eisernen Reifen um die Räder, die gegen den verkohlten, am Boden liegenden Kasten gelehnt waren. Die großen Halbringe, die die Plane getragen hatten, ragten schief, jeder in einem anderen Winkel, daraus hervor.

Thom Merrilin saß mit übergeschlagenen Beinen auf den Steinen der alten Grundmauer und schnippelte sorgfältig mit einer kleinen Schere angesengte Enden von den Flicken auf seinem Umhang. Als Rand in seine Nähe kam, legte er Umhang und Schere beiseite. Ohne zu fragen, ob Rand Hilfe brauche, hüpfte er herunter und nahm das hintere Ende der Bahre auf.

»Rein? Natürlich, natürlich. Mach dir keine Sorgen, Junge. Eure Seherin wird sich seiner schon annehmen. Ich habe sie bei der Arbeit seit letzter Nacht beobachtet, und sie packt das richtig an und hat einige Fähigkeiten. Es könnte wirklich viel schlimmer sein. Letzte Nacht sind

einige ums Leben gekommen. Vielleicht nicht viele, aber jeder ist für mich einer zuviel. Der alte Fain ist einfach verschwunden, und das ist für mich am schlimmsten. Die Trollocs essen alles. Du solltest dem Licht danken, daß dein Vater noch hier ist und lebt und die Seherin ihn heilen kann.«

Rand blockte die Stimme ab – *Er ist mein Vater* –, so daß die Worte zu bedeutungslosen Lauten wurden, die er genausowenig beachtete wie das Summen einer Fliege. Er konnte nicht noch mehr Sympathie und keine weiteren Versuche ertragen, seine Stimmung zu heben. Nicht jetzt. Nicht, bis Bran al'Vere ihm gesagt hatte, wie man Tam helfen konnte.

Plötzlich stand er vor der Tür der Schenke, und da war etwas mit einem angekohlten Stock draufgekritzelt: eine schwarze Träne, die auf ihrer Spitze stand. So viel war geschehen, daß es ihn kaum überraschte, die Tür der Weinquellenschenke mit dem Drachenzahn markiert zu finden. Warum jemand den Wirt oder seine Familie des Bösen beschuldigte oder daß sie Unglück brächten, verstand er nicht, doch die Nacht hatte ihn von einem überzeugt: Alles war möglich. Wirklich alles.

Als der Gaukler ihn mit der Bahre anstieß, hob er den Türriegel und trat ein.

Der Schankraum war bis auf Bran al'Vere leer und kalt, denn niemand hatte Zeit gefunden, Feuer zu machen. Der Bürgermeister saß an einem der Tische und stippte seine Schreibfeder mit konzentrierter Miene in ein Tintenfaß. Sein graumelierter Kopf war über eine Schriftrolle gebeugt. Sein Nachthemd hatte er nachlässig in die Hose gesteckt – es beulte sich um die breiten Hüften kräftig aus –, und er kratzte unbewußt einen nackten Fuß mit den Zehen des

anderen. Seine Füße waren schmutzig, als sei er mehr als einmal draußen gewesen, ohne sich die Mühe zu machen, Stiefel anzuziehen, und das trotz des kalten Wetters. »Was habt Ihr für Probleme?« wollte er wissen, ohne aufzublicken. »Macht schnell! Ich muß zwei Dutzend Dinge auf einmal erledigen und noch mehr, was schon vor einer Stunde hätte erledigt werden sollen. Also habe ich wenig Zeit und Geduld. Also? Raus damit!«

»Meister al'Vere?« sagte Rand. »Es ist mein Vater.«

Der Kopf des Bürgermeisters fuhr hoch. »Rand? Tam?« Er warf die Feder auf den Tisch und sprang so schnell auf, daß er den Stuhl umstieß. »Vielleicht hat uns das Licht doch nicht ganz verlassen. Ich fürchtete, ihr wäret beide tot. Bela galoppierte eine Stunde, nachdem die Trollocs weg waren, ins Dorf, schaumbedeckt und schnaufend, als sei sie den ganzen Weg vom Hof hierher so galoppiert, und ich dachte ... Keine Zeit jetzt. Wir bringen ihn hinauf.« Er packte das Ende der Bahre und schob den Gaukler mit der Schulter zur Seite. »Ihr holt die Seherin, Meister Merrilin. Und sagt ihr, ich habe Euch aufgetragen, sie ganz schnell zu holen! Sei beruhigt, Rand. Du kommst bald in ein gutes, weiches Bett. Geht, Gaukler, geht schon!«

Thom Merrilin verschwand durch die Tür, bevor Rand etwas sagen konnte. »Nynaeve hat nichts getan. Sie sagt, sie könne ihm nicht helfen. Ich wußte ... Ich hoffte, Ihr hättet eine Idee.«

Meister al'Vere sah Rand scharf an und schüttelte dann den Kopf. »Wir werden sehen, Junge. Wir werden sehen.« Aber er hörte sich nicht mehr so selbstbewußt an. »Bringen wir ihn zu Bett. Zumindest kann er dort angenehmer liegen.«

Rand ließ sich auf die Treppe am Ende des Schankraums

zuschieben. Er bemühte sich sehr, die Hoffnung zu bewahren, daß Tam wieder gesund würde, aber er hatte sich damit von Anfang an auf dünnem Eis bewegt, das erkannte er jetzt, und die plötzlichen Zweifel in der Stimme des Bürgermeisters erschütterten ihn vollends.

Im zweiten Stock der Schenke befand sich ein halbes Dutzend sauberer, gut eingerichteter Zimmer mit Blick auf das Grün. Sie wurden meist von den Händlern oder von Leuten aus Wachhügel oder Devenritt benutzt, und die Kaufleute, die jedes Jahr kamen, waren oft überrascht, hier solch gemütliche Zimmer vorzufinden. Drei davon waren belegt, und der Bürgermeister drängte Rand zu einem der leerstehenden Räume.

Schnell wurden der Bettüberwurf und die Decke auf dem breiten Bett zurückgezogen, und Tam wurde auf die dicke Federmatratze gelegt. Ein Gänsedaunenkissen kam unter seinen Kopf. Er gab keinen Laut von sich, als er umgebettet wurde, außer seinem heiseren Atmen – nicht einmal ein Stöhnen –, aber der Bürgermeister tat Rands Ängste mit einer Handbewegung ab und trug ihm auf, Feuer zu machen, um die Kälte aus dem Raum zu vertreiben. Während Rand Holz und Zunder aus der Kiste neben dem Kamin nahm, zog Bran die Vorhänge zurück und ließ das Morgenlicht herein. Dann wusch er sanft Tams Gesicht. Als der Gaukler zurückkehrte, erwärmte das lodernde Feuer im Kamin bereits den Raum.

»Sie kommt nicht«, verkündete Thom Merrilin, als er in das Zimmer stolzierte. Er sah Rand böse an. Seine buschigen weißen Brauen zogen sich zusammen. »Du hast mir nicht gesagt, daß sie ihn schon gesehen hat. Sie hat mir fast den Kopf abgerissen.«

»Ich dachte ... Ich weiß nicht ... Vielleicht konnte der

Bürgermeister etwas ausrichten, ihr möglicherweise klarmachen ...« Die Hände zu zitternden Fäusten geballt, wandte sich Rand vom Kamin ab und Bran zu. »Meister al'Vere, was kann ich tun?« Der füllige Mann schüttelte hilflos den Kopf. Er legte ein frisch befeuchtetes Tuch auf Tams Stirn und vermied es, Rand in die Augen zu sehen. »Ich kann nicht einfach zuschauen, wie er stirbt, Meister al'Vere! Ich muß etwas tun.« Der Gaukler machte eine Bewegung, als wolle er etwas sagen. Rand ging eifrig darauf ein. »Habt Ihr eine Idee? Ich versuche alles!«

»Ich habe mich nur gefragt«, sagte Thom und stopfte die langstielige Pfeife mit seinem Daumen, »ob der Bürgermeister weiß, wer den Drachenzahn an seine Tür gekritzelt hat.« Er starrte in den Pfeifenkopf, sah dann Tam an und steckte die Pfeife zwischen die Zähne, ohne sie anzuzünden. Er seufzte. »Jemand scheint ihn nicht mehr leiden zu können. Oder vielleicht kann dieser Jemand seine Gäste nicht leiden.«

Rand sah ihn enttäuscht an und wandte sich ab, um ins Feuer zu starren. Seine Gedanken tanzten wie die Flammen, und wie die Flammen drehten sie sich immer nur um eines. Er würde nicht aufgeben. Er konnte nicht einfach nur herumstehen und zuschauen, wie Tam starb. *Mein Vater*, dachte er grimmig. *Mein Vater*. Wenn das Fieber einmal unterdrückt war, konnte man das auch noch aufklären. Aber zuerst das Fieber. Nur – wie?

Bran al'Veres Mund verzog sich, als er auf Rands Rücken blickte, und der Blick, den er dem Gaukler zuwarf, hätte gereicht, um einen Bären zurückschrecken zu lassen. Aber Thom sah ihn nur erwartungsvoll an, als habe er nichts bemerkt.

»Vielleicht hat das einer der Congars getan oder ein

Coplin«, sagte der Bürgermeister schließlich, »nur das Licht allein weiß, wer. Das ist eine große Brut, und wenn die jemandem etwas Übles nachsagen können oder auch nicht, dann tun sie es. Im Gegensatz zu denen redet Cenn Buie, als hätte er Honig auf der Zunge.«

»Die Wagenkolonne, die kurz vor Sonnenaufgang ankam«, meinte der Gaukler. »Die hatten noch nicht einmal einen Trolloc aus der Ferne gerochen und wollten nur wissen, wann das Fest anfange. Als ob die nicht sehen konnten, daß das halbe Dorf niedergebrannt war.«

Meister al'Vere nickte erbittert. »Ein Zweig der Familie. Aber der Rest ist auch nicht viel besser. Dieser Narr Darl Coplin verbrachte die halbe Nacht damit, von mir zu verlangen, ich solle Moiraine und Meister Lan aus dem Dorf weisen, als ob ohne sie überhaupt noch ein Dorf hier stünde.«

Rand war der Unterhaltung ohne besondere Aufmerksamkeit gefolgt, aber die letzte Bemerkung reizte ihn zu einer Frage. »Was haben sie getan?«

»Also, sie hat aus klarem Himmel einen Kugelblitz herabgerufen«, erwiderte Meister al'Vere. »Hat ihn direkt in die Trollocs hineinzischen lassen. Der kann Bäume zerschmettern. Den Trollocs ging es nicht anders.«

»Moiraine?« fragte Rand ungläubig, und der Bürgermeister nickte.

»Frau Moiraine. Und Meister Lan gebrauchte sein Schwert wie einen Wirbelwind. Sein Schwert? Der ganze Mann ist eine Waffe und schien sich an zehn Orten gleichzeitig aufzuhalten. Versengen soll mich das Licht, aber ich würde es immer noch nicht glauben, wenn ich nicht rausgegangen wäre und gesehen hätte ...« Er rieb sich mit der Hand über die kahle Kopfhaut. »Die

Winternachtbesuche fangen gerade an, wir haben die Hände voll von Geschenken und Honigkuchen und die Köpfe voll Wein, und dann knurren die Hunde, und plötzlich rasen die beiden aus der Schenke, rennen durch das Dorf und schreien etwas von Trollocs. Ich dachte, sie hätten zuviel getrunken. Schließlich – Trollocs? Und dann, bevor irgend jemand wußte, was eigentlich geschah, waren diese – Dinger plötzlich neben uns auf den Straßen, hieben mit ihren Schwertern nach Menschen, warfen Fackeln in Häuser und heulten, daß einem das Blut gefrieren konnte.« Er stieß einen Laut des Ekels aus. »Wir rannten herum wie Hühner, wenn der Fuchs auf dem Hühnerhof ist, bis Meister Lan uns dazu brachte, uns zu wehren.«

»Kein Grund, so hart mit Euch selbst ins Gericht zu gehen«, sagte Thom. »Ihr habt Euch wacker geschlagen. Nicht jeder Trolloc, der jetzt dort draußen liegt, ist von den Händen der beiden gefallen.«

»Mmmm ... ja, stimmt schon.« Meister al'Vere nahm sich sichtlich zusammen. »Ich kann es trotzdem kaum glauben. Eine Aes Sedai in Emondsfeld. Und Meister Lan ist ein Behüter.«

»Eine Aes Sedai?« flüsterte Rand. »Das kann nicht sein. Ich habe mit ihr gesprochen. Sie ist keine ... Sie scheint nicht ...«

»Glaubst du, sie tragen Abzeichen?« fragte der Bürgermeister sarkastisch. »Aes Sedai vielleicht, und zwar quer über den Rücken gemalt? Und vielleicht noch ›Gefahr. Wegbleiben!‹« Plötzlich klatschte er sich gegen die Stirn. »Aes Sedai. Ich bin ein alter Narr und gebrauche meinen Verstand nicht mehr. Es gibt eine Möglichkeit, Rand, falls du sie wahrnehmen willst. Ich kann es dir nicht befehlen, und wenn es um mich ginge, weiß ich nicht, ob

ich mich trauen würde.«

»Eine Möglichkeit?« fragte Rand. »Ich werde jede Möglichkeit nutzen, wenn es hilft.«

»Aes Sedai können heilen, Rand. Versengen soll mich das Licht, Junge, aber du hast doch die Geschichten auch gehört. Sie können heilen, wo Medikamente versagen. Gaukler, Ihr hättet Euch noch eher daran erinnern sollen als ich. Gauklergeschichten sind voll von Aes Sedai. Warum habt Ihr nichts gesagt und mich statt dessen herumrätseln lassen?«

»Ich bin hier fremd«, sagte Thom, wobei er seine unangezündete Pfeife sehnsuchtsvoll ansah, »und Herr Coplin ist nicht der einzige, der mit Aes Sedai nichts zu tun haben will. Ich habe nichts dagegen, daß der Vorschlag von Euch kommt.«

»Eine Aes Sedai«, murmelte Rand und versuchte, sich die Frau, die ihn angelächelt hatte, als Figur in einer dieser Geschichten vorzustellen. Hilfe von einer Aes Sedai sei manchmal schlimmer als überhaupt keine Hilfe, erzählten die Geschichten, wie Gift in einer Pastete, und wie die Köder beim Angeln, so hatten ihre Geschenke immer einen Haken. Plötzlich erschien ihm die Münze in seiner Tasche, die ihm Moiraine gegeben hatte, so heiß wie brennende Kohle. Er konnte sich gerade noch beherrschen, sie nicht aus seinem Mantel zu reißen und aus dem Fenster zu werfen.

»Niemand will etwas mit Aes Sedai zu tun haben, Junge«, sagte der Bürgermeister langsam. »Es ist die einzige Möglichkeit, die ich sehe, und die Entscheidung ist nicht leicht. Ich kann sie nicht für dich treffen, aber ich habe von Frau Moiraine – ich sollte sie wohl besser Moiraine Sedai nennen, denke ich – bisher nur Gutes

erlebt. Manchmal«, – er sah Tam bedeutungsvoll an – »muß man ein Risiko eingehen, auch wenn es nur eine kleine Hoffnung bedeutet.«

»Einige Geschichten sind auf ihre Art ziemlich übertrieben«, fügte Thom hinzu, als reiße man die Worte aus ihm heraus. »Jedenfalls manche. Und schließlich, Junge: Du hast gar keine andere Wahl.«

»Ja«, seufzte Rand. Tam hatte immer noch keinen Muskel bewegt; seine Augen waren eingesunken, als läge er bereits die ganze Woche über krank danieder. »Ich ... Ich gehe und suche sie.«

»Auf der anderen Seite der Brücke«, sagte der Gaukler, »wo sie – die toten Trollocs beseitigen. Aber sei vorsichtig, Junge! Aes Sedai haben ihre eigenen Gründe, etwas zu tun, und das sind manchmal ganz andere Gründe, als wir glauben.«

Das letztere rief er Rand durch die geöffnete Tür nach. Der mußte den Schwertgriff festhalten, damit ihm die Scheide nicht zwischen die Beine geriet und ihn beim Rennen zu Fall brachte, doch er nahm sich nicht die Zeit, es abzuschnallen. Er polterte die Treppe hinunter und stürzte aus der Schenke. Seine Erschöpfung war in diesem Augenblick vergessen. Eine Chance für Tam, wie klein sie auch sein mochte, war genug, um dafür die Folgen einer schlaflosen Nacht zu überwinden, wenigstens für eine Weile. Er wollte nicht daran denken, daß eine Aes Sedai ihm diese Chance bot und was wohl der Preis dafür sein würde. Und tatsächlich einer echten Aes Sedai gegenüberzustehen ... Er atmete tief ein und versuchte noch schneller zu rennen.

Die Bel-Tine-Feuer befanden sich ein gutes Stück jenseits der letzten Häuser im Norden des Dorfes an der

Westwaldseite der Straße nach Wachhügel. Der Wind trieb die ölig-schwarzen Qualmsäulen immer noch vom Dorf weg, aber trotzdem lag ein ekelhaft süßer Gestank in der Luft, als habe man einen Braten um Stunden zu lange am Spieß geröstet. Rand würgte, als er es roch, und schluckte dann schwer, als er die Quelle des Gestanks erkannte. Ein schöne Bescherung, so etwas mit Bel-Tine-Feuern anzustellen! Die Männer, die sich um die Feuer kümmerten, hatten sich Tücher über Nase und Mund gebunden, aber ihren Grimassen konnte man ansehen, daß der Essig, in den sie die Tücher getaucht hatten, nicht ausreichte. Und wenn er auch den Gestank besiegte, so wußten sie doch, daß er da war und sie wußten auch, was sie taten.

Zwei Männer schnallten die Beine eines Trollocs von den Zugleinen eines der großen Dhurrans ab. Lan, der neben der Leiche kauerte, hatte die Decke weit genug zurückgezogen, um die Schultern und den ziegenbockähnlichen Kopf des Trollocs freizulegen. Als Rand sich näherte, löste der Behüter gerade ein Metallabzeichen – einen blutrot emaillierten Dreizack – von einer dornenversehenen Schulter der schwarzen Trolloc-Rüstung.

»Ko'bal«, verkündete er. Er warf das Abzeichen mit der Handfläche in die Luft und fing es mit einem Knurren wieder auf. »Damit sind es jetzt schon sieben Horden.«

Moiraine, die mit übereinandergeschlagenen Beinen am Boden saß, schüttelte müde den Kopf. Quer über den Knien lag ihr ein Wanderstock, der von einem Ende zum anderen mit geschnitzten Ranken und Blumen bedeckt war, und ihr Kleid sah so zerknittert aus, als habe sie es zu lange getragen. »Sieben Horden. Sieben! So viele haben sich seit

den Trolloc-Kriegen nicht mehr zusammengetan. Eine schlechte Nachricht nach der anderen. Ich habe Angst, Lan. Ich dachte, wir hätten einen Tagesmarsch aufgeholt, aber vielleicht sind wir noch weiter zurückgefallen als vorher.«

Rand sah sie an und war nicht in der Lage, ein Wort herauszubringen. Eine Aes Sedai. Er hatte versucht, sich selbst zu überzeugen, daß sie nun, da er wußte, wer ... was sie war, auch nicht anders als zuvor aussah, und zu seiner Überraschung war es auch so. Sie wirkte nicht mehr so frisch – das Haar war wirr, und über die Nase zog sich ein dünner Rußstreifen –, aber auch nicht allzu sehr verändert. Sicher mußte es irgendein Anzeichen geben, was sie als Aes Sedai kennzeichnete. Andererseits – wenn das äußere Erscheinungsbild das innere widerspiegelte und die Geschichten recht hatten, dann sollte sie eher wie ein Trolloc aussehen als wie eine schöne Frau, die nichts von ihrer Würde verlor, während sie im Schmutz saß. Und sie konnte Tam helfen. Was es auch immer kosten sollte, das war wichtiger als alles andere.

Er holte tief Luft. »Frau Moiraine ... Ich meine, Moiraine Sedai.« Beide drehten sich um und sahen ihn an. Er erstarrte unter ihren Blicken. Das war nicht der ruhige, lächelnde Blick, an den er sich vom Grün her erinnerte. Ihr Gesicht war müde, doch ihre dunklen Augen gehörten einem Falken. Aes Sedai. Zerstörer der Welt. Marionettenspieler, die an Fäden zogen und daran Throne und Völker tanzen ließen – nach welcher Melodie, das wußten nur die Frauen von Tar Valon.

»Ein wenig Licht in der Dunkelheit«, murmelte die Aes Sedai. Sie erhob die Stimme. »Wie steht es mit deinen Träumen, Rand al'Thor?«

Er starrte sie verständnislos an. »Meine Träume?«

»Eine Nacht wie diese kann einem Mann zu Alpträumen verhelfen, Rand. Wenn du Alpträume hast, mußt du mir davon erzählen. Manchmal habe ich ein Mittel gegen schlimme Träume.«

»Es ist alles in Ordnung mit meinen ... Es ist mein Vater. Er ist verletzt. Es ist nicht viel mehr als ein Kratzer, aber das Fieber verzehrt ihn. Die Seherin hilft nicht. Sie sagt, sie kann nicht helfen. Aber die Geschichten ...« Sie zog eine Augenbraue hoch, und er hielt inne und schluckte. *Licht, gibt es eigentlich eine Geschichte über eine Aes Sedai, in der sie nicht die Bösewichtin ist?* Er sah den Behüter an, aber Lan schien sich mehr für den toten Trolloc zu interessieren als für Rands Worte. Er stammelte unter ihrem Blick weiter: »Ich ... äh ... man sagt; Aes Sedai könnten heilen. Wenn Ihr ihm helfen könnt ... Was Ihr auch für ihn tun könnt ... Was es auch kostet ... Ich meine ...« Er atmete tief ein und rasselte den Rest herunter. »Ich bezahle jeden Preis, der in meiner Macht steht, wenn Ihr ihm helft. Alles.«

»Jeden Preis«, überlegte Moiraine laut und mehr zu sich selbst. »Über den Preis sprechen wir später, Rand, wenn überhaupt. Ich kann dir nichts versprechen. Eure Seherin weiß schon, was sie tut. Ich werde mein Möglichstes tun, aber meine Macht reicht nicht aus, um das Rad am Drehen zu hindern.«

»Früher oder später holt der Tod jeden von uns«, sagte der Behüter ernst, »außer, sie dienen dem Dunklen König, und nur Narren sind bereit, den Preis dafür zu zahlen.«

Moiraine gab ein Glucksen von sich. »Verbreite keine solche Weltuntergangsstimmung, Lan! Wir haben Grund zum Feiern. Einen kleinen wohl nur, aber immerhin.« Sie nahm den Stock, um auf die Beine zu kommen. »Bring

mich zu deinem Vater, Rand! Ich werde ihm helfen, so gut ich es vermag. Zu viele hier haben meine Hilfe von vornherein abgelehnt. Auch sie haben die Geschichten gehört«, fügte sie trocken hinzu.

»Er ist in der Schenke«, sagte Rand. »Hier entlang. Und ich danke Euch. Danke!«

Sie folgten, doch sein schneller Schritt holte rasch einen Vorsprung heraus. Ungeduldig verhielt er, damit sie aufholen konnten, und lief dann wieder voraus, so daß er erneut warten mußte.

»Bitte beeilt Euch!« spornte er sie an. Er war so davon besessen, Tam endlich Hilfe zu bringen, daß er die eigene Tollkühnheit nicht bemerkte: zu versuchen, eine Aes Sedai anzutreiben. »Das Fieber verzehrt ihn.«

Lan sah ihn zornig an. »Kannst du nicht sehen, wie müde sie ist? Selbst mit einem *Angreal* glich das, was sie letzte Nacht tat, dem Umherlaufen mit einem Sack voller Steine auf dem Rücken. Ich weiß nicht, ob du das wert bist, Schäfer, gleichgültig, was sie sagt.«

Rand schluckte und hielt den Mund.

»Nur ruhig, mein Freund«, sagte Moiraine. Ohne ihren Schritt zu verlangsamen, hob sie den Arm und klopfte dem Behüter auf die Schulter. Seine Gestalt ragte schützend über ihr auf, als könne er ihr durch seine Nähe allein Kraft verleihen. »Du denkst immer nur an mein Wohl. Warum sollte er nicht genauso in bezug auf seinen Vater denken?« Lan blickte finster drein, schwieg aber. »Ich komme, so schnell ich kann, Rand, das verspreche ich dir.«

Angesichts der Härte ihrer Augen und der Sanftheit ihrer Stimme wußte Rand nicht, was er ihr glauben konnte. Vielleicht paßte beides zusammen. Aes Sedai. Jetzt hatte er den Kopf in der Schlinge. Er paßte seinen Schritt dem ihren

an und bemühte sich, nicht darüber nachzudenken, über welchen Preis sie später verhandeln würden.

KAPITEL 8

Eine sichere Zuflucht

Noch während er durch die Tür trat, suchte Rands Blick seinen Vater – seinen Vater, ganz gleich, was *irgend jemand* behauptete. Tam hatte sich keine Handbreit bewegt. Seine Augen waren immer noch geschlossen, und sein Atem ging unregelmäßig, stoßweise und röchelnd. Der weißhaarige Gaukler brach seine Unterhaltung mit dem Bürgermeister ab, der sich gerade über das Bett beugte und nach Tam sah, und blickte Moiraine unsicher an. Die Aes Sedai achtete nicht auf ihn. Sie blickte nur auf Tam und sah ihn mit gerunzelter Stirn eindringlich an.

Thom steckte sich die kalte Pfeife zwischen die Zähne, zog sie aber schnell wieder heraus und sah sie böse an. »Der Mensch kann nicht einmal in Frieden rauchen«, murmelte er. »Ich werde mich mal vergewissern, ob nicht irgendein Bauer meinen Umhang stiehlt, um seine Kuh zu wärmen. Dort draußen kann ich wenigstens meine Pfeife rauchen.« Damit eilte er aus dem Zimmer.

Lan sah ihm nach, das kantige Gesicht so ausdruckslos wie ein Fels. »Ich mag diesen Mann nicht. Er hat etwas an sich, das mich mißtrauisch macht. Letzte Nacht habe ich ihn nirgends gesehen.«

»Er war da«, sagte Bran, der Moiraine ebenfalls unsicher beobachtete. »Er muß dagewesen sein. Sein Umhang ist nicht vom Kaminfeuer versengt worden.«

Rand war es gleich, wenn der Gaukler sich die Nacht über im Stall versteckt hatte. »Mein Vater?« wandte er sich

bittend an Moiraine.

Bran öffnete den Mund, doch bevor er sprechen konnte, sagte Moiraine: »Laßt mich mit ihm allein, Meister al'Vere! Ihr könnt hier nichts tun, außer mir im Weg zu stehen.«

Bran zögerte ein Weilchen. Er war hin- und hergerissen zwischen dem Protest, sich in der eigenen Schenke herumkommandieren zu lassen, und der Angst, einer Aes Sedai den Gehorsam zu verweigern. Schließlich richtete er sich auf und schlug Rand auf die Schulter. »Komm mit, Junge! Lassen wir Moiraine Sedai ihre ... äh ... ihre ... Du kannst mir unten bei einer Menge Sachen behilflich sein. Bevor du dich versiehst, ruft Tam nach seiner Pfeife und einem Krug Bier.«

»Kann ich bleiben?« fragte Rand, obwohl Moiraine nur Tam zu bemerken schien. Brans Hände verkrampften sich, doch Rand gab nicht auf. »Bitte! Ich werde Euch nicht im Weg stehen. Ihr werdet nicht einmal merken, daß ich da bin. Er ist mein Vater«, fügte er so flehentlich hinzu, daß es ihn selbst überraschte und sich die Augen des Bürgermeisters erstaunt weiteten.

»Ja, ja«, sagte Moiraine ungeduldig. Sie hatte ihren Umhang und Stock nachlässig auf den einzigen Stuhl im Zimmer geworfen und krempelte gerade die Ärmel ihres Kleids bis zu den Ellbogen hoch. Auch während sie mit anderen sprach, galt ihre ganze Aufmerksamkeit Tam. »Setz dich dort drüben hin. Du auch, Lan.« Sie zeigte fahrig in Richtung einer langen Bank, die an einer Wand stand. Sie musterte Tam langsam von Kopf bis Fuß, aber Rand hatte das eigenartige Gefühl, daß sie auf irgendeine Art *durch* ihn hindurchblickte. »Ihr könnt miteinander sprechen, wenn ihr wollt«, fuhr sie abwesend fort, »aber

bitte leise. Jetzt geht bitte, Meister al'Vere. Dies ist ein Krankenzimmer und kein Versammlungsraum. Sorgt dafür, daß ich nicht gestört werde.«

Der Bürgermeister brummte ein wenig, allerdings nicht sonderlich laut, drückte nochmals Rands Schulter und schloß dann folgsam, wenn auch zögernd die Tür hinter sich. Die Aes Sedai murmelte leise vor sich hin, kniete sich vor das Bett und legte die Hände leicht auf Tams Brust. Sie schloß die Augen, bewegte sich längere Zeit nicht und gab auch keinen Laut von sich. In den Geschichten wurden die Taten der Aes Sedai immer von Blitzen und Donnerhall begleitet oder von anderen Anzeichen großer Tatkraft und Macht. Der Macht. Der Einen Macht aus der Wahren Quelle, die das Rad der Zeit antrieb. Das war kein Thema, über das Rand gern nachdachte – Tam im Einfluß der Einen Macht und er im gleichen Raum, wo sie angewandt wurde. Es war schon schlimm genug, sich im gleichen Dorf zu befinden. Soweit er es allerdings beurteilen konnte, konnte Moiraine durchaus eingeschlafen sein. Und doch glaubte er, daß Tams Atmung leichter klang. Sie mußte irgend etwas getan haben. Er konzentrierte sich ganz aufs Beobachten. Als Lan ihn leise ansprach, fuhr er zusammen. »Das ist eine schöne Waffe, die du da trägst. Könnte es sein, daß auf der Klinge ein Reiher zu sehen ist?«

Einen Augenblick lang starrte er den Behüter an und begriff nicht, wovon der sprach. Er hatte Tams Schwert in der Aufregung ganz vergessen. Es schien auch nicht mehr so schwer zu sein. »Ja, stimmt. Was tut sie?«

»Ich hätte nicht geglaubt, an einem Ort wie diesem ein mit dem Reiher gekennzeichnetes Schwert anzutreffen«, sagte Lan.

»Es gehört meinem Vater.« Er sah Lans Schwert an. Der

Griff war gerade noch unter dem Umhang sichtbar. Die beiden Schwerter sahen sich recht ähnlich, auch wenn auf dem des Behüters kein Reiher sichtbar war. Er blickte wieder zum Bett hinüber. Tams Atmung klang wirklich leichter, und das Röcheln war nicht mehr zu hören. Da war er ganz sicher. »Er hat es vor langer Zeit gekauft.«

»Seltsam, daß ein Schäfer ein solches Schwert kauft.«

Rand erlaubte sich einen Seitenblick auf Lan. Wenn ein Fremder an einem Schwert solches Interesse zeigte, war das für ihn Schnüffelei. Wenn es aber ein Behüter war ... Trotzdem fühlte er die Notwendigkeit einer Rechtfertigung. »Soviel ich weiß, hat er es niemals benutzt. Er sagte, es sei nutzlos. Jedenfalls bis letzte Nacht. Ich wußte bis dahin nicht einmal, daß er es besaß.«

»So, er nannte es also nutzlos. Er muß nicht immer dieser Meinung gewesen sein.« Lan berührte die Scheide an Rands Seite kurz mit einem Finger. »Es gibt Orte, wo der Reiher als Kennzeichen des herausragenden Schwertkämpfers gilt. Diese Klinge muß seltsame Wege gegangen sein, bis sie bei einem Schäfer von den Zwei Flüssen landete.«

Rand überhörte die unausgesprochene Frage. Moiraine hatte sich immer noch nicht bewegt. Tat die Aes Sedai wirklich etwas? Er schauderte und rieb sich die Arme, unschlüssig, ob er überhaupt wissen wollte, was sie tat. Eine Aes Sedai.

Eine Frage kam ihm in den Sinn, die er eigentlich nicht stellen wollte, doch eine Antwort wollte er schon haben. »Der Bürgermeister ...« Er räusperte sich und atmete tief ein. »Der Bürgermeister sagte, der einzige Grund, warum vom Dorf noch etwas übriggeblieben ist, wärt Ihr und sie.« Er schaffte es, den Behüter anzusehen. »Wenn man Euch

etwas über einen Mann im Wald gesagt hätte ... einen Mann, der den Leuten Angst einjagt, wenn er sie nur ansieht ... hätte Euch das gewarnt? Ein Mann, dessen Pferd lautlos einhergeht? Und der Wind berührt seinen Mantel nicht? Hättet Ihr dann gewußt, was geschehen würde? Hättet Ihr und Moiraine Sedai das Unglück verhindern können, wenn Ihr von ihm gewußt hättet?«

»Nicht ohne ein halbes Dutzend meiner Schwestern«, sagte Moiraine, und Rand fuhr hoch. Sie kniete immer noch am Bett, aber sie hatte die Hände von Tam genommen und sich halb umgedreht, um die beiden auf der Bank anzusehen. Ihre Stimme blieb leise, doch ihre Augen nagelten Rand an die Wand. »Wenn ich bei der Abreise von Tar Valon gewußt hätte, daß ich hier Trollocs und einen Myrddraal finden würde, hätte ich ein halbes Dutzend von ihnen mitgebracht – oder auch ein Dutzend, und wenn ich sie an den Haaren hätte herschleifen müssen. Was mich betrifft, hätte auch eine Warnung einen Monat vorher keinen Unterschied gemacht. Vielleicht. Ein einzelner Mensch kann eben nur soviel tun, selbst wenn man die Eine Macht zur Verfügung hat, und letzte Nacht haben sich in diesem Gebiet vielleicht mehr als hundert Trollocs herumgetrieben. Eine ganze Faust.«

»Es wäre trotzdem gut gewesen, es im voraus zu wissen«, sagte Lan scharf. Die Schärfe in seiner Stimme galt Rand. »Wo genau hast du ihn gesehen und wann?«

»Das spielt jetzt keine Rolle«, sagte Moiraine. »Ich möchte nicht, daß der Junge glaubt, er trage an etwas die Schuld, wenn das nicht der Fall ist. Es ist genausogut meine Schuld. Dieser verfluchte Rabe gestern mit seinem eigenartigen Verhalten hätte mich warnen sollen. Genau wie du, mein alter Freund.« Sie schnalzte ärgerlich mit der

Zunge. »Ich war überheblich bis zum Hochmut und sicher, daß der Einfluß des Dunklen Königs nicht so weit reichen könne. Und auch nicht in diesem Maße. Noch nicht. So sicher war ich.«

Rand zwinkerte. »Der Rabe? Ich verstehe nicht.«

»Aasfresser.« Lans Mund verzog sich angeekelt. »Die Lakaien des Dunklen Königs finden oft Spione unter den Kreaturen, die sich vom Tod ernähren. Raben und Krähen zu meist. In den Städten sind es manchmal Ratten.«

Ein Schauer lief Rand den Rücken hinunter. Raben und Krähen als Spione des Dunklen Königs? Überall sah man zur Zeit Raben und Krähen. Der Einfluß des Dunklen Königs, hatte Moiraine gesagt. Der Dunkle König war immer da – das wußte er –, doch wenn man im Licht ging, sich bemühte, ein gutes Leben zu führen und ihn nicht beim Namen nannte, dann konnte er einem nichts tun. Das glaubten jedenfalls alle; jeder sog diese Lehre schon mit der Muttermilch ein. Aber Moiraine schien sagen zu wollen ...

Sein Blick fiel auf Tam, und alle anderen Gedanken verschwanden aus seinem Kopf. Das Gesicht seines Vaters war viel weniger stark gerötet als zuvor, und die Atmung hörte sich beinahe normal an. Rand wäre aufgesprungen, hätte ihn Lan nicht am Arm festgehalten. »Ihr habt es geschafft!«

Moiraine schüttelte den Kopf und seufzte. »Noch nicht. So hoffe ich zumindest. Die Waffen der Trollocs werden in einem Tal namens Thakan'dar geschmiedet, am Hang des Shayol Ghul. Einige Waffen werden vom Bösen dieses Orts erfaßt; das Metall enthält etwas vom Bösen. Diese vergifteten Klingen schlagen Wunden, die ohne Hilfe nicht heilen, oder sie verursachen ein tödliches Fieber,

fremdartige Krankheiten, die unsere Medizin nicht heilen kann. Ich habe die Schmerzen deines Vaters gestillt, aber das Gift des Bösen steckt immer noch in ihm. Wenn man sich nicht mehr um ihn kümmert, wird es schwellen und ihn verzehren.«

»Aber Ihr verlaßt ihn nicht!« Rands Worte waren halb Bitte und halb Befehl. Er war erschrocken, als er erkannte, daß er so zu einer Aes Sedai gesprochen hatte, doch sie schien seinen Tonfall nicht zu bemerken.

»Nein, das tue ich nicht«, stimmte sie zu. »Ich bin sehr müde, Rand, und ich hatte seit letzter Nacht keine Möglichkeit, mich auszuruhen. Normalerweise würde das keine Rolle spielen, doch bei einer solchen Verletzung ... Dies hier«, – sie nahm ein kleines in weiße Seide gehülltes Bündel aus ihrer Tasche – »ist ein *Angreal*.« Sie sah seinen Gesichtsausdruck. »Du hast schon vom *Angreal* gehört. Gut.«

Unbewußt lehnte er sich zurück, weiter weg von ihr und dem Gegenstand, den sie in der Hand hielt. In ein paar der Geschichten kam ein *Angreal* vor, ein Überbleibsel aus dem Zeitalter der Legenden, das von den Aes Sedai benutzt wurde, um ihre größten Taten zu vollbringen. Er war überrascht, als sie eine glatte Elfenbeinfigur auspackte, vom Alter dunklem Braun verfärbt. Sie war nicht länger als ihre Hand und stellte eine Frau in wehenden Gewändern dar, der langes Haar über die Schultern fiel.

»Wir haben vergessen, wie man sie herstellt«, sagte sie. »Soviel ist verlorengegangen und wird vielleicht nie wiedergefunden. Es gibt nur noch so wenige. Beinahe hätte der Amyrlin-Sitz mir nicht gestattet, dieses Stück mitzunehmen. Es war gut für Emondsfeld und für deinen Vater, daß man mir die Erlaubnis gegeben hat. Aber du

darfst dich nicht von deiner Hoffnung beherrschen lassen. Heute kann ich damit nicht viel mehr erreichen, als ich gestern noch ohne *Angreal* erreicht hätte. Der Einfluß des Dunklen ist stark. Er hat Zeit gehabt, sich zu festigen.«

»Ihr könnt ihm helfen«, sagte Rand leidenschaftlich. »Ich weiß, daß Ihr es könnt.«

Moiraine lächelte. Nur ihre Lippen verzogen sich dabei ein wenig. »Wir werden sehen.« Dann wandte sie sich wieder Tam zu. Sie legte eine Hand auf seine Stirn, und in der anderen hielt sie die Elfenbeinfigur. Ihre Augen schlossen sich, und das Gesicht spannte sich in Konzentration. Sie schien kaum zu atmen.

»Der Reiter, von dem du erzählt hast«, sagte Lan leise, »der dir Angst eingejagt hat, das war sicher ein Myrddraal.«

»Ein Myrddraal!« rief Rand. »Aber die Blassen sind zwanzig Fuß groß und ...« Die Worte erstarben unter dem erbarmungslosen Grinsen des Behüters.

»Manchmal, Schäfer, werden die Dinge in den Geschichten größer als in der Wirklichkeit. Glaub mir, die Wahrheit über die Halbmenschen ist groß genug. Halbmensch, Lurk, Blasser, Schattenmann – der Name hängt davon ab, in welchem Land man sich befindet, aber alle bedeuten Myrddraal. Die Blassen sind Abkömmlinge von Trollocs, die fast wieder wie die ursprünglichen Menschen wirken, die von den Schattenlords benützt wurden, um Trollocs zu züchten. Beinahe. Aber wenn auch die menschlichen Merkmale in ihnen stärker ausgeprägt sind, so ist es doch der Einfluß des Bösen, der die Trollocs zu Zerrbildern macht. Halbmenschen haben gewisse Kräfte, und zwar von der Art, wie sie vom Dunklen König ausgeht. Nur die schwächsten Aes Sedai unterlägen einem

Blassen im Einzelkampf; doch mancher gute und treue Mann ist ihnen zum Opfer gefallen. Seit den Kriegen, die das Zeitalter der Legenden beendeten, seit die Verlorenen gebunden wurden, sind die Halbmenschen das Gehirn, das einer Trolloc-Faust sagt, wo sie zuschlagen soll. In den Tagen der Trolloc-Kriege haben Halbmenschen die Trollocs in die Schlacht geführt, unter dem Kommando der Schattenlords.«

»Er hat mir Angst eingejagt«, sagte Rand sehr leise. »Er hat mich nur angesehen, und ...« Ihn schauderte.

»Du mußt dich deshalb nicht schämen, Schäfer. Mir jagen sie auch Angst ein. Ich habe Männer gesehen, die ihr ganzes Leben lang als Soldaten kämpften, und wenn sie einem Halbmensch gegenüberstanden, dann erstarrten sie wie ein Kaninchen vor der Schlange. Im Norden, im Grenzgebiet der Großen Fäule, gibt es ein Sprichwort: ›Der Blick der Augenlosen bedeutet Angst.‹«

»Die Augenlosen?« fragte Rand, und Lan nickte.

»Myrddraal sehen wie die Adler, im Dunklen so gut wie am Tag, aber sie haben keine Augen. Ich kann mir kaum etwas vorstellen, was noch gefährlicher wäre, als einem Myrddraal gegenüberzustehen. Moiraine Sedai und ich versuchten, den Myrddraal, der gestern abend hier war, zu töten, und wir versagten jedesmal. Halbmenschen haben das typische Glück, das vom Dunklen König ausgeht.«

Rand schluckte. »Ein Trolloc sagte, der Myrddraal wolle mit mir sprechen. Ich wußte nicht, was das bedeutete.«

Lans Kopf fuhr hoch; seine Augen wirkten wie blaue Edelsteine. »Du hast mit einem Trolloc *gesprochen?*«

»Nicht direkt«, stammelte Rand. Der Blick des Behüters hielt ihn fest wie eine Falle. »Er hat zu mir gesprochen. Er hat gesagt, er würde mir nicht weh tun, und der Myrddraal

wolle mit mir reden. Dann hat er versucht, mich zu töten.« Er leckte sich die Lippen und rieb die Hände am genoppten Leder des Schwertgriffs. In kurzen abgehackten Sätzen beschrieb er seine Rückkehr zum Haus. »Statt dessen habe ich ihn getötet«, endete er. »Mehr durch Zufall. Er ist auf mich losgesprungen, und ich hatte das Schwert in der Hand.«

Lans Gesichtsausdruck wurde etwas weicher, sofern ein Felsen überhaupt erweichen konnte. »Trotzdem ist das etwas Erwähnenswertes, Schäfer. Bis letzte Nacht gab es wenige Männer südlich der Grenzgebiete, die von sich behaupten konnten, sie hätten einen Trolloc gesehen, geschweige denn getötet.«

»Und noch weniger, die einen Trolloc allein und ohne Hilfe getötet haben«, sagte Moiraine müde. »Es ist vollbracht, Rand. Lan, hilf mir auf!«

Der Behüter sprang zu ihr hin, aber er war langsamer als Rand, der zum Bett eilte. Tams Haut fühlte sich kühl an, obwohl sein Gesicht noch einen fahlen, erschöpften Eindruck machte, als habe er schon lange keine Sonne mehr gesehen. Seine Augen waren noch geschlossen, aber er atmete tief und normal im Schlaf.

»Wird er jetzt wieder ganz gesund?« fragte Rand besorgt.

»Wenn er viel ruht, dann ja«, sagte Moiraine. »Ein paar Wochen im Bett, und er ist wieder so gesund wie vorher.« Sie ging unsicher, obwohl sie sich bei Lan eingehakt hatte. Er warf ihren Umhang und Stock mit einer Handbewegung vom Stuhl, so daß sie sich auf das Kissen setzen konnte. Mit einem Seufzer ließ sie sich nieder. Dann umwickelte sie langsam und vorsichtig das *Angreal* und steckte es wieder in ihre Tasche.

Rands Oberkörper zitterte; er biß sich auf die Unterlippe, damit er nicht laut loslachte. Gleichzeitig mußte er sich mit einer Hand Tränen aus den Augen wischen. »Ich danke Euch.«

»Im Zeitalter der Legenden«, fuhr Moiraine fort, »konnten einige Aes Sedai ein Leben wiederherstellen, wenn nur der kleinste Funke davon übrig war. Aber diese Tage sind lang vorbei – vielleicht für immer. Soviel ist verlorengegangen; nicht nur das Geheimnis, wie man ein *Angreal* anfertigt. So vieles könnte vollbracht werden, doch wir wagen es nicht einmal, davon zu träumen, falls wir uns überhaupt daran erinnern. Heute gibt es viel weniger von uns. Einige Talente sind fast verschwunden und viele von denen, die es immer noch gibt, scheinen schwächer ausgeprägt zu sein. Wir benötigen heutzutage sowohl den Willen als auch die Kraft, von denen der Körper zehren kann, sonst können auch die stärksten von uns keine Heilung mehr vollbringen. Es ist ein Glück, daß dein Vater ein starker Mann ist, körperlich wie geistig. So verbrauchte er wohl viel Kraft in seinem Kampf ums Überleben, aber alles, was noch übrig ist, kann er nun zu seiner Erholung gebrauchen. Das wird einige Zeit dauern, doch der Einfluß des Bösen ist verschwunden.«

»Ich kann das niemals wiedergutmachen«, sagte er, ohne die Augen von Tam zu nehmen, »aber ich werde alles für Euch tun, was in meiner Macht steht. Alles!« Er dachte an das Gespräch über Preise und an sein Versprechen. Als er so neben Tam kniete, meinte er es mit diesem Versprechen sogar noch ernster als zuvor, doch es fiel ihm immer noch nicht leicht, sie anzusehen. »Alles. Solang es dem Dorf und meinen Freunden nicht schadet.«

Moiraine tat die Worte mit einer Handbewegung ab.

»Wenn du es für nötig hältst. Ich möchte sowieso mit dir sprechen. Du wirst zweifellos zur gleichen Zeit wie wir das Dorf verlassen, und dann können wir uns ausführlich unterhalten.«

»Verlassen!« rief er und stand schnell auf. »Ist es wirklich so schlimm? Für mich sahen alle so aus, als wollten sie gleich mit dem Wiederaufbau beginnen. Wir sind ziemlich bodenständige Leute hier bei den Zwei Flüssen. Keiner verläßt jemals das Dorf.«

»Rand ...«

»Und wo sollten wir auch hin? Padan Fain sagte, das Wetter sei anderswo genauso schlecht. Er ist ... Er war ... der fahrende Händler. Die Trollocs ...« Rand schluckte und wünschte sich, Thom Merrilin hätte ihm nicht erzählt, was Trollocs aßen. »Meiner Meinung nach ist es das beste, wir bleiben hier, wo wir hingehören, zwischen den Zwei Flüssen, und bauen alles wieder auf. Die Saat ist im Boden, und bald ist es warm genug für die Schafschur. Ich weiß nicht, wer damit angefangen hat, daß wir das Dorf verlassen – ich wette, einer der Coplins –, aber wer es auch war ...«

»Schäfer«, unterbrach ihn Lan, »du redest, während du zuhören solltest.«

Er sah beide groß an. Er hatte ziemlich dummes Zeug geredet, das wurde ihm jetzt klar, und einfach weitergesprochen, als sie versuchte, ihm etwas zu erklären. Während eine Aes Sedai zu sprechen versuchte. Er fragte sich, was er sagen sollte, wie er sich entschuldigen konnte, aber Moiraine lächelte in seine Gedanken hinein.

»Ich verstehe dich, Rand«, sagte sie und er hatte das unangenehme Gefühl, daß sie das wirklich tat. »Denk dir nichts dabei.« Ihr Mund spannte sich, und sie schüttelte den

Kopf. »Ich habe das, wie ich sehe, schlecht angepackt. Wahrscheinlich hätte ich mich zuerst ausruhen sollen. Du bist es, der das Dorf verlassen wird, Rand. Du mußt gehen, um deines Dorfes willen.«

»Ich?« Er räusperte sich und versuchte es nochmals. »Ich?« Diesmal klang es ein wenig besser. »Warum muß ich gehen? Ich verstehe das alles nicht. Ich will gar nicht weg.«

Moiraine blickte Lan an, und der Behüter löste die verschränkten Arme. Er sah Rand unter seinem ledernen Stirnband hervor an, und Rand fühlte sich wieder, als werde er auf einer unsichtbaren Waage gewogen. »Hast du gewußt«, fragte Lan plötzlich, »daß einige Häuser nicht angegriffen wurden?«

»Das halbe Dorf liegt in Schutt und Asche«, protestierte er, aber der Behüter wischte den Einwand mit der Hand beiseite.

»Einige Häuser wurden nur angezündet, um Verwirrung zu stiften. Hinterher wurden sie von den Trollocs übersehen, genau wie die Leute, die daraus flohen, sofern sie nicht tatsächlich dem eigentlichen Angriff im Weg standen. Die meisten Leute, die von den entfernteren Höfen hereinkamen, sahen nicht einmal ein Trolloc-Haar und wenn, dann auch nur aus einiger Entfernung. Die meisten wußten nicht einmal, daß etwas los war, bis sie das Zerstörungswerk sahen.«

»Ich habe etwas über Darl Coplin gehört«, sagte Rand langsam. »Ich schätze, er hat es einfach nicht begriffen.«

»Zwei Bauernhöfe wurden angegriffen«, fuhr Lan fort. »Eurer und noch einer. Wegen Bel Tine waren alle, die auf dem anderen Hof wohnen, schon im Dorf. Viele Menschen wurden gerettet, weil der Myrddraal die Bräuche im Gebiet

der Zwei Flüsse nicht kannte. Das Fest und die Winternacht machten es ihm fast unmöglich, seine Aufgabe zu erfüllen, aber das wußte er nicht.«

Rand sah Moiraine an, die sich in ihren Stuhl hineinkuschelte, doch sie schwieg und beobachtete ihn nur und hatte einen Finger an die Lippen gelegt. »Unser Hof und wessen Hof noch?« fragte er schließlich.

»Der Aybara-Hof«, antwortete Lan. »Hier in Emondsfeld griffen sie zuerst die Schmiede an, dann das Haus des Schmieds und dann Meister Cauthons Haus.«

Rands Mund war plötzlich wie ausgetrocknet. »Das ist doch verrückt«, brachte er gerade noch heraus. Dann fuhr er zusammen, als Moiraine sich aufrichtete. »Nicht verrückt, Rand«, sagte sie. »Zielbewußt. Die Trollocs kamen nicht aus Zufall nach Emondsfeld, und was sie taten, das taten sie nicht aus Mordlust und Freude am Niederbrennen, auch wenn sie ihren Spaß daran hatten. Sie wußten, was – oder besser: *wen* – sie suchten. Die Trollocs kamen, um junge Männer eines bestimmten Alters zu fangen oder zu töten, die in der Nähe von Emondsfeld wohnen.«

»Mein Alter?« Rands Stimme zitterte, und es kümmerte ihn nicht einmal. »Licht! Mat. Was ist mit Perrin?«

»Sie leben und sind wohlauf«, versicherte ihm Moiraine, »wenn auch ein bißchen schmutziger.«

»Ban Crawe und Lem Thane?«

»Waren niemals in Gefahr«, sagte Lan. »Zumindest nicht mehr als alle anderen.«

»Aber sie haben den Reiter, den Blassen, auch gesehen, und sie sind im gleichen Alter wie ich.«

»Meister Crawes Haus wurde nicht einmal beschädigt«, sagte Moiraine, »und der Müller mit seiner Familie

verschlief den Angriff, bis sie von dem Lärm geweckt wurden. Ban ist zehn Monate älter als du und Lem acht Monate jünger.« Sie lächelte trocken angesichts seiner Überraschung. »Ich habe dir gesagt, daß ich Fragen stellte. Und ich habe auch gesagt, junge Männer eines *bestimmten* Alters. Du und deine beiden Freunde, ihr seid altersmäßig nur ein paar Wochen auseinander. Euch drei suchte der Myrddraal und niemanden sonst!«

Rand trat nervös von einem Fuß auf den anderen. Es war ihm höchst unangenehm, daß sie ihn so ansahen, als könnten ihre Augen in seinem Hirn lesen und alles wahrnehmen, was darin verborgen lag. »Was können sie von uns wollen? Wir sind nur Bauern, Schäfer.«

»Diese Frage kann in der Gegend der Zwei Flüsse nicht beantwortet werden«, sagte Moiraine ruhig, »doch die Antwort ist wichtig. Das zeigt uns das Auftauchen von Trollocs, wo sie zweitausend Jahre lang nicht mehr gesehen worden waren.«

»Es gibt eine Menge Berichte über Trolloc-Überfälle«, sagte Rand stur. »Wir hatten eben hier noch nie einen. Behüter kämpfen die ganze Zeit über gegen Trollocs.«

Lan schnaubte. »Junge, ich rechne damit, am Rand der Großen Fäule auf Trollocs zu treffen, aber nicht hier, fast sechshundert Tagesmärsche weiter südlich. Das war ein Überfall letzte Nacht, wie ich ihn in Shienar erwarte oder in einem der Grenzlande.«

»In einem von euch«, erklärte Moiraine, »oder in allen dreien sieht der Dunkle König eine Gefahr.«

»Das ... Das ist unmöglich.« Rand stolperte zum Fenster und blickte hinaus auf das Dorf und auf die Menschen, die inmitten der Ruinen arbeiteten. »Es ist mir gleich, was geschehen ist, aber das ist unmöglich.« Etwas auf dem

Grün zog seinen Blick an. Er sah genauer hin und erkannte dann, daß es der angekohlte Stumpf des Frühlingsbaums war. Ein schönes Bel Tine mit einem Krämer, einem Gaukler und Fremden. Er fror bei dem Gedanken und schüttelte energisch den Kopf. »Nein. Nein, ich bin Schäfer. Der Dunkle König kann mich nicht meinen.«

»Es machte große Mühe«, sagte Lan ernst, »so viele Trollocs so weit entfernt einzusetzen, ohne von den Grenzlanden bis Caemlyn und noch weiter Aufsehen zu erregen. Ich wüßte gern, wie sie das fertiggebracht haben. Glaubst du wirklich, sie haben das alles angestellt, nur um ein paar Häuser niederzubrennen?«

»Sie kommen zurück«, fügte Moiraine hinzu.

Rand hatte schon den Mund geöffnet, um Lan zu widersprechen, aber dieser Satz erstickte seine Worte im Ansatz. Er fuhr zu ihr herum. »Zurück? Könnt Ihr sie nicht aufhalten? Ihr habt das doch letzte Nacht auch geschafft, und dabei wurdet Ihr überrascht. Jetzt wißt Ihr, daß sie da sind.«

»Vielleicht«, antwortete Moiraine. »Ich könnte Tar Valon benachrichtigen, um einige meiner Schwestern anzufordern. Sie könnten möglicherweise hier ankommen, bevor wir sie brauchen. Auch der Myrddraal weiß, daß *ich* hier bin, und wird vielleicht deshalb nicht angreifen, zumindest nicht offen, solange er keine Verstärkung bekommt – Myrddraal und Trollocs. Genügend Aes Sedai und Behüter könnten die Trollocs zurückschlagen, obwohl ich nicht sagen kann, wie viele Schlachten wir dazu benötigen würden.«

Eine Vision tanzte ihm durch den Kopf: Emondsfeld völlig niedergebrannt. Alle Bauernhöfe in Schutt und Asche. Und Wachhügel und Devenritt und Taren-Fähre

dazu. Nur Asche und Blut. »Nein«, sagte er, und er fühlte, wie etwas in seinem Innern zerbrach, wie etwas seinem Zugriff entglitt. »Deshalb muß ich fort, nicht wahr? Die Trollocs kommen nicht zurück, wenn ich nicht mehr hier bin.« Eine letzte Spur von Sturheit ließ ihn hinzufügen: »Wenn sie wirklich hinter mir her sind.«

Moiraines Augenbrauen hoben sich, als sei sie überrascht, daß er immer noch nicht überzeugt war, aber Lan sagte: »Möchtest du die Existenz deines Dorfes dafür riskieren, Schäfer? Der ganzen Zwei Flüsse?«

Rands Sturheit verflog. »Nein«, sagte er wieder und fühlte diese Leere in seinem Innern erneut. »Perrin und Mat müssen auch fort, ja?« Die Zwei Flüsse verlassen. Sein Heim und seinen Vater verlassen. Wenigstens würde es Tam besser gehen. Wenigstens könnte er sich von ihm bestätigen lassen, daß alles, was er auf der Haldenstraße gesagt hatte, Unsinn war. »Wir könnten nach Baerlon gehen, denke ich, oder vielleicht sogar nach Caemlyn. Ich habe gehört, daß in Caemlyn mehr Menschen wohnen als im ganzen Gebiet der Zwei Flüsse. Dort wären wir sicher.« Er versuchte zu lachen, doch es klang hohl. »Ich habe früher davon geträumt, Caemlyn zu sehen. Ich hätte nie geglaubt, daß mein Wunsch auf diese Weise erfüllt würde.«

Nach langem Schweigen sagte Lan schließlich: »Ich würde nicht damit rechnen, in Caemlyn wirklich in Sicherheit zu sein. Wenn die Myrddraal dich unbedingt fangen wollen, werden sie auch dort eine Möglichkeit finden. Mauern können einen Halbmenschen nicht lange aufhalten. Und du wärst ein Narr, begriffest du nicht endlich, daß sie wirklich unbedingt deiner habhaft werden wollen.«

Rand hatte geglaubt, die tiefsten Tiefen der Niedergeschlagenheit bereits erreicht zu haben, doch nun wurde es noch ein wenig schlimmer.

»Es gibt einen sicheren Ort«, sagte Moiraine sanft, und Rand spitzte die Ohren. »In Tar Valon wärst du bei den Aes Sedai und den Behütern geborgen. Selbst während der Trolloc-Kriege wagten die Mächte des Dunklen Königs nicht, die Leuchtenden Mauern anzugreifen. Und als sie es dennoch taten, führte dieser eine Versuch zu ihrer größten Niederlage überhaupt. In Tar Valon ist alles Wissen zusammengetragen, das wir Aes Sedai seit der Zeit des Wahns erwarben. Einige Fragmente gehen sogar auf das Zeitalter der Legenden zurück. Wenn überhaupt, dann wirst du in Tar Valon erfahren, warum die Myrddraal nach dir suchen. Warum der Vater der Lügen nach dir verlangt. Das kann ich dir versprechen.«

Eine Reise bis zum fernen Tar Valon war fast unvorstellbar. Eine Reise an einen Ort, an dem er von Aes Sedai umgeben wäre. Natürlich hatte Moiraine Tam geheilt – oder es sah wenigstens so aus –, aber es gab ja noch alle diese Geschichten ... Es war schon unangenehm genug, sich im gleichen Raum mit einer Aes Sedai zu befinden, aber in einer Stadt voll von ihnen? Und immer noch hatte sie ihren Preis nicht genannt. Man mußte immer bezahlen, hieß es in den Geschichten.

»Wie lange wird mein Vater schlafen?« fragte er schließlich. »Ich ... Ich muß es ihm sagen. Er soll nicht aufwachen und erfahren, daß ich weg bin.« Er glaubte, von Lan einen Seufzer der Erleichterung zu hören. Er sah den Behüter neugierig an, doch Lans Gesicht war so ausdruckslos wie immer.

»Es ist unwahrscheinlich, daß er aufwacht, bevor wir

abreisen«, sagte Moiraine. »Ich will bald nach dem völligen Einbruch der Dunkelheit aufbrechen. Selbst ein einziger Tag Aufenthalt könnte sich als tödlich erweisen. Es ist am besten, du hinterläßt ihm eine Botschaft.«

»In der Nacht?« meinte Rand zweifelnd, und Lan nickte.

»Der Halbmensch wird früh genug herausfinden, daß wir weg sind. Wir sollten ihm seine Aufgabe nicht noch erleichtern.«

Rand machte sich an den Decken seines Vaters zu schaffen. Der Weg nach Tar Valon war sehr weit. »In diesem Fall ... In diesem Fall werde ich nun besser gehen und Mat und Perrin suchen.«

»Darum kümmere ich mich.« Moiraine stand energisch auf und legte sich den Umhang mit plötzlich wiederhergestellter Lebhaftigkeit um. Sie legte ihm eine Hand auf die Schulter, und er bemühte sich sehr, nicht zusammenzuzucken. Sie drückte nicht fest zu, doch es war ein eiserner Griff, der ihn so sicher hielt wie der gegabelte Stock die Schlange. »Es ist am besten, wenn wir all das für uns behalten. Verstehst du? Die gleichen Leute, die den Drachenzahn auf die Tür der Schenke kritzelten, könnten uns Schwierigkeiten bereiten, wenn sie Bescheid wüßten.«

»Ich verstehe.« Er atmete erleichtert auf, als sie ihre Hand wegnahm. »Ich lasse dir von Frau al'Vere etwas zu essen bringen«, fuhr sie fort, als habe sie seine Reaktion gar nicht bemerkt. »Dann mußt du schlafen. Es wird eine anstrengende Reise heute nacht, selbst wenn du ausgeruht bist.«

Die Tür schloß sich hinter ihnen, und Rand stand da und blickte auf seinen Vater hinunter. Er sah ihn an und sah doch nichts. Bis zu dieser Minute war ihm nie bewußt gewesen, daß Emondsfeld ebenso ein Teil von ihm war wie

er ein Teil von Emondsfeld. Jetzt wurde es ihm klar, weil er spürte, daß es dieses Gefühl gewesen war, das gerade in ihm zerbrochen war. Nun war er irgendwie vom Dorf getrennt. Der Schäfer der Nacht suchte ihn. Es war unmöglich – er war nur ein Bauer –, aber die Trollocs waren gekommen, und Lan hatte in einer Hinsicht recht: Er durfte nicht die Existenz des Dorfes gefährden, nur aus dem Gefühl heraus, Moiraine könne sich irren. Er konnte es nicht einmal jemandem erzählen; die Coplins würden deswegen bestimmt einen ganz schönen Wirbel veranstalten. Er mußte einer Aes Sedai vertrauen.

»Weck ihn jetzt nicht auf!« sagte Frau al'Vere, als der Bürgermeister die Tür hinter sich und seiner Frau schloß. Unter dem Tuch, das über dem Tablett in ihren Händen lag, duftete es köstlich und warm. Sie stellte es auf der Truhe an der Wand ab und schob Rand energisch vom Bett weg.

»Frau Moiraine hat mir gesagt, was er braucht«, sagte sie sanft, »und dazu gehört nicht, daß du ihm vor Erschöpfung auf den Kopf fällst. Ich habe dir etwas zu essen mitgebracht. Laß es nicht kalt werden.«

»Ich möchte nicht, daß Ihr sie so nennt«, sagte Bran verdrießlich. »Moiraine Sedai ist die korrekte Anrede. Sie könnte böse werden.«

Frau al'Vere tätschelte ihm die Wange. »Überlaß das ruhig mir. Sie und ich, wir haben uns lange unterhalten. Und sprich leise. Wenn du Tam aufweckst, werde ich genauso wild wie Moiraine Sedai.« Sie legte die Betonung auf Moiraines Titel und zog Brans Beharrlichkeit auf diese Art ins Lächerliche. »Ihr beiden steht mir bitte nicht im Weg herum.« Mit einem liebevollen Lächeln in Richtung ihres Mannes wandte sie sich dem Bett und Tam zu.

Meister al'Vere sah Rand verdrossen an. »Sie ist eine

Aes Sedai. Die Hälfte der Frauen im Dorf benimmt sich, als hätte sie einen Sitz im Frauenzirkel, und die andere Hälfte, als wäre sie ein Trolloc. Keine von ihnen scheint zu merken, daß man bei einer Aes Sedai vorsichtig sein muß. Die Männer schauen sie von der Seite her an, aber wenigstens tun sie nichts, um sie herauszufordern.«

Vorsicht! dachte Rand. Es war nicht zu spät dafür, vorsichtig zu werden. »Meister al'Vere«, sagte er langsam, »wißt Ihr, wie viele Bauernhöfe angegriffen wurden?«

»Ich habe nur von zweien gehört, darunter Eurer.« Der Bürgermeister hielt inne, zog die Stirn kraus und zuckte schließlich mit den Achseln. »Wenn man betrachtet, was hier geschehen ist, dann sind das nicht viele. Es sollte mich ja froh stimmen, aber ... Na ja, vielleicht hören wir bis heute abend von weiteren.«

Rand seufzte. Nicht nötig, danach zu fragen, welcher andere Hof es war. »Hier im Dorf, haben sie da ... Ich meine, konnte man an irgendwas erkennen, was sie eigentlich wollten?«

»Wollten, Junge? Ich weiß nicht, ob sie irgendwas Bestimmtes wollten es sei denn, uns alle zu töten. Es war so, wie ich schon sagte. Die Hunde bellten, und Moiraine Sedai und Lan rannten auf die Straße, und dann schrie jemand, Meister Luhhans Haus und die Schmiede stünden in Flammen. Abell Cauthons Haus loderte auf – eigentlich seltsam, es steht ja in der Dorfmitte. Jedenfalls waren dann die Trollocs überall. Nein, ich glaube nicht, daß sie etwas Bestimmtes wollten.« Er lachte kurz und hart, hörte aber nach einem wachsamen Blick auf seine Frau damit auf. Sie drehte sich nicht um. »Um die Wahrheit zu sagen«, fuhr er leiser fort, »schienen sie fast genauso verwirrt wie wir. Ich bezweifle, daß sie erwartet hatten, hier eine Aes Sedai oder

einen Behüter zu finden.«

»Das nehme ich auch an«, sagte Rand mit einer Grimasse.

Wenn Moiraine in dieser Hinsicht also die Wahrheit gesagt hatte, dann stimmte wohl auch der Rest. Ein Augenblick lang überlegte er, ob er den Bürgermeister um Rat bitten solle, aber offensichtlich wußte Meister al'Vere nicht mehr über die Aes Sedai als jeder andere im Dorf. Außerdem traute er sich nicht einmal dem Bürgermeister zu erzählen, was sich wirklich abspielte – was Moiraine behauptete. Er wußte nicht, wovor er sich mehr fürchtete: ausgelacht zu werden oder daß ihm geglaubt wurde. Er rieb seinen Daumen am Griff von Tams Schwert. Sein Vater war draußen in der Welt gewesen; er mußte mehr über die Aes Sedai wissen als der Bürgermeister. Aber wenn Tam tatsächlich außerhalb der Zwei Flüsse gewesen war, konnte dann nicht auch das, was er im Westwald gesagt hatte ... Er strich sich mit beiden Händen durchs Haar und ließ den Gedankengang unvollendet.

»Du brauchst Schlaf, Junge«, sagte der Bürgermeister.

»Das stimmt«, fügte Frau al'Vere hinzu. »Du fällst ja beinahe von den Füßen.«

Rand blinzelte sie erstaunt an. Er hatte nicht einmal bemerkt, daß sie sich von seinem Vater abgewandt hatte. Er brauchte wirklich Schlaf; schon der bloße Gedanke ließ ihn gähnen.

»Du kannst das Bett im Nebenzimmer haben«, sagte der Bürgermeister. »Das Feuer ist schon angezündet.«

Rand sah seinen Vater an. Tam schlief noch fest. Er mußte daraufhin wieder gähnen. »Ich bleibe lieber hier drinnen, wenn es Euch nichts ausmacht. Falls er aufwacht.«

Was Krankenzimmer betraf, hatte Frau al'Vere das

Sagen, und der Bürgermeister überließ ihr die Entscheidung. Sie zögerte nur einen Moment, bevor sie nickte. »Aber laß ihn von allein aufwachen. Wenn du ihn im Schlaf störst ...« Er versuchte, ihr zu sagen, er werde ihn nicht stören, aber die Worte wurden von einem erneuten Gähnen erstickt. Sie schüttelte lächelnd den Kopf. »Du wirst selbst im Nu einschlafen. Wenn du schon hierbleiben willst, dann roll dich dort am Feuer ein. Und trink ein wenig von der Rindfleischbrühe, bevor du die Augen schließt.«

»Werde ich«, sagte Rand. Er hätte alles getan, um in diesem Zimmer zu bleiben. »Und ich werde ihn nicht wecken.«

»Das will ich hoffen«, sagte Frau al'Vere fest, aber nicht unfreundlich. »Ich bringe dir ein Kopfkissen und ein paar Decken.«

Als sich die Tür endlich hinter ihnen schloß, zog Rand den einzigen Stuhl des Zimmers hinüber zu Tams Bett und setzte sich so hin, daß er Tam beobachten konnte. Es war ja schön und gut, wenn Frau al'Vere von Schlafen sprach – sein Kiefer knackte, als er ein weiteres Gähnen unterdrückte –, aber jetzt konnte er noch nicht einschlafen. Tam wachte vielleicht jeden Moment auf und würde dann möglicherweise nur ganz kurz wach bleiben. Wenn das geschah, mußte Rand für ihn da sein.

Er verzog das Gesicht und drehte sich auf dem Stuhl ein wenig herum. Er drückte den Schwertgriff von den Rippen weg. Er hatte ein schlechtes Gewissen, unbedingt jemandem erzählen zu wollen, was Moiraine ihm erzählt hatte, aber dies war schließlich Tam. Dies war ... Ohne es zu bemerken, schob sich sein Kinn entschlossen vor. *Mein Vater. Ich kann meinem Vater erzählen, was ich will.*

Er verdrehte sich noch ein bißchen mehr auf dem Stuhl und legte den Kopf zurück auf die Lehne. Tam war sein Vater, und niemand konnte ihm befehlen, was er seinem Vater zu erzählen oder nicht zu erzählen hatte. Er mußte nur wach bleiben, bis Tam erwachte. Er mußte nur ...

KAPITEL 9

Was das Rad sagt ...

Rands Herz raste, weil er so schnell rannte. Voller Grauen starrte er auf die kahlen Hügel, die ihn umgaben. Dies war kein Ort, an dem der Frühling nur sehr spät einzog; hier hatte es nie einen Frühling gegeben, und es würde nie Frühling werden. Nichts wuchs in der kalten Krume, die unter seinen Stiefeln knirschte; nicht einmal kleine Flechten zeigten sich. Er stolperte vorbei an Felsbrocken, die zweimal so hoch waren wie er. Die Steine waren mit Staub überzogen, als hätte sie noch nie ein Regentropfen berührt. Die Sonne war ein angeschwollener blutroter Feuerball, feuriger noch als am heißesten Sommertag, und hell genug, um ihm die Augen zu versengen, und sie hob sich grell vom bleiernen Kessel des Himmels ab, an dem von Horizont zu Horizont scharf umrissene silberne und schwarze Wolken einherrollten und kochten. Trotz der vielen wirbelnden Wolken war jedoch kein Hauch einer Brise über dem Land zu spüren, und trotz der bösartigen Sonne brannte die Luft vor Kälte wie im tiefsten Winter.

Rand blickte beim Rennen oft über die Schulter zurück, doch er konnte seine Verfolger nicht sehen. Nur öde Hügel und zerklüftete schwarze Berge. Aus vielen dieser Erhebungen stiegen hohe schwarze Rauchsäulen, die sich mit den einherschwellenden Wolken vereinten. Zwar konnte er seine Jäger nicht sehen, doch er hörte sie, wie sie hinter ihm herheulten. Kehlige Stimmen schrien ihre Jagdlust heraus, heulten in Vorfreude auf das Blut, das bald

fließen würde. Trollocs. Sie kamen näher, und seine Kraft war beinahe am Ende.

In verzweifelter Eile kletterte er zur Spitze eines scharfkantigen Grats hinauf und fiel dort mit einem Ächzen auf die Knie. Unter ihm befand sich eine steile Felswand, eine tausend Fuß hohe Klippe, die in eine riesige Schlucht abstürzte. Dicke Nebelschwaden bedeckten den Boden der Schlucht. Die dichte graue Masse rollte in zornigen Wellen, schlug gegen die Klippe unter ihm und brach sich daran, doch viel langsamer, als sich je eine Welle im Ozean bewegt hatte. Nebelfetzen glühten für einen Augenblick rot auf, als flammten unter ihnen große Feuer, und dann erstarb die Glut wieder. Donner grollte in den Tiefen der Schlucht, und Blitze zuckten durch das Grau. Manchmal zuckten die Blitze nach oben gen Himmel.

Es war nicht die Schlucht selbst, die ihm die Kraft aussaugte und die verbleibende Leere mit Hilflosigkeit füllte. Aus dem Mittelpunkt des zornigen Wolkengewühls erhob sich ein Berg, höher als alle, die er je in den Verschleierten Bergen gesehen hatte, ein Berg, so schwarz wie der Verlust aller Hoffnung. Diese düstere Steinspitze, ein Dolch, der den Himmel erstach, war der Ursprung seines Verderbens. Er hatte ihn nie zuvor gesehen, aber er wußte es. Die Erinnerung daran entschlüpfte ihm wie Quecksilber, als er sie zu fassen versuchte, aber sie war vorhanden. Er wußte, daß sie da war.

Unsichtbare Finger berührten ihn, zupften an seinen Armen und Beinen, versuchten, ihn zu dem Berg hinzuziehen. Sein Körper zuckte, bereit, zu gehorchen. Arme und Beine versteiften sich ihm, als könne er seine Finger und Zehen in den Stein eingraben. Geisterfäden wickelten sich um sein Herz, zogen ihn, riefen ihn hin zu

dem aufragenden Berg.

Tränen rannen ihm über das Gesicht, und er sackte zu Boden. Er fühlte, wie sein Wille zerrann wie Wasser aus einem löchrigen Eimer. Nur ein wenig länger, und er würde gehen, wohin er gerufen wurde. Er würde gehorchen und tun, was man ihm befahl. Plötzlich entdeckte er ein weiteres Gefühl: Zorn. Schieb ihn, zieh ihn – er war doch kein Schaf, das man zum Pferch trieb. Der Zorn verknotete sich in ihm, und er klammerte sich daran, wie er sich in der Flut an ein Floß geklammert hätte.

Diene mir, flüsterte eine Stimme in seinen gelähmten Verstand hinein. Eine wohlbekannte Stimme. Wenn er genau genug hinhörte, da war er sicher, würde er sie erkennen. *Diene mir*. Er schüttelte den Kopf in dem Versuch, die Stimme loszuwerden. *Diene mir!* Er schwang die Faust in Richtung auf den schwarzen Berg zu. »Das Licht verschlinge dich, Shai'tan!«

Plötzlich lag der Geruch des Todes in der Luft. Eine Gestalt ragte über ihm auf mit einem Mantel von der Farbe getrockneten Blutes, eine Gestalt mit einem Gesicht ... Er wollte das Gesicht nicht sehen, das auf ihn herunterblickte. Er wollte nicht an dieses Gesicht denken. Es tat weh, daran zu denken, verbrannte seinen Verstand zu Asche. Eine Hand streckte sich nach ihm aus. Es war ihm gleich, ob er über die Kante des Abgrunds fiel. Er warf sich aus dem Weg dieser Hand. Er mußte weg. Weit weg. Er fiel, schlug in der Luft um sich, wollte schreien und hatte den Atem dazu nicht. Er bekam keine Luft mehr.

Mit einem Mal war er nicht mehr in dem unfruchtbaren Land und fiel auch nicht mehr. Seine Stiefel trampelten über winterbraunes Gras, das wie ein Blumenteppich wirkte. Er lachte beinahe vor Glück, als er vereinzelte

Bäume und Büsche sah, obwohl sie kahl waren; Punkte auf einer welligen Ebene, die ihn nun umgab. In einiger Entfernung ragte ein einzelner Berg auf, der Gipfel zerbrochen und gespalten, doch dieser Berg strahlte weder Angst noch Verzweiflung aus. Es war einfach ein Berg, wenn er auch ziemlich fehl am Platz wirkte, da kein weiterer Berg sichtbar war.

Ein breiter Strom floß vor dem Berg vorbei, und auf einer Insel in der Mitte dieses Stroms stand eine Stadt wie aus der Erzählung eines Gauklers, eine Stadt, eingeschlossen von hohen Mauern, die unter der warmen Sonne weiß und silbern glänzten. Erleichterung und Freude erfaßten ihn, als er sich den Mauern näherte. Er wußte irgendwie, daß er dahinter Ruhe und Geborgenheit finden würde. Beim Näherkommen entdeckte er himmelsstürmende Türme, viele von ihnen durch erstaunliche Stege miteinander verbunden. Hohe Brücken schwangen sich von beiden Flußufern zu der Inselstadt. Sogar aus dieser Entfernung erkannte er das kunstvoll durchbrochene Gemäuer der Pfeiler. Es schien zu zerbrechlich, um der starken Strömung zu widerstehen, die unter ihnen hinweg rauschte. Jenseits dieser Brücken lag die Sicherheit. Zuflucht.

Plötzlich rann ihm ein Schauer durch die Gebeine, seine Haut wurde eisig klamm und die ihn umgebende Luft modrig und feucht. Ohne zurückzublicken, rannte er los, rannte weg vor dem Verfolger, dessen eisige Finger seinen Rücken streiften und an seinem Umhang zupften, rannte weg vor der lichtfressenden Gestalt mit dem Gesicht, das ... Er konnte sich an das Gesicht nicht erinnern, sah es nur als eine Maske des Schreckens. Er wollte sich nicht an das Gesicht erinnern. Er rannte, und der Boden glitt unter

seinen Füßen davon, wellige Hügel und flache Ebene ... Und er wollte heulen wie ein übergeschnappter Hund. Die Stadt entfernte sich von ihm. Je schneller er rannte, desto weiter weg trieben die leuchtenden weißen Mauern und die Sicherheit. Sie wurde kleiner und kleiner, bis nur ein blasser Fleck am Horizont übrig war. Die kalte Hand seines Verfolgers griff nach seinem Kragen. Er wußte: Berührten ihn diese Finger, dann würde er dem Wahn verfallen. Oder noch schlimmer. Viel schlimmer. Und in dem Moment, als ihn dieses Bewußtsein überfiel, stolperte und stürzte er ...

»Neeeiiin!« schrie er ...

... und japste, als er auf die Pflastersteine aufschlug, daß ihm die Luft wegblieb. Erstaunt stand er auf. Er stand in der Auffahrt zu einer jener wundervollen Brücken, die er gesehen hatte, wie sie den Strom überspannten. Lächelnde Menschen gingen auf beiden Seiten an ihm vorbei, Menschen, die in so viele verschiedene Farben gekleidet waren, daß er an ein Feld wild wachsender Blumen erinnert wurde. Einige von ihnen sprachen ihn an, doch er verstand sie nicht, obwohl die Worte klangen, als sollte er sie verstehen. Aber die Gesichter waren freundlich, und die Menschen winkten ihm zu, er solle weitergehen – über die Brücke mit den kunstvoll verzierten Steingeländern und weiter zu den leuchtenden, mit Silber durchsetzten Mauern und den Türmen dahinter. In die Sicherheit, die auf ihn wartete.

Er schloß sich der Menge an, die über die Brücke und durch breite Tore und wuchtige hohe Mauern in die Stadt strömte. Drinnen fand er ein Wunderland, wo das unscheinbarste Gebäude noch wie ein Palast wirkte. Es war, als habe man den Erbauern aufgetragen, Stein und Ziegel und Platte zu ergreifen und damit Schönheit zu

erschaffen, die sterblichen Menschen den Atem raubte. Kein Gebäude, kein Denkmal, das er nicht mit großen Augen anstarrte. Musik erfüllte die Straßen, hundert verschiedene Lieder, und alle vereinten sich mit dem Lärm der Menge in einer großartigen, freudigen Harmonie. Die Düfte süßer Parfüme und beißender Gewürze, wundervoller Speisen und Myriaden von Blumen trieben durch die Luft, als habe sich jeder Wohlgeruch der Welt hier versammelt.

Die Straße, über die er die Stadt betreten hatte, breit und mit glatten grauen Steinen gepflastert, erstreckte sich kerzengerade vor ihm bis ins Zentrum der Stadt. An ihrem Ende ragte ein Turm auf, der breiter und höher war als alle anderen in der Stadt. Er war so weiß wie frisch gefallener Schnee. In diesem Turm lagen seine Sicherheit und das Wissen, das er suchte. Aber diese Stadt war so grandios, wie er es sich nie erträumt hatte. Bestimmt machte es nichts, wenn er den Gang zum Turm nur ein wenig hinauszögerte. Er bog in eine engere Straße ein, wo Jongleure zwischen Ständen mit fremdartigem Obst ihre Kunst zeigten.

Vor ihm am Ende dieser Straße lag ein schneeweißer Turm. Derselbe Turm. Ein Weilchen noch, dachte er und umrundete eine weitere Ecke. Auch am entfernten Ende dieser Straße lag der weiße Turm. Stur bog er erneut ab und dann wieder, und jedesmal fiel sein Blick auf den Alabasterturm. Er drehte sich um, wollte wegrennen – und hielt inne. Vor ihm – der weiße Turm. Er fürchtete sich davor, über die Schulter zurückzublicken, weil er Angst hatte, der Turm werde sich auch dort zeigen. Die Gesichter um ihn herum waren immer noch freundlich, doch nun erfüllt von zerschmetterter Hoffnung, Hoffnung, die er

enttäuscht hatte. Immer noch bedeuteten ihm die Leute, weiterzugehen, gestikulierten bittend. Zum Turm hin. In ihren Augen stand verzweifelte Not, und nur er konnte sie lindern, nur er konnte sie retten. Also gut, dachte er. Schließlich wollte er ja sowieso zu diesem Turm gehen. Gleich nachdem er den ersten Schritt vorwärts getan hatte, verschwand die Enttäuschung von den Gesichtern der Umstehenden und wandelte sich zu einem Lächeln. Sie gingen mit ihm mit, und kleine Kinder streuten Blütenblätter vor ihm aus. Er blickte sich verwirrt um, da er sich fragte, für wen wohl die Blumen bestimmt seien, doch hinter ihm befanden sich nur weitere lächelnde Menschen, die ihm bedeuteten, weiterzugehen. *Sie müssen für mich sein*, dachte er und staunte darüber, daß ihm das plötzlich gar nicht mehr eigenartig vorkam. Das Staunen hielt sich einen Moment und verflog dann; alles war so, wie es sein sollte.

Zuerst begann einer dieser Menschen zu singen, dann ein anderer, und schließlich vereinigten sich alle Stimmen zu einer wunderbaren Hymne. Er konnte die Worte immer noch nicht verstehen, aber mindestens ein Dutzend ineinander verwobener Melodien sang von Freude und Rettung. Musikanten tollten durch die sich vorwärtsschiebende Menge und ergänzten die Hymne mit Flöten-, Harfen- und Trommelklängen. Alle die Lieder, die er vorher gehört hatte, gingen in diese neue Harmonie über. Mädchen tanzten um ihn herum, legten ihm Girlanden aus süßduftenden Blumen über und wanden sie um seinen Hals. Sie lächelten ihn an. Ihre Freude schwoll mit jedem Schritt, den er tat. Er konnte nicht anders als zurückzulächeln. Seine Füße wollten sich ihrem Tanz anschließen, und kaum hatte er daran gedacht, da tanzte er

auch schon, und seine Schritte kamen so sicher, als kenne er sie bereits seit seiner Geburt. Er warf den Kopf in den Nacken und lachte; seine Schritte waren beschwingter als je zuvor, wenn er mit ... Er konnte sich an den Namen nicht erinnern aber es erschien ihm auch nicht wichtig.

Es ist dein Schicksal, flüsterte eine Stimme in seinem Kopf, und das Flüstern war wie ein Teil des gesamten Lobgesangs um ihn herum.

Wie ein Zweig, der vom Schaumkamm einer Woge getragen wird, schwemmte ihn die Menge auf einen riesigen Platz im Stadtzentrum, und zum ersten Mal sah er, daß sich der weiße Turm aus einem großen hellen Marmorpalast erhob, der weniger gebaut als vielmehr von einem Bildhauer geformt erschien, mit elegant geschwungenen Wänden, schwellenden Kuppeln und graziösen Türmchen, die nach dem Himmel griffen. Vor Ehrfurcht stockte ihm der Atem. Breite Treppen aus kantig geformtem Stein führten vom Platz aus hoch, und die Menschen blieben am Fuß dieser Treppen stehen, doch ihr Lied schwoll immer stärker an. Die andächtigen Stimmen trugen seine Füße empor. *Dein Schicksal*, flüsterte die Stimme eifrig und eindringlich.

Er tanzte nicht mehr, blieb aber keineswegs stehen. Ohne Zögern schritt er die Treppen hinauf. Er gehörte hierher.

Die massiven Türflügel am oberen Ende der Treppe waren mit Runen bedeckt, dermaßen verflochtenen und feinen Gravierungen, daß er sich keine Klinge vorstellen konnte, die fein genug wäre, um das fertigzubringen. Das Tor öffnete sich, und er schritt hinein. Die Türflügel schlossen sich mit einem Donnerhall hinter ihm.

»Wir haben auf dich gewartet«, zischte der Myrddraal.

Rand schnellte hoch, schnappte nach Luft und zitterte, die Augen weit aufgerissen. Tam schlief noch in seinem Bett. Langsam beruhigte sich Rands Atem. Halbverglühte Holzscheite loderten im Kamin. Um sie herum war ein schöner Ring aus Kohle aufgehäuft; jemand mußte das getan haben, während er schlief. Zu seinen Füßen lag eine Decke, die ihm beim Hochschnellen heruntergefallen war. Auch die provisorische Bahre war verschwunden, und die Umhänge waren ordentlich an der Tür aufgehängt worden. Mit einer immer noch zitternden Hand wischte er sich kalten Schweiß von der Stirn. Er fragte sich, ob es den Dunklen König auch dann auf ihn aufmerksam machen könne, wenn er ihn im Schlaf nannte und nicht im wachen Zustand.

Draußen dämmerte es, der Mond stand rund und fett hoch am Himmel, und über den Verschleierten Bergen glitzerten die Abendsterne. Er hatte den Tag verschlafen. Er rieb sich über einen schmerzenden Fleck an der Seite. Offensichtlich war er eingeschlafen, obwohl ihn der Schwertgriff in die Rippen drückte. Das und ein leerer Magen und die ereignisreiche Nacht zuvor: kein Wunder, wenn er Alpträume hatte.

Sein Magen knurrte, und so stand er steif auf und trat zum Tisch, auf dem Frau al'Vere das Tablett abgestellt hatte. Er zog das weiße Tuch beiseite. Obwohl er einige Zeit geschlafen hatte, war die Rindfleischbrühe noch warm, genau wie das Brot mit seiner knusprigen Rinde. Es wurde ihm schnell klar, was Frau al'Vere getan hatte: Das Tablett war ausgetauscht worden. Wenn sie einmal beschlossen hatte, daß jemand eine warme Mahlzeit brauchte, dann gab sie nicht auf, bis man sie gegessen hatte.

Er trank ein wenig Brühe, legte rasch Fleisch und Käse zwischen zwei Scheiben Brot und stopfte sich alles in den Mund. Zwischen den ersten großen Bissen ging er zum Bett zurück. Frau al'Vere hatte sich offensichtlich auch um Tam gekümmert. Er war ausgezogen worden. Seine Kleider lagen nun sauber und zusammengelegt auf dem Nachttisch, und eine Decke war ihm bis unter das Kinn hochgezogen worden. Als Rand die Stirn seines Vaters berührte, öffnete Tam die Augen. »Da bist du ja, Junge. Marin hat mir gesagt, daß du hier bist, aber ich war noch nicht einmal in der Lage, mich aufzusetzen, um nach dir zu sehen. Sie sagte, du seist zu müde, und sie könne dich nicht wecken, nur damit ich dich sehe. Selbst Bran kann da nichts ausrichten, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat.«

Tams Stimme klang schwach, doch sein Blick war klar und ruhig. *Die Aes Sedai hatte recht*, dachte Rand. Genügend ausgeruht wird er auch wieder ganz gesund. »Kann ich dir etwas zu essen holen? Frau al'Vere hat ein Tablett dagelassen.«

»Sie hat mich bereits gefüttert ... Falls man das so nennen kann. Gab mir nur ein wenig Brühe. Wie kann ein Mann Alpträume meiden, wenn er nichts als Brühe im ...« Tam befreite eine Hand aus der Decke und berührte das Schwert an Rands Hüfte. »Dann war es kein Traum. Als Marin mir sagte, ich sei krank, dachte ich, ich sei ... Aber du bist in Ordnung. Das ist die Hauptsache. Was ist mit dem Hof?«

Rand holte tief Luft. »Die Trollocs haben die Schafe getötet. Ich glaube, auch die Kuh, na ja, und das Haus muß gesäubert werden.« Er brachte ein schwaches Lächeln zustande. »Wir hatten mehr Glück als andere. Sie haben

das halbe Dorf niedergebrannt.«

Er erzählte Tam alles, was geschehen war – oder zumindest das meiste. Tam hörte genau zu und schoß manche Frage auf ihn ab. So mußte er ihm wohl oder übel erzählen, daß er aus dem Wald nochmals zum Haus zurückgekehrt war, und das brachte ihr Gespräch auf den Trolloc, den er getötet hatte. Er mußte ihm erzählen, daß Nynaeve behauptet hatte, er werde sterben, um zu erklären, warum die Aes Sedai ihn behandelt hatte statt der Seherin. Tam machte große Augen, als er das hörte: eine Aes Sedai in Emondsfeld. Aber Rand fand es nicht notwendig, jeden Schritt ihrer Flucht vom Hof zu erklären, seine Ängste zu schildern oder den Myrddraal auf der Straße zu erwähnen. Und ganz bestimmt nicht seine Alpträume, als er neben dem Bett schlief. Er sah insbesondere auch keinen Grund, Tams Fiebergestammel zu wiederholen. Noch nicht. Aber Moiraines Geschichte zu erzählen, ließ sich natürlich nicht vermeiden.

»Das ist nun eine Geschichte, auf die selbst ein Gaukler stolz sein könnte«, murmelte Tam, als Rand fertig war. »Was wollen die Trollocs mit euch Jungen anfangen? Oder – das Licht helfe uns – der Dunkle König?«

»Glaubst du, sie lügt? Meister al'Vere sagt, sie habe die Wahrheit gesagt, daß nur zwei Bauernhöfe überfallen wurden. Und was sie über Meister Luhhans und Meister Cauthons Haus sagte.«

Einen Augenblick lang lag Tam schweigend da, bevor er bat: »Erzähl mir genau, was sie gesagt hat. Ihre eigenen Worte, bitte, so wie sie es ausgedrückt hat!«

Rand rang nach Worten. Wer erinnert sich schon jemals an die *genauen* Worte, die er gehört hatte? Er kaute auf der Lippe herum und kratzte sich am Kopf und brachte es

schließlich Stückchen für Stückchen heraus, so gut er sich eben erinnern konnte. »An mehr kann ich mich nicht erinnern«, schloß er. »Bei einigem bin ich nicht ganz sicher, ob sie es wirklich genau so ausgedrückt hat, aber zumindest entspricht es ihren Worten.«

»Ist schon in Ordnung. Siehst du, Junge, die Aes Sedai haben viele Tricks auf Lager. Sie lügen nicht, jedenfalls nicht direkt, aber was dir eine Aes Sedai als Wahrheit erzählt, ist nicht immer das, was du glaubst. Du mußt vorsichtig sein.«

»Ich habe die Geschichten auch gehört«, gab Rand zurück. »Ich bin doch kein Kind.«

»Nein, bist du nicht.« Tam seufzte tief und zuckte dann die Achseln. »Trotzdem sollte ich mitkommen. Die Welt außerhalb der Zwei Flüsse ist ganz anders als Emondsfeld.«

Das war nun eine Gelegenheit, Tam zu fragen, ob er wirklich schon draußen gewesen sei und was Rand sonst noch auf der Seele brannte, doch er nahm sie nicht wahr. Statt dessen brachte er den Mund vor Staunen nicht zu. »Einfach so? Ich dachte, du würdest versuchen, mir das auszureden. Ich dachte, du würdest mir hundert Gründe nennen, warum ich nicht gehen soll.« Ihm wurde klar, daß er gehofft hatte, Tam werde hundert gute Gründe dafür nennen.

»Vielleicht keine hundert«, sagte Tam schnaubend, »aber ein paar sind mir schon eingefallen. Nur spielen die keine große Rolle. Wenn Trollocs hinter dir her sind, bist du in Tar Valon sicherer, als du es hier je sein könntest. Denk nur daran, mißtrauisch zu bleiben. Aes Sedai tun manches aus Gründen, die nicht immer dasselbe bedeuten, was du glaubst.«

»Das hat der Gaukler auch gesagt«, sagte Rand langsam.

»Dann weiß er, wovon er spricht. Du hörst genau zu, denkst gut nach und hältst deine Zunge im Zaum. Das ist ein guter Rat in bezug auf alles, was du außerhalb der Zwei Flüsse antriffst und ganz speziell, was die Aes Sedai betrifft. Und die Behüter. Erzähl Lan etwas, und du hast es auch Moiraine erzählt. Wenn er ein Behüter ist, dann ist er ihr so sicher zugeschworen, wie die Sonne heute morgen aufging, und er wird nicht viel, wenn überhaupt etwas vor ihr geheimhalten.«

Rand wußte wenig über das Zuschwören eines Behüters mit einer Aes Sedai, obwohl es eine wichtige Rolle in jeder Geschichte über die Behüter spielte. Es hatte etwas mit der Macht zu tun, so etwas wie ein Geschenk an den Behüter oder vielleicht auch irgendein Austausch. Den Geschichten nach hatten die Behüter jede Menge Vorteile davon. Ihre Wunden heilten schneller als bei anderen Menschen, und sie konnten länger ohne Essen oder Wasser oder Schlaf auskommen. Man nahm auch an, sie könnten Trollocs spüren, wenn sie nahe genug waren, oder auch andere Kreaturen des Dunklen Königs, und das erklärte auch, warum Lan und Moiraine versucht hatten, das Dorf vor dem Angriff zu warnen. Was die Aes Sedai davon hatten, darüber schwiegen die Geschichten, aber er konnte nicht glauben, daß sie keinen Vorteil aus dieser Verbindung zogen.

»Ich werde aufpassen«, sagte Rand. »Doch wüßte ich gern, warum. Es ergibt alles keinen Sinn. Warum ich? Warum wir?«

»Ich möchte es auch gern wissen, Junge. Blut und Asche, ich möchte es wirklich wissen!« Tam seufzte tief. »Na ja, man kann ein ausgeschlagenes Ei nicht wieder in

die Schale zurückstecken. Wie bald mußt du weg? Ich bin in ein oder zwei Tagen wieder auf den Beinen ...«

»Moiraine ... Die Aes Sedai sagt, daß du im Bett bleiben mußt. Wochenlang, meinte sie.« Tam öffnete den Mund, doch Rand fuhr fort. »Und sie hat mit Frau al'Vere darüber gesprochen.«

»Oh? Na ja, vielleicht kann ich Marin doch kleinkriegen.« Allerdings klang Tams Stimme nicht sehr hoffnungsvoll. Er sah Rand scharf an. »Die Art, wie du eine klare Antwort vermieden hast, bedeutet wahrscheinlich, daß du bald weg mußt. Morgen? Oder heute nacht?«

»Heute nacht«, sagte Rand leise, und Tam nickte traurig.

»Ja. Also, wenn es schon sein muß, dann darfst du dich nicht aufhalten. Aber in bezug auf die ›Wochen‹ ist noch nicht das letzte Wort gesprochen.« Er zupfte eher ratlos als kraftvoll an seiner Decke herum. »Vielleicht komme ich sowieso in ein paar Tagen nach. Hole dich unterwegs ein. Wir werden ja sehen, ob mich Marin im Bett festhalten kann, wenn ich aufstehen will.«

Jemand klopfte an die Tür, und Lan steckte den Kopf herein. »Sag schnell auf Wiedersehen, Schäfer, und komm! Es könnte Schwierigkeiten geben.«

»Schwierigkeiten?« fragte Rand, und der Behüter knurrte ihn ungeduldig an. »Mach schnell!«

Hastig schnappte Rand sich seinen Umhang. Er wollte das Schwert abschnallen, doch Tam erhob Einspruch.

»Behalt es! Du wirst es vielleicht nötiger brauchen als ich, obwohl, so das Licht es will, vielleicht keiner von uns so etwas braucht. Paß auf dich auf, Junge! Verstanden?«

Rand überhörte Lans fortgesetztes Knurren und beugte sich über Tam. Sie nahmen sich in die Arme. »Ich komme

zurück. Das verspreche ich dir.«

»Natürlich kommst du wieder.« Tam lachte. Er erwiderte die Umarmung schwach und klopfte Rand schließlich auf den Rücken. »Das weiß ich. Und wenn du zurückkehrst, werde ich doppelt so viele Schafe haben, die du dann hüten mußt. Jetzt geh aber, bevor dieser Bursche durchdreht.«

Rand rang nach Worten, um die Frage zu formulieren, die er eigentlich nicht hatte stellen wollen, aber Lan kam ins Zimmer, packte ihn am Arm und zog ihn hinaus in den Flur. Der Behüter hatte sich ein mit Metallschuppen bedecktes graugrünes Wams übergezogen. Seine Stimme klang rauh vor Ärger.

»Wir müssen uns beeilen! Verstehst du das Wort *Schwierigkeiten* nicht?«

Draußen wartete Mat. Er hatte Mantel und Umhang an und trug seinen Bogen. An seiner Hüfte hing ein Köcher. Er trippelte ängstlich hin und her und sah immer wieder zur Treppe hinüber. Sein Blick schien eine Mischung aus Ungeduld und Angst auszudrücken. »Das ist nicht ganz so wie in den Geschichten, Rand, oder?« fragte er heiser.

»Welche Schwierigkeiten denn?« wollte Rand wissen, aber statt zu antworten, rannte der Behüter voraus und nahm immer zwei Stufen auf einmal. Mat hetzte ihm hinterher, nachdem er Rand mit einer schnellen Bewegung bedeutet hatte, ihnen zu folgen.

Er rannte los, wobei er sich auch noch den Umhang über den Kopf zog. Unten holte er sie ein. Der Schankraum war nur schwach beleuchtet; die Hälfte der Kerzen war ausgebrannt, und die andere Hälfte flackerte nur noch. Der Raum war leer. Mat stand neben einem Fenster und spähte hinaus, als wolle er von draußen nicht gesehen werden. Lan

öffnete die Tür einen Spalt und blickte in den Hof hinaus.

Er fragte sich, wonach sie Ausschau hielten, und gesellte sich zu ihnen. Der Behüter raunte ihm zu, er solle vorsichtig sein, aber er öffnete die Tür ein wenig weiter, damit Rand auch hinaussehen konnte.

Zuerst war er sich nicht sicher, was da draußen wirklich geschah. Männer aus dem Dorf, drei Dutzend etwa, hatten sich neben dem ausgebrannten Gestell des Krämerwagens versammelt. Die Fackeln, die sie trugen, verdrängten die Nacht. Moiraine stand ihnen gegenüber, der Schenke den Rücken zugekehrt, und stützte sich scheinbar unbeteiligt auf ihren Wanderstock. Hari Coplin stand mit seinem Bruder Darl und Bili Congar etwas den anderen entfernt. Auch Cenn Buie war da. Er blickte ziemlich unglücklich drein. Rand war überrascht, als er sah, wie Hari Moiraine mit der Faust bedrohte.

»Verlaßt Emondsfeld!« rief der Bauer mit dem mürrischen Gesicht. Ein paar Stimmen aus der Menge unterstützten ihn, aber nur zögernd, und niemand drängte sich vor. Sie hatten den Mut, sich innerhalb einer Menschenmenge einer Aes Sedai zu stellen, aber keiner wollte ihr allein gegenüberstehen. Keiner Aes Sedai, die auch noch Grund hatte, sich angegriffen zu fühlen.

»Ihr habt diese Ungeheuer hergebracht!« brüllte Darl. Er schwenkte eine Fackel über dem Kopf, und man hörte Rufe wie: »Ihr habt sie hergebracht!« und »Es ist Eure Schuld!« Der lauteste Schreier war sein Vetter Bili.

Hari stieß Cenn Buie mit dem Ellbogen, und der alte Dachdecker spitzte die Lippen, wobei er ihn von der Seite her böse ansah. »Diese Dinger ... diese Trollocs sind erst aufgetaucht, nachdem Ihr hierher kamt«, murmelte Cenn, gerade laut genug, um noch hörbar zu sein. Er drehte den

Kopf mürrisch von Seite zu Seite, als wünsche er sich irgendwo anders hin und suche nach einem Weg, dorthin zu kommen. »Ihr seid eine Aes Sedai. Wir wollen keine von Euch hier bei den Zwei Flüssen. Aes Sedai bringen Unglück mit sich. Wenn Ihr bleibt, wird es nur noch schlimmer.«

Seine Rede rief keine Reaktion in den Reihen der versammelten Dorfbewohner hervor, und so blickte Hari enttäuscht und grimmig drein. Plötzlich riß er Darl die Fackel aus der Hand und schwenkte sie in ihre Richtung. »Geht fort!« schrie er. »Oder wir brennen Euch hinaus!«

Eisiges Schweigen folgte. Nur das Schlurfen von Füßen war hörbar, als sich die Männer zurückzogen. Die Leute von den Zwei Flüssen konnten sich zur Wehr setzen, wenn man sie angriff, aber Gewaltanwendung war nicht üblich, und es lag ihnen fern, Menschen zu bedrohen. Höchstens daß einer mal die Faust schwenkte. Cenn Buie, Bili Congar und die Coplins standen ganz allein vor den anderen. Bili machte den Eindruck, als wollte er sich auch am liebsten zurückziehen.

Hari schreckte leicht zusammen, als er merkte, wie wenig Unterstützung er bekam, aber er erholte sich schnell. »Geht fort!« schrie er wieder. Darl tat es ihm nach und schließlich, etwas leiser, auch Bili. Hari sah die anderen böse an. Die meisten in der Menge mieden seinen Blick.

Plötzlich traten Bran al'Vere und Haral Luhhan aus dem Schatten und blieben stehen, ein Stück von der Menge, aber auch von der Aes Sedai entfernt. In einer Hand trug der Bürgermeister wie zufällig den großen Holzhammer, den er benutzte, um Zapfhähne in die Fässer zu treiben. »Hat jemand vorgeschlagen, meine Schenke anzuzünden?« fragte er sanft.

Die beiden Coplins traten einen Schritt zurück, und Cenn Buie setzte sich von ihnen ab. Bili Congar schob sich in die Menge hinein. »Das nicht«, sagte Darl schnell. »Das haben wir nie gesagt, Bran ... äh, Bürgermeister.«

Bran nickte. »Dann habe ich vielleicht gehört, wie ihr Gäste meiner Schenke bedroht habt?«

»Sie ist eine Aes Sedai«, begann Hari wütend, aber seine Worte brachen ab, als Haral Luhhan sich bewegte.

Der Schmied streckte sich einfach nur, erhob die dicken Arme über den Kopf, ballte die kräftigen Fäuste, bis die Gelenke knackten, doch Hari sah den bulligen Mann an, als hätte er ihm diese Fäuste unter die Nase gehalten. Haral verschränkte die Arme wieder vor der Brust. »Verzeihung, Hari. Ich wollte dich nicht unterbrechen. Was hattest du gesagt?«

Aber Hari zog die Schultern ein, als wolle er in sich selbst hineinkriechen und verschwinden, und schien nichts mehr zu sagen zu haben.

»Ich bin über euch Leute überrascht«, grollte Bran. »Paet al'Caar, deinem Jungen wurde letzte Nacht das Bein gebrochen, aber ich habe ihn heute wieder herumlaufen sehen – und das hat er *ihr* zu verdanken. Eward Candwin, du hast auf dem Bauch gelegen – mit einem Schnitt im Rücken wie ein Fisch, den man ausnehmen will, bis sie die Hände auf dich gelegt hat. Jetzt sieht es aus, als sei es vor einem Monat passiert, und wenn ich mich nicht irre, wird kaum eine Narbe bleiben. Und du, Cenn ...« Der Dachdecker schob sich ein Stück rückwärts auf die Menge zu, blieb aber dann stehen, von Brans Blick festgehalten. »Ich wäre schon bestürzt genug, hier einen Mann aus dem Gemeinderat anzutreffen, aber am meisten, wenn es ausgerechnet du bist, Cenn. Wenn sie nicht gewesen wäre,

hinge dein Arm immer noch schlaff an deiner Seite herab, mit unzähligen Verbrennungen und Abschürfungen. Wenn du schon keine Dankbarkeit kennst, schämst du dich dann nicht wenigstens?«

Cenn hob die rechte Hand ein Stück, blickte dann aber ärgerlich zur Seite. »Ich leugne nicht, was sie getan hat«, murmelte er, und es hörte sich tatsächlich an, als schäme er sich. »Sie hat mir und anderen geholfen«, fuhr er in einem beinahe bittenden Tonfall fort, »aber sie ist eine Aes Sedai, Bran. Wenn diese Trollocs nicht ihretwegen gekommen sind, warum dann? Wir wollen keine Aes Sedai bei den Zwei Flüssen. Sie sollen ihre Zwistigkeiten von uns fernhalten!«

Ein paar Männer, sicher in der Menge verborgen, riefen nun: »Wir wollen keinen Ärger mit den Aes Sedai!« »Schickt sie weg!« »Treibt sie davon!« »Warum sind sie gekommen, wenn nicht ihretwegen?«

Brans Gesicht verfinsterte sich zusehends, aber bevor er etwas sagen konnte, wirbelte Moiraine plötzlich ihren mit Ranken beschnitzten Stock hoch über dem Kopf durch die Luft. Sie drehte ihn mit beiden Händen. Rand schnappte genau wie die Dorfbewohner nach Luft, denn aus jedem Ende des Stocks fuhr zischend eine weiße Flamme. Trotz der wirbelnden Bewegung des Stocks stachen die Flammen gleichmäßig wie Speerspitzen heraus. Sogar Bran und Haral zogen sich zurück. Sie ließ die Arme fallen und hielt sie gerade ausgestreckt, den Stock parallel zum Boden. Aber das blasse Feuer zischte immer noch daraus hervor, heller als die Fackeln. Die Männer scheuten zurück, hielten die Hände vors Gesicht, um die Augen vor dem Schmerz zu bewahren, den das Strahlen verursachte.

»Ist Aemons Blut in euch so dünn geworden?« Die

Stimme der Aes Sedai war nicht laut, doch sie übertönte jedes andere Geräusch. »Kleine Leute, die sich um das Recht zanken, sich wie die Kaninchen zu verstecken? Ihr habt vergessen, wer Ihr wart, vergessen, was Ihr wart, aber ich hatte gehofft, es sei noch ein wenig davon übriggeblieben, ein schwacher Abklatsch in Eurem Blut und Euren Knochen. Irgendein Überbleibsel, um Euch auf die lange Nacht vorzubereiten, die gerade anbricht.«

Keiner sagte ein Wort. Die beiden Coplins sahen aus, als wollten sie nie wieder den Mund öffnen.

Bran sagte: »Vergessen, wer wir waren? Wir sind, wer wir immer waren. Ehrliche Bauern und Schäfer und Handwerker. Die Leute der Zwei Flüsse.«

»Im Süden«, sagte Moiraine, »liegt der Fluß, den ihr den Weißen Fluß nennt, doch weit weg im Osten nennen ihn die Menschen immer noch bei seinem rechtmäßigen Namen: Manetherendrelle. In der Alten Sprache: Die Wasser der Bergheimat. Schimmernde Wasser, die einst durch ein Land der Schönheit und Tapferkeit flossen. Vor zweitausend Jahren floß der Manetherendrelle an den Mauern einer Bergstadt vorbei, die so schön anzusehen war, daß sogar Steinwerker der Ogier kamen, um sie staunend zu betrachten. Ackerland und Dörfer bedeckten diese Gegend und das Gebiet, das Ihr den Wald der Schatten nennt, und noch mehr. Aber diese Menschen betrachteten sich als die Leute der Bergheimat, die Einwohner von Manetheren.

Ihr König war Aemon al Caar al Thorin, Aemon, der Sohn des Caar, Sohn des Thorin, und Eldrene ay Carlan war seine Königin. Aemon war ein so furchtloser Mann, daß das größte Kompliment, das man jemandem für seinen Mut machen konnte, sogar unter seinen Feinden damals

hieß: Der Mann hat Aemons Herz. Eldrene war so schön, daß man sich erzählte, die Blumen blühten nur, um sie zum Lächeln zu bringen. Mut und Schönheit und Weisheit und eine Liebe, die auch der Tod nicht zerbrechen konnte. Weint, wenn ihr noch ein Herz im Leib habt, weil sie verloren sind, weil sogar die Erinnerung an sie verlorenging. Weint, denn auch ihr Blut scheint verloren.«

Sie schwieg, und niemand sprach. Rand war wie die anderen in ihrem Bann gefangen. Als sie wieder begann, lauschte er begierig ihren Worten, genau wie die anderen.

»Beinahe zwei Jahrhunderte lang hatten die Trolloc-Kriege die Welt der Länge und der Breite nach verwüstet, und wo immer Schlachten tobten, da war das Banner von Manetheren mit seinem Roten Adler in der vordersten Linie zu finden. Die Männer von Manetheren waren ein Dorn im Fuß des Dunklen Königs und ein Stachel in seiner Hand. Singt von Manetheren, das nie sein Knie dem Schatten beugte. Singt von Manetheren, dem Schwert, das nicht zerbrochen werden konnte.

Sie waren weit weg, die Männer von Manetheren, auf dem Feld von Bekkar, das man auch das Feld des Blutes nennt, als sich die Nachricht verbreitete, daß eine Trolloc-Armee gegen ihre Heimat marschierte. Zu weit entfernt, um etwas anderes zu tun, als darauf zu warten, vom Tod ihres Landes zu hören, denn der Dunkle König wollte ihnen ein Ende bereiten. Töte die mächtige Eiche, indem du ihre Wurzeln abhackst. Zu weit weg, um etwas anderes zu tun, als zu trauern. Aber sie waren die Männer der Bergheimat.

Ohne zu zögern, ohne an die Entfernung zu denken, die sie zurücklegen mußten, marschierten sie direkt vom ruhmreichen Schlachtfeld los, immer noch mit Staub und

Blut und Schweiß bedeckt. Tag und Nacht marschierten sie, denn sie hatten die Schrecken erlebt, die eine Armee von Trollocs hinter sich zurückläßt, und keiner von ihnen konnte ruhig schlafen, während eine solche Gefahr Manetheren bedrohte. Sie marschierten, als hätten sie Schwingen an den Füßen, weiter und schneller, als ihre Freunde hofften und ihre Feinde fürchteten. Zu jeder anderen Zeit hätte allein dieser Marsch schon Dichter und Sänger inspiriert. Als die Armeen des Dunklen Königs über die Ländereien von Manetheren herfallen wollten, standen die Mannen der Bergheimat bereits vor ihnen mit dem Rücken zum Tarendrelle.«

Irgendein Dorfbewohner brachte seinen Beifall zum Ausdruck, doch Moiraine fuhr fort, als habe sie es nicht gehört. »Die Heerschar, der sich die Mannen von Manetheren gegenübersahen, war gewaltig genug, um auch das tapferste Herz zum Zittern zu bringen. Raben verdunkelten den Himmel, Trollocs verdunkelten das Land. Trollocs und ihre menschlichen Verbündeten. Zehntausende und Aberzehntausende von Trollocs und Schattenfreunden, von Schattenlords geführt. In der Nacht sah man mehr Lagerfeuer als Sterne am Himmel, und in der Morgendämmerung sah man das Banner von Ba'alzamon an ihrer Spitze. Ba'alzamon, das Herz der Dunkelheit. Ein uralter Name für den Vater der Lügen. Der Dunkle König konnte noch nicht aus seinem Gefängnis am Shayol Ghul befreit sein, denn wäre das der Fall gewesen, hätte keine menschliche Macht ausgereicht, um ihm zu widerstehen, und doch war viel Macht hier versammelt. Schattenlords und so viel Böses, daß das lichtzerstörende Banner durchaus angebracht schien und die Seelen der Männer, die ihm gegenüberstanden, erzittern ließ.

Und doch wußten sie, was sie zu tun hatten. Ihre Heimat lag gleich jenseits des Flusses. Sie mußten diese Heerschar und die sie begleitenden Mächte von der Bergheimat fernhalten. Aemon hatte Boten ausgesandt. Hilfe wurde ihnen versprochen, wenn sie sich nur drei Tage lang am Tarendrelle halten konnten. Drei Tage lang aushalten gegen eine Übermacht, die sie schon während der ersten Stunde überwältigen würde. Und doch ertrugen sie den blutigen Angriff in verzweifelter Gegenwehr, hielten eine Stunde lang stand, eine zweite Stunde und eine dritte. Drei Tage lang kämpften sie, und obwohl das Land einem Schlachthof glich, gestatteten sie dem Feind keinen Übergang über den Tarendrelle. Als die dritte Nacht sich neigte, war immer noch keine Hilfe gekommen und auch kein Kurier. Sie kämpften allein weiter. Sechs Tage lang. Neun Tage. Und am zehnten Tag schmeckte Aemon den bitteren Geschmack des Verrats. Es kam keine Hilfe, und sie konnten die Flußübergänge nicht länger halten.«

»Was machten sie dann?« wollte Hari wissen. Fackeln flackerten im kalten Nachtwind, aber niemand bewegte sich, um einen Umhang enger um sich zu wickeln.

»Aemon überquerte den Tarendrelle«, sagte ihnen Moiraine, »und zerstörte die Brücken hinter ihnen. Und er sandte Boten durch das Land, um den Menschen zu sagen, sie sollten fliehen, denn es war ihm klar, daß die Mächte, die das Trolloc-Heer begleiteten, einen Weg finden würden, es über den Fluß zu schaffen. Und noch während die Boten forteilten, begannen die Trollocs, den Fluß zu überqueren, und die Soldaten von Manetheren stellten sich ihnen erneut, um ihren Landsleuten Zeit zur Flucht zu erkaufen. Von der Stadt Manetheren aus führte Eldrene die Flüchtlinge in die tiefsten Wälder und in die Schlupfwinkel

der Berge.

Doch manche flohen auch nicht. Zuerst nur wenige, dann immer mehr, und schließlich strömten Männer nicht in Richtung Sicherheit, sondern zu der Armee, die für ihr Land kämpfte. Schäfer mit dem Bogen und Bauern mit der Mistgabel und Waldarbeiter mit der Axt. Auch Frauen kamen mit, schulterten an Waffen, was sie finden konnten, und marschierten an der Seite ihrer Männer in den Kampf. Keiner, der nicht wußte, daß er nie mehr zurückkehren würde. Aber es war ihr Land. Es war das Land ihrer Väter gewesen, und es würde ihren Kindern gehören, und sie waren bereit, den Preis dafür zu bezahlen. Kein Fußbreit Boden wurde preisgegeben, bevor er nicht mit Blut getränkt war, doch am Ende wurde die Armee von Manetheren zurückgedrängt, hierher, an diesen Ort, den ihr nun Emondsfeld nennt. Und hier wurden sie von den Trolloc-Horden eingeschlossen.«

In ihrer Stimme schwangen kalte Tränen mit. »Tote Trollocs und die Leichen von Abtrünnigen lagen zu Hügeln aufgetürmt, doch immer mehr krochen über die Gebeinhaufen in endlosen Wellen des Todes. Es konnte nur einen Ausgang geben. Kein Mann und keine Frau, die zu Beginn dieses Tages unter dem Banner des Roten Adlers gestanden hatten, erlebte noch den Anbruch der Nacht. Das Schwert, das nicht zerbrochen werden konnte, zersplitterte.

In den Verschleierten Bergen, allein in der leeren Stadt Manetheren, fühlte Eldrene, wie Aemon starb, und ihr Herz starb mit ihm. Und wo ihr Herz gewesen war, da blieb nur noch ein Wunsch nach Rache übrig, Rache für ihre Liebe, Rache für ihre Untertanen und für ihr Land. Von Schmerz getrieben, verband sie sich mit der Wahren Quelle und lenkte die Eine Macht auf die Trolloc-Armee. Und die

Schattenlords starben, wo sie gerade standen, gleichgültig, ob in einer geheimen Beratung oder bei der Inspektion ihrer Soldaten. Innerhalb eines Atemzugs brachen die Schattenlords und die Generale des Dunklen Königs in Flammen aus. Feuer verschlang ihre Körper, und Angst überwältigte ihre gerade noch siegreiche Armee.

Jetzt rannten sie wie die Tiere, die vor einem Waldbrand flüchteten, und dachten an nichts anderes als an Flucht. Nach Norden und Süden flohen sie. Tausende ertranken, als sie versuchten, ohne die Hilfe der Schattenlords den Tarendrelle zu überqueren, und am Manetherendrelle rissen sie die Brücken ein aus Angst vor den Verfolgern. Wo immer sie auf Menschen stießen, da mordeten und verbrannten sie, aber sie wurden von dem Gedanken an Flucht beherrscht. Bis schließlich keiner mehr im Lande Manetheren zurückblieb. Sie wurden verstreut wie Staub von einem Wirbelwind. Die endgültige Rache erfolgte langsamer, aber sie holte sie ein, als sie nämlich von anderen Völkern gejagt wurden, von den Heeren anderer Länder. Keiner von denen, die am Aemonsfeld gemordet hatten, blieb am Leben. Aber Manetheren zahlte einen hohen Preis. Eldrene hatte mehr Macht in sich vereint, als ein Mensch je ohne Hilfe beherrschen kann. Als die Generale des Feindes starben, starb auch sie, und das Feuer, das sie verschlang, verschlang auch die leere Stadt Manetheren, selbst die Steine bis hinunter auf den Grundfels des Gebirges. Und doch waren die Menschen gerettet.

Von ihren Bauernhöfen, ihren Dörfern oder ihrer großartigen Stadt war nichts übriggeblieben. Einige meinten, es sei überhaupt nichts mehr übrig für sie, und sie müßten in andere Länder fliehen, um dort neu zu beginnen.

Sie sagten es aber nicht. Sie hatten einen solch hohen Preis an Blut und Hoffnung für ihr Land bezahlt, wie es noch nie zuvor geschehen war, und nun waren sie durch Bande, stärker als Stahl, an diese Erde gebunden. Sie wurden in späteren Jahren mit anderen Kriegen überzogen, bis schließlich ihre Ecke der Welt vergessen wurde und bis sie die Kriege und ihre Folgen vergessen hatten. Manetheren erhob sich niemals mehr. Ihre schwebenden Türme und plätschernden Brunnen wurden zu Teilen eines Traums, der langsam in der Erinnerung der Menschen verblaßte. Doch sie und ihre Kinder und Kindeskinder hielten dieses Land, das ihnen gehörte. Sie hielten es, auch wenn die langen Jahrhunderte das Warum aus ihren Gedächtnissen wuschen. Sie hielten es bis heute, bis zu euch. Weint um Manetheren. Weint um das, was für immer verloren ist.«

Die Flammen aus Moiraines Stock erloschen, und sie senkte ihn, als wöge er hundert Pfund. Lange Augenblicke war das Heulen des Windes der einzige Laut. Dann schob sich Paet al'Caar vor die Coplins.

»Ich weiß nichts von Eurer Geschichte«, sagte der Bauer mit dem langen Kinn. »Ich bin kein Dorn im Fuß des Dunklen Königs und werde es wahrscheinlich auch nie sein. Aber mein Wil kann dank Eurer Hilfe wieder laufen, und deshalb schäme ich mich, hier zu sein. Ich weiß nicht, ob Ihr mir vergeben könnt, aber ob Ihr könnt oder nicht, ich gehe jetzt. Und was mich betrifft, könnt Ihr so lange in Emondsfeld bleiben, wie es Euch beliebt.«

Mit einem geschwinden Kopfnicken, beinahe schon einer Verbeugung schob er sich in die Menge zurück. Nun murmelten auch andere, taten verschämt Buße, bevor sie ebenfalls davon schlichen. Die Coplins, mit finsterer Miene und heruntergezogenen Mundwinkeln, sahen die Gesichter

der Menschen und verschwanden ohne ein Wort in der Nacht. Bili Congar hatte sich noch vor seinen Vettern verdrückt.

Lan zog Rand zurück und schloß die Tür. »Gehen wir, Junge!« Der Behüter trat in den hinteren Teil der Schenke. »Kommt mit, ihr beiden! Schnell!«

Rand zögerte und tauschte einen fragenden Blick mit Mat. Während Moiraine die Geschichte erzählt hatte, hätten ihn selbst Meister al'Veres Dhurran-Hengste nicht fortschleifen können, doch nun hemmte etwas anderes seine Schritte. Dies war der endgültige Moment, die Schenke zu verlassen und dem Behüter in die Nacht zu folgen ... Er schüttelte sich und bemühte sich um Entschlossenheit. Er hatte keine andere Wahl, aber er würde nach Emondsfeld zurückkehren, wie weit ihn auch seine Reise führen mochte.

»Worauf wartet ihr?« fragte Lan an der Tür. Mat zuckte zusammen und eilte zu ihm.

Rand versuchte, sich selbst zu überzeugen, daß er am Beginn eines großen Abenteuers stand, und folgte ihnen durch die dunkle Küche in den Stallhof.

KAPITEL 10

Abschied

Eine einzelne Laterne, die Klappen halb geschlossen, hing an einem Nagel von einem Stallpfosten und warf ein trübes Licht über die Szenerie. Die meisten Boxen wurden von den tiefen Schatten verschluckt. Als Rand gleich hinter Mat und dem Behüter durch das Tor eintrat, sprang Perrin unter Strohrascheln von seinem Platz auf. Er hatte mit dem Rücken an eine Boxentür gelehnt dagesessen. Ein schwerer Umhang hüllte ihn ein.

Lan blieb nur ganz kurz stehen und wollte wissen: »Hast du so genau nachgesehen, wie ich es dir gesagt habe, Schmied?«

»Habe ich«, antwortete Perrin. »Hier ist niemand außer uns. Warum sollte sich auch jemand verstecken ...«

»Vorsicht und ein langes Leben sind gute Partner, Schmied.« Der Behüter sah sich hastig in dem düsteren Stall um, warf einen Blick hinauf in den noch dunkleren Heuboden und schüttelte den Kopf. »Keine Zeit«, murmelte er in sich hinein. »Beeil dich, hat sie gesagt.«

Um seinen eigenen Worten Folge zu leisten, schritt er schnell hinüber, wo die fünf Pferde aufgezäumt und gesattelt im dämmrigen Lichtkreis standen. Zwei davon waren der schwarze Hengst und die weiße Stute, die Rand schon zuvor gesehen hatte. Die anderen waren wohl nicht so groß und geschmeidig, schienen aber zum Besten zu gehören, was die Zwei Flüsse aufbieten konnten. Schnell, aber sorgfältig überprüfte Lan die Sattelgurte und die

Lederriemen, die ihre Satteltaschen, Wasserschläuche und Deckenrollen hinter den Sätteln festhielten.

Rand und seine Freunde lächelten sich unsicher an, und er bemühte sich sehr, so zu wirken, als könne er den Aufbruch gar nicht erwarten.

Zum ersten Mal bemerkte Mat das Schwert an Rands Seite, und er zeigte darauf. »Wirst du jetzt auch ein Behüter?« Er lachte, hielte aber gleich mit einem schnellen Seitenblick auf Lan wieder inne. Der Behüter hatte offensichtlich nichts bemerkt. »Oder zumindest Leibwächter bei einem Kaufmann?« fuhr Mat mit einem Grinsen fort, das nur ein ganz klein bißchen gezwungen wirkte. Er hob seinen Bogen. »Die Waffe eines ehrlichen Mannes ist nicht gut genug für ihn.«

Rand überlegte, ob er daraufhin sein Schwert schwenken sollte, aber die Anwesenheit Lans hielt ihn davon ab. Der Behüter blickte nicht einmal in ihre Richtung, aber er war sicher, daß er alles aufnahm, was um ihn herum geschah. Also sagte er übertrieben nebensächlich: »Es könnte nützlich sein«, als sei das Tragen eines Schwertes nichts Besonderes.

Perrin bewegte sich und versuchte, etwas unter seinem Umhang zu verbergen. Rand erhaschte einen Blick auf einen breiten Ledergürtel um die Taille des Schmiedlehrlings. Der Stiel einer Axt steckte in einer Schlaufe am Gürtel.

»Was hast du denn da?« fragte er.

»Noch ein Leibwächter«, johlte Mat.

Der junge Mann mit dem struppigen Haar sah Mat mit einem Stirnrunzeln an, das darauf hindeutete, daß er schon mehr als einmal Ziel von Mats Spott gewesen war. Dann seufzte er tief und öffnete den Umhang weit genug, um

seine Axt zu enthüllen. Es war keine gewöhnliche Holzfälleraxt. Mit einer breiten halbmondförmigen Schneide auf einer Seite und einem gekrümmten Haken auf der anderen wirkte sie genauso fremdartig wie Rands Schwert. Doch Perrins Hand ruhte mit einer gewissen Vertrautheit auf dem Stiel.

»Meister Luhhan hat sie vor etwa zwei Jahren für den Leibwächter eines Wollaufkäufers gemacht. Aber als sie fertig war, wollte der Bursche den vereinbarten Preis nicht zahlen, und Meister Luhhan gab sie nicht für weniger her. Er hat sie mir gegeben, als ...« Er räusperte sich und sah Rand genauso warnend an wie vorher Mat. »... als er sah, wie ich damit übte. Er sagte, ich könne sie haben, weil er sowieso nichts Vernünftiges daraus machen könne.«

»Üben«, spöttelte Mat, bewegte aber die Hände in einer beruhigenden Geste, als Perrin den Kopf hob. »Wie du sagst. Es ist gut, wenn einer von uns mit einer richtigen Waffe umgehen kann.«

»Dieser Bogen ist eine richtige Waffe«, sagte Lan plötzlich. Er stützte einen Arm auf den Sattel seines großen Rappen und betrachtete sie ernst. »Auch die Steinschleudern, mit denen ich euch Dorfjungen gesehen habe. Es macht keinen Unterschied, daß ihr sie bisher nur benutzt habt, um Kaninchen zu jagen oder Wölfe von den Schafen wegzutreiben. Alles kann zu einer Waffe werden, wenn der Mann oder die Frau den Willen und die Kraft dazu hat. Von den Trollocs einmal ganz abgesehen solltet ihr euch daran erinnern, bevor wir die Zwei Flüsse verlassen, bevor wir Emondsfeld verlassen, wenn ihr Tar Valon lebendig erreichen wollt.«

Sein Gesicht und seine Stimme, kalt wie der Tod und hart wie ein roh behauener Grabstein, erstickten ihr

Lächeln und ihre Worte. Perrin verzog das Gesicht und zog seinen Umhang wieder über die Axt. Mat blickte auf seine Füße hinunter und schob mit den Zehen Strohhalme beiseite. Der Behüter brummte und wandte sich wieder seiner Überprüfung zu. Das Schweigen zog sich in die Länge.

»Es ist nicht gerade so wie in den Geschichten«, sagte Mat schließlich.

»Ich weiß nicht«, meinte Perrin mürrisch. »Trollocs, ein Behüter, eine Aes Sedai. Was wollt ihr denn noch?«

»Aes Sedai«, flüsterte Mat, der sich anhörte, als fröre er.

»Glaubst du ihr, Rand?« fragte Perrin. »Ich meine, was können die Trollocs von uns wollen?«

Gleichzeitig sahen sie alle den Behüter an. Lan schien sich auf den Sattelgurt der weißen Stute zu konzentrieren. Die drei zogen sich ein Stück von ihm zurück, nach hinten zur Stalltür. Dort steckten sie die Köpfe zusammen und sprachen leise miteinander.

Rand schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, aber sie hatte recht damit, daß nur unsere beiden Höfe angegriffen wurden. Und sie griffen Meister Luhhans Haus und die Schmiede zuerst an, als sie hier im Dorf waren. Ich habe den Bürgermeister gefragt. Es ist genauso leicht möglich, daß sie hinter uns her sind wie hinter irgend jemand anderem.« Plötzlich bemerkte er, daß beide ihn groß ansahen.

»Du hast den Bürgermeister gefragt?« fragte Mat ungläubig. »Sie sagte doch, daß wir es niemandem erzählen dürften.«

»Ich habe ihm nicht erzählt, warum ich es wissen will«, protestierte Rand. »Wollt ihr mir weismachen, ihr habt mit niemandem darüber gesprochen? Ihr habt niemandem

erzählt, daß ihr das Dorf verlaßt?«

Perrin zuckte schuldbewußt die Achseln. »Moiraine sagte ›niemandem‹.«

»Wir haben Zettel geschrieben«, sagte Mat. »Für unsere Familien. Sie werden sie morgen früh finden. Rand, meine Mutter glaubt, Tar Valon käme noch vor Shayol Ghul.« Er lachte ein wenig, um zu zeigen, daß er ihre Anschauung nicht teilte. Es klang nicht sehr überzeugend. »Sie würde versuchen, mich im Keller einzusperren, wenn sie wüßte, daß ich auch nur mit dem Gedanken spiele, dorthinzugehen.«

»Meister Luhhan ist so stur wie ein Felsblock«, fügte Perrin hinzu, »und Frau Luhhan ist noch schlimmer. Wenn ihr gesehen hättet, wie sie in den Trümmern des Hauses herumgrub und sagte, sie hoffe, die Trollocs kämen wieder, damit sie sie in die Finger bekäme ...«

»Versengen soll mich das Licht, Rand«, sagte Mat. »Ich weiß, sie ist eine Aes Sedai, aber die Trollocs waren wirklich hier. Sie sagte, wir sollten es niemandem erzählen. Wenn schon eine Aes Sedai nicht weiß, was man dagegen tun kann – wer dann?«

»Keine Ahnung.« Rand rieb sich die Stirn. Sein Kopf schmerzte, und er konnte diesen Traum nicht loswerden. »Mein Vater glaubt ihr. Zumindest stimmte er zu, daß wir gehen müßten.«

Plötzlich stand Moiraine in der Tür. »Du hast mit deinem Vater über diese Reise gesprochen?« Sie war von Kopf bis Fuß in dunkles Grau gekleidet, mit einem Hosenrock zum Reiten, und nun war der Schlangenring der einzige Gegenstand aus Gold, den sie noch trug.

Rand beäugte ihren Wanderstock. Trotz der Flammen, die er gesehen hatte, sah er keine verkohlten Stellen und

nicht einmal Ruß. »Ich konnte nicht aufbrechen, ohne es ihm zu erzählen.«

Sie betrachtete ihn einen Moment lang mit gespitzten Lippen, bevor sie sich an die anderen wandte. »Und habt ihr auch beschlossen, daß ein Zettel nicht genügt?« Mat und Perrin redeten durcheinander und versicherten ihr, sie hätten lediglich Zettel hinterlassen, so wie sie gesagt hatte. Sie nickte, brachte sie mit einer Handbewegung zum Schweigen und blickte Rand scharf an. »Was geschehen ist, wurde bereits in das Muster eingewebt. Lan?«

»Die Pferde stehen bereit«, sagte der Behüter, »und wir haben genügend Proviant dabei, um Baerlon zu erreichen, und noch etwas als Reserve. Wir können jederzeit aufbrechen. Ich schlage vor: gleich jetzt.«

»Nicht ohne mich.« Egwene schlüpfte in den Stall, im Arm ein in einen Schal gewickeltes Bündel. Rand stolperte beinahe über die eigenen Füße.

Lans Schwert war schon halb aus der Scheide gezogen, doch als er sie erkannte, schob er die Klinge zurück, und seine Augen wurden ausdruckslos. Perrin und Mat beteuerten, daß sie Egwene nichts von ihrer Abreise gesagt hätten. Die Aes Sedai beachtete sie nicht; sie blickte Egwene an und tippte sich gedankenversunken mit einem Finger auf die Lippen.

Die Kapuze von Egwenes dunkelbraunem Umhang war hochgezogen, doch nicht genug, um den trotzigen Gesichtsausdruck zu verbergen, mit dem sie Moiraine in die Augen sah. »Ich habe hier alles, was ich brauche, einschließlich Lebensmittel. Und ich werde nicht hierbleiben. Ich habe vielleicht nie wieder eine Möglichkeit, die Welt jenseits der Zwei Flüsse kennenzulernen.«

»Das wird kein Picknickausflug zum Wasserwald, Egwene«, grollte Mat. Er trat einen Schritt zurück, als sie ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen anblickte.

»Danke, Mat. Ohne dich hätte ich das gar nicht bemerkt. Glaubt ihr, ihr drei wärt die einzigen, die wissen wollen, wie es draußen aussieht? Ich habe davon genausolange geträumt wie ihr, und ich habe nicht vor, diese Gelegenheit zu versäumen.«

»Wie hast du herausgefunden, daß wir abreisen?« wollte Rand wissen. »Und außerdem kannst du nicht mitkommen. Wir gehen ja nicht aus purem Vergnügen weg. Die Trollocs sind hinter uns her.«

Sie warf ihm einen mitleidigen Blick zu. Er lief rot an und stand ganz steif vor Entrüstung da.

»Zuerst«, erklärte sie ihm geduldig, »sah ich Mat herumschleichen und sich bemühen, unbemerkt zu bleiben. Dann sah ich, wie Perrin diese lächerliche Riesenaxt unter seinem Umhang verbarg. Ich wußte, daß Lan ein Pferd gekauft hatte, und plötzlich fragte ich mich, wozu er ein weiteres Pferd brauchte. Und wenn er eines kaufte, konnte er auch noch mehr kaufen. All das zusammen mit der Tatsache, daß Mat und Perrin herumschlichen wie Kälber, die vorgeben, Füchse zu sein ... Na ja, es gab nur eine Antwort. Ich bin mir nicht klar darüber, ob ich überrascht bin oder nicht, dich auch hier zu finden, Rand, nachdem du so oft über deine Tagträume gesprochen hast. Aber wenn Mat und Perrin in der Sache drinstecken, sollte ich ja eigentlich wissen, daß du auch mit von der Partie bist.«

»Ich muß gehen, Egwene«, sagte Rand. »Wir alle müssen gehen, oder die Trollocs kommen zurück.«

»Die Trollocs!« Egwene lachte ungläubig. »Rand, wenn du dich entschlossen hast, etwas von der Welt sehen zu

wollen, schön und gut, aber tisch mir nicht so ein Märchen auf!«

»Es ist wahr«, sagte Perrin gerade, als Mat begann: »Die Trollocs ...«

»Genug«, sagte Moiraine ruhig, doch das Gespräch war wie mit einem Messer abgeschnitten. »Hat noch jemand etwas bemerkt?« Ihre Stimme klang sanft, aber Egwene schluckte und richtete sich auf, bevor sie antwortete.

»Nach der letzten Nacht können sie nur noch an den Wiederaufbau denken und daran, was zu tun ist, wenn es wieder geschieht. Sie sähen sonst nichts, es sei denn, man hält es ihnen direkt unter die Nase. Und ich habe niemandem von meinem Verdacht erzählt. Niemandem!«

»Sehr gut«, sagte Moiraine nach einer Pause. »Du kannst mit uns kommen.«

Lans Gesicht zeigte einen Augenblick lang Überraschung. Dann war sie wieder verflogen, und er blieb äußerlich ruhig, doch zornig brach es aus ihm heraus: »Nein, Moiraine!«

»Es ist jetzt ein Teil des Großen Musters, Lan.«

»Das ist lächerlich!« gab er zurück. »Es gibt keinen Grund, warum sie mitkommen sollte, und alle Gründe sprechen sogar dagegen.«

»Es gibt einen Grund dafür«, sagte Moiraine gelassen. »Ein Teil des Musters, Lan.« Das steinerne Gesicht des Behüters zeigte keine Regung, doch er nickte langsam.

»Aber Egwene«, sagte Rand, »die Trollocs werden uns jagen. Wir werden nicht in Sicherheit sein, bevor wir Tar Valon erreichen.«

»Versuch nicht, mir Angst einzujagen«, bat sie. »Ich komme mit.«

Rand kannte diesen Tonfall. Er hatte ihn nicht mehr

vernommen, seit sie zu der Ansicht gekommen war, daß nur Kinder auf die höchsten Bäume klettern, aber er erinnerte sich gut daran. »Wenn du glaubst, es macht Spaß, von Trollocs gejagt zu werden ...«, begann er, aber Moiraine unterbrach ihn.

»Wir haben keine Zeit mehr für so etwas. Bei Tagesanbruch müssen wir so weit wie möglich entfernt sein von hier. Wenn wir sie zurücklassen, Rand, könnte sie das ganze Dorf in Aufruhr bringen, bevor wir noch eine Meile weg sind, und das würde ganz sicher den Myrddraal warnen.«

»Das würde ich nicht tun!« protestierte Egwene.

»Sie kann auf dem Pferd des Gauklers reiten«, sagte der Behüter. »Ich werde ihm genug Geld dalassen, damit er ein anderes Pferd kaufen kann.«

»Das ist kaum möglich«, kam Thom Merrilins widerhallende Stimme vom Heuboden. Diesmal fuhr Lans Schwert aus der Scheide, und er steckte es nicht zurück, als er nach dem Gaukler dort oben Ausschau hielt.

Thom warf eine Deckenrolle hinunter, zog sich dann die Riemen des Flötenkastens und an der Harfe über den Rücken und schulterte pralle Satteltaschen. »Dieses Dorf braucht mich nicht, und andererseits habe ich meine Künste noch nie in Tar Valon gezeigt. Obwohl ich für gewöhnlich allein reise, habe ich nach der letzten Nacht nichts mehr gegen das Reisen in Gesellschaft.«

Der Behüter sah Perrin scharf an, und dieser trat verlegen von einem Fuß auf den anderen. »Ich habe nicht daran gedacht, den Heuboden zu untersuchen«, murmelte er.

Als der staksige Gaukler die Leiter vom Heuboden herunterkletterte, sagte Lan ganz steif und formell: »Ist das

auch ein Teil des Großen Musters, Moiraine Sedai?«

»Alles ist ein Teil des Musters, mein alter Freund«, antwortete Moiraine sanft. »Wir können uns das nicht aussuchen. Aber wir werden ja sehen.«

Thom setzte die Füße auf den Fußboden des Stalles, drehte sich von der Leiter weg und wischte sich die Strohhalme von dem Flickenumhang. »Tatsächlich«, sagte er in normalerem Tonfall, »könnte man sagen, daß ich auf Gesellschaft beim Reisen bestehe. Ich habe viele Stunden gebraucht und viele Krüge Bier geleert, um darüber nachzudenken, wie ich einst wohl meine Tage beschließen werde. Der Kochtopf eines Trollocs tauchte allerdings dabei nicht auf.« Er sah mißtrauisch das Schwert des Behüters an. »Das da ist nicht nötig. Ich bin kein Käse, den man aufschneidet.«

»Meister Merrilin«, sagte Moiraine, »wir müssen schnell aufbrechen und befinden uns höchstwahrscheinlich in großer Gefahr. Die Trollocs sind immer noch da draußen, und wir reiten bei Nacht. Seid Ihr sicher, daß Ihr mit uns reisen möchtet?«

Thom betrachtete sie alle mit einem rätselhaften Lächeln. »Wenn es nicht zu gefährlich für das Mädchen ist, dann kann es auch für mich nicht zu gefährlich sein. Außerdem, welcher Gaukler nähme nicht gern ein wenig Gefahr in Kauf, wenn er dafür seine Kunst in Tar Valon zeigen kann?«

Moiraine nickte, und Lan schob sein Schwert in die Scheide zurück. Rand fragte sich plötzlich, was wohl geschehen wäre, hätte Thom seine Meinung geändert oder Moiraine nicht genickt. Der Gaukler sattelte sein Pferd, als wären ihm solche Gedanken nie gekommen, aber Rand bemerkte, daß er Lans Schwert mehr als einmal ansah.

»Nun aber«, sagte Moiraine, »welches Pferd soll Egwene benutzen?«

»Die Pferde des Händlers sind genauso schlecht wie die Dhurran-Hengste«, antwortete der Behüter mürrisch. »Kräftig, aber sie kommen nur langsam voran.«

»Bela«, sagte Rand. Ein Blick Lans traf ihn, und er wünschte, er hätte seinen Mund gehalten. Aber er wußte, daß er Egwene nicht davon abbringen konnte, also blieb ihm nichts anderes übrig, als zu helfen. »Bela ist vielleicht nicht so schnell wie die anderen, aber sie ist kräftig. Ich reite sie manchmal. Sie kann mithalten.«

Lan schaute in Belas Box, wobei er leise vor sich hin fluchte. »Sie ist vielleicht ein wenig besser als die anderen«, sagte er schließlich. »Ich glaube nicht, daß wir eine Wahl haben.«

»Dann muß es sein«, sagte Moiraine. »Rand, such bitte einen Sattel für Bela. Schnell jetzt! Wir haben uns schon zu lange aufgehalten.«

Rand suchte rasch einen Sattel und eine Decke im Sattelraum und holte Bela dann aus ihrer Box. Die Stute drehte den Kopf nach hinten und sah ihn in schlaftrunkener Überraschung an, als er ihr den Sattel auf den Rücken legte. Wenn er sie einmal ritt, dann gewöhnlich ohne Sattel; sie war nicht daran gewöhnt. Er sprach beruhigend auf sie ein, während er den Sattelgurt befestigte, und sie nahm das Außergewöhnliche mit einem Schütteln der Mähne hin.

Er nahm Egwene ihr Bündel ab und schnallte es hinter den Sattel. Derweil stieg sie auf und ordnete ihren Rock. Der war nicht als Hosenrock geteilt, also konnte man ihre Wollstrümpfe bis zum Knie sehen. Sie trug die gleichen Schuhe aus weichem Leder wie die anderen Mädchen aus

dem Dorf. Sie waren absolut nicht geeignet für eine Reise nach Wachhügel, geschweige denn nach Tar Valon.

»Ich bin immer noch der Meinung, daß du nicht mitkommen solltest«, sagte Rand. »Ich habe das mit den Trollocs nicht erfunden. Aber ich verspreche dir, daß ich auf dich aufpassen werde.«

»Vielleicht muß ich auf dich aufpassen«, antwortete sie leichthin. Als er sie verzweifelt ansah, lächelte sie und streichelte ihm über das Haar. »Ich weiß, daß du auf mich aufpassen wirst, Rand. Wir werden beide aufeinander aufpassen. Aber jetzt mußt du schauen, daß du auf dein Pferd kommst.«

Er merkte, daß alle anderen bereits aufgesessen waren und auf ihn warteten. Das einzige Pferd, das noch ohne Reiter war, war Wolke, ein großer Grauer mit schwarzer Mähne, der Jon Thane gehörte oder gehört hatte. Rand kletterte in den Sattel, allerdings nicht ohne Schwierigkeiten, denn der Graue warf den Kopf hoch und tänzelte seitwärts, als er den Fuß in den Steigbügel stellte. Die Scheide verfing sich in seinen langen Beinen. Es war kein Zufall, daß die Freunde Wolke verschmäht hatten. Meister Thane hatte mit dem lebhaften Grauen den Pferden der Kaufleute häufig Rennen geliefert, und Thane hatte noch keine Niederlage erlebt, aber Wolke hatte es seinem Reiter noch nie leichtgemacht. Lan mußte einen hohen Preis bezahlt haben, damit der Müller das Pferd verkaufte. Als Rand sich im Sattel niederließ, wurde Wolkes Tänzeln noch heftiger, als freue sich der Graue darauf, losgaloppieren zu können. Rand griff die Zügel ganz fest und versuchte sich einzureden, daß es keine Schwierigkeiten geben werde. Wenn er sich selbst überzeugen konnte, dann vielleicht auch das Pferd.

Eine Eule schrie durch die Nacht, und die Dorfbewohner fuhren zusammen, bevor sie erkannten, daß es nur ein Vogel war. Dann lachten sie nervös und sahen sich verschämt an.

»Als nächstes werden wir noch vor einer Feldmaus auf die Bäume klettern«, sagte Egwene mit einem unsicheren Auflachen. Lan schüttelte den Kopf. »Es wäre besser, wenn es Wölfe gewesen wären.«

»Wölfe!« rief Perrin, und der Behüter bedachte ihn mit einem teilnahmslosen Blick.

»Wölfe können Trollocs nicht leiden, Schmied, und Trollocs mögen keine Wölfe oder Hunde. Wenn ich Wölfe hören würde, könnte ich sicher sein, daß da draußen keine Trollocs auf uns warten.« Er schritt mit seinem hochgewachsenen Schwarzen langsam hinaus in die mondhelle Nacht.

Moiraine ritt ihm ohne einen Moment des Zögerns nach, und Egwene hielt sich an der Seite der Aes Sedai. Rand und der Gaukler kamen zum Schluß, nach Mat und Perrin.

Die Rückseite der Schenke war dunkel und still, und der Mond warf Schatten in den Stallhof. Das sanfte Klappern der Hufe verflog schnell und wurde von der Nacht verschluckt. In der Dunkelheit machte der Umhang den Behüter gleichermaßen zum Schatten. Nur die Notwendigkeit, sich von ihm führen zu lassen, hielt die anderen davon ab, sich ängstlich um ihn zu scharen. Aus dem Dorf herauszukommen, ohne gesehen zu werden, war keine leichte Aufgabe. Das wurde Rand klar, als sie sich dem Tor näherten. Zumindest sollten sie von den Dorfbewohnern nicht gesehen werden. Hinter vielen Fenstern im Dorf glimmten blasse gelbe Lichter, und obwohl diese Lichter in der Nacht sehr klein wirkten, sah

man häufig Schatten sich bewegen, die Schatten von Dorfbewohnern, die hinausblickten, um zu sehen, was diese Nacht mit sich brachte. Keiner wollte nochmals überrascht werden.

Im tiefsten Schatten neben der Schenke, gerade als sie den Stallhof verlassen wollten, hielt Lan plötzlich an und forderte sie mit einer scharfen Geste zum Schweigen auf.

Stiefel polterten über die Wagenbrücke, und hier und da glitzerte Metall im Mondlicht auf. Die Stiefel verließen die Brücke – Kies knirschte unter ihren Sohlen – und kamen auf die Schenke zu. Kein Laut war von den im Schatten Wartenden zu hören. Rand hatte den Verdacht, daß zumindest seine Freunde viel zuviel Angst hatten, um irgendein Geräusch zu machen. Genau wie er.

Die Schritte verstummten vor der Schenke im Dämmerlicht jenseits der trübe beleuchteten Fenster des Schankraums. Erst als Jon Thane vortrat, einen Speer über die kräftige Schulter gelegt, ein altes Lederwams mit aufgenähten Stahlscheiben um den Oberkörper geschnallt, erkannte Rand, wer es war: ein Dutzend Männer aus dem Dorf oder den umliegenden Bauernhöfen, einige mit Helmen oder Teilen von Rüstungen bewehrt, die generationenlang auf den Speichern Staub gesammelt hatten, alle mit einem Speer oder einer Holzfälleraxt oder einer verrosteten Pike bewaffnet.

Der Müller spähte durch eines der Fenster zum Schankraum und wandte sich dann mit einem kurzen: »Sieht so aus, als sei hier alles in Ordnung« wieder ab. Die anderen formierten sich in zwei unregelmäßigen Reihen hinter ihm, und die Patrouille marschierte in die Nacht hinaus, als gehorche sie drei verschiedenen Trommelwirbeln gleichzeitig.

»Zwei Dha'vol Trollocs würden genügen, um sie alle zum Frühstück zu verspeisen«, murmelte Lan, als das Geräusch der Stiefel verklungen war, »aber sie haben Augen und Ohren.« Er drehte seinen Hengst herum. »Kommt!«

Langsam und leise führte der Behüter sie zurück durch den Stallhof, die Uferböschung hinunter, an den Weiden vorbei und in den Weinquellenbach. Trotz der Nähe zur Weinquelle war das kalte, schnell fließende Wasser, das um die Beine der Pferde spülte und im Mondschein schimmerte, tief genug, um gegen die Sohlen der Reitstiefel zu plätschern.

Am gegenüberliegenden Ufer kletterten sie hinaus, und die Pferde suchten sich ihren Weg unter der sicheren Anleitung des Behüters, wobei sie sich von allen Häusern des Dorfes fernhielten. Von Zeit zu Zeit hielt Lan an und bedeutete allen, sich ruhig zu verhalten, obwohl sonst niemand etwas sah oder hörte. Jedesmal allerdings kam kurz darauf eine weitere Patrouille von Dorfbewohnern und Bauern vorbei. Langsam kamen sie dem Nordende des Dorfes näher.

Rand sah die Häuser mit ihren hohen Giebeln im Dunklen so genau wie möglich an und versuchte, sie sich einzuprägen. *Ich bin ein toller Abenteurer*, dachte er. Er hatte noch nicht einmal das Dorf verlassen und hatte schon Heimweh. Aber er betrachtete die Häuser weiterhin.

Sie passierten die letzten Bauernhäuser in den Außenbezirken des Dorfs und erreichten das unbewohnte Land. Sie hielten sich parallel zur Nordstraße, die nach Taren-Fähre führte. Rand fand, daß es sicherlich nirgendwo anders einen so schönen Nachthimmel gab wie über den Zwei Flüssen. Das klare Schwarz schien in die Ewigkeit zu

greifen, und Myriaden von Sternen glitzerten wie Lichtpunkte in einem Kristall. Der Mond, nur eine dünne Sichelbreite schmaler als im vollen Zustand, schien greifbar nahe. Wenn er sich streckte und ...

Eine schwarze Gestalt flog langsam über den silbernen Mondball. Rands unwillkürlicher Ruck an den Zügeln brachte den Grauen zum Stehen. Eine Fledermaus, dachte er mit weichen Knien, doch er wußte, daß es keine gewesen war. Fledermäuse waren ein häufiger Anblick an den Abenden, wenn sie im Zwielicht hinter Fliegen und Faltern herjagten. Die Flügel, die das unbekannte Wesen trugen, mochten wohl die gleiche Form haben, aber sie bewegten sich mit den langsamen, kraftvollen Schlägen eines Raubvogels. Und es jagte. Die Art, wie es in weiten Bögen hin- und zurückflog, ließ darüber keinen Zweifel aufkommen. Am schlimmsten aber war seine Größe. Wenn eine Fledermaus sich so groß vom Mondball abhob, dann mußte sie schon die Reichweite von menschlichen Armen haben. Er versuchte, ungefähr zu berechnen, wie weit entfernt und wie groß dieses Wesen war. Der Körper mußte Menschengröße haben und die Flügel ... Wieder durchflog es die Mondsilhouette und kreiste dann plötzlich nach unten, um von der Nacht verhüllt zu werden.

Er hatte nicht bemerkt, daß Lan zu ihm zurückgeritten war, bis ihn der Behüter am Arm packte. »Was sitzt du hier und starrst in die Luft, Junge? Wir müssen weiter.« Die anderen warteten hinter Lan.

Er rechnete fast damit, daß man ihm sagen würde, er hätte aus Angst vor den Trollocs die Nerven verloren. Trotzdem berichtete Rand, was er gesehen hatte. Er hoffte, Lan werde es als Fledermaus oder als optische Täuschung abtun.

Lan grollte ein Wort, das klang, als hinterließe es einen schlechten Geschmack im Mund: »Draghkar.« Egwene und die anderen von den Zwei Flüssen suchten nervös den Himmel in allen Richtungen ab, aber der Gaukler stöhnte leise auf.

»Ja«, sagte Moiraine, »es wäre vermessen, auf etwas anderes zu hoffen. Und wenn der Myrddraal einen Draghkar bei seinen Truppen hat, dann wird er bald wissen, wo wir sind, wenn er es nicht bereits weiß. Wir müssen noch schneller querfeldein vorwärtskommen. Wir können vielleicht Taren-Fähre noch vor dem Myrddraal erreichen, und die Trollocs und er werden den Fluß nicht so leicht überqueren wie wir.«

»Ein Draghkar?« fragte Egwene. »Was ist das?«

Es war Thom Merrilin, der ihr heiser antwortete. »In dem Krieg, der das Zeitalter der Legenden beendete, wurden noch schlimmere Wesen als Trollocs und Halbmenschen erschaffen.«

Moiraines Kopf schnellte zu ihm herum, als er das sagte. Nicht einmal die Dunkelheit konnte die Schärfe in ihrem Blick verbergen.

Bevor jemand den Gaukler bitten konnte, mehr zu erzählen, begann Lan, Befehle zu erteilen. »Wir benutzen jetzt die Nordstraße. Um euer Leben willen – folgt meiner Führung und bleibt dicht zusammen.«

Er riß sein Pferd herum, und die anderen galoppierten wortlos hinterher.

KAPITEL 11

Die Straße nach Taren-Fähre

Auf der ausgetretenen Lehmdecke der Nordstraße gaben sie den Pferden die Zügel frei. Mähnen und Schweife flatterten im Mondlicht, als sie nach Norden galoppierten. Die Hufe trommelten einen stetigen Rhythmus. Lan führte sie an. Der Rappe mit dem in Schatten gehüllten Reiter war in der kalten Nacht fast nicht zu sehen. Moiraines weiße Stute hielt mit. Wie ein blasser Pfeil huschte sie durch die Dunkelheit. Die anderen folgten in einer Linie, als hätte man sie alle an einem Seil befestigt, dessen Ende in den Händen des Behüters lag. Rand ritt als letzter in dieser Reihe. Thom Merrilin war vor ihm, und die Gefährten davor konnte er schon nicht mehr so klar erkennen. Der Gaukler drehte sich nicht um. Er sah nur nach vorn in die Richtung, in die sie flohen, und nicht nach hinten, um zu sehen, wovor sie flohen. Falls hinter ihnen Trollocs, der Blasse auf seinem lautlosen Pferd oder dieses fliegende Geschöpf, der Draghkar, auftauchten, wäre es Rands Aufgabe, die anderen zu alarmieren.

Alle paar Minuten verdrehte er sich den Hals, um nach hinten zu spähen, während er sich an den Zügeln und Wolkes Mähne festhielt. Der Draghkar ... Schlimmer als Trollocs und Blasse, hatte Thom gesagt. Aber der Himmel blieb leer, und am Boden entdeckte sein Blick nur Dunkelheit und Schatten. Schatten, in denen sich eine ganze Armee verbergen konnte.

Jetzt, da der Graue endlich rennen durfte, huschte er wie

ein Geist durch die Nacht und hielt leicht mit Lans Hengst mit. Und Wolke wollte noch schneller galoppieren. Er wollte den Schwarzen erreichen und strengte sich mächtig an. Rand mußte die Zügel straff halten, um ihn zu bremsen. Wolke stemmte sich gegen seine Hand, als hielte er dies für ein Rennen. Mit jedem Schritt kämpfte er gegen ihn an. Rand klammerte sich mit verkrampften Muskeln an Sattel und Zügel. Er hoffte inständig, daß sein Reittier nicht merkte, wie unsicher er da oben saß. Falls Wolke das erkannte, hatte Rand jeden Einfluß verloren, und sei er noch so gering.

Er beugte sich tief über Wolkes Hals und warf immer wieder ein wachsames Auge auf Bela und ihre Reiterin. Als er behauptet hatte, die zottige Stute könne mit den anderen mithalten, hatte er nicht vom vollen Galopp gesprochen. Sie hielt sich im Augenblick noch in der Gruppe, weil sie schneller galoppierte, als er gedacht hatte. Lan hatte nicht gewollt, daß Egwene mitkam. Würde er das Tempo drosseln, wenn Bela zurückblieb? Oder würde er versuchen, sie auf diese Art zurückzulassen? Die Aes Sedai und der Behüter hielten Rand und seine Freunde irgendwie für wichtig, doch trotz Moiraines Erwähnung des Großen Musters glaubte er nicht, daß diese Wichtigkeit auch Egwene betraf.

Wenn Bela zurückblieb, würde er auch zurückbleiben, gleichgültig, was Moiraine und Lan dazu sagten. Zurück dorthin, wo der Blasse und die Trollocs waren. Zurück zu dem Draghkar. Voller Verzweiflung im Herzen rief er lautlos Bela zu, sie solle rennen wie der Wind. Ohne Worte versuchte er, Kraft auf sie zu übertragen. *Renn!* Seine Haut prickelte, und seine Knochen schienen zu Eis zu erstarren und beinahe zu zersplittern. *Licht, hilf! Renn!* Und Bela

rannte.

Weiter und weiter stürmten sie nach Norden in die Nacht hinein. Die Zeit verschwamm zu einem undeutlichen Flirren. Von Zeit zu Zeit kamen die Lichter von Bauernhäusern in Sicht, und dann verschwanden sie wieder im Nu. Das scharfe Bellen von Wachhunden verklang rasch hinter ihnen oder brach mit einem Schlag ab, wenn die Hunde zu dem Schluß kamen, daß man sie in die Flucht geschlagen hatte. Sie flogen durch eine Dunkelheit, die nur vom wäßrig-blassen Mondlicht erhellt wurde, eine Dunkelheit, in der Bäume plötzlich am Straßenrand aufragten und schon wieder unsichtbar zurückblieben. Ansonsten war alles düster in ihrer Umgebung, und nur der Schrei eines Nachtvogels, einsam und traurig, mischte sich in das stetige Trommeln der Hufe.

Plötzlich wurde Lan langsamer und ließ die Pferde anhalten. Rand war sich nicht sicher, wie lange sie geritten waren, aber seine Beine schmerzten bereits, weil er sich so verkrampft festgehalten hatte. Vor ihnen glitzerten Lichter in der Nacht, als hätte sich ein großer Schwarm Glühwürmchen zwischen den Bäumen niedergelassen. Rand betrachtete verblüfft die Lichter und keuchte plötzlich vor Überraschung. Die Glühwürmchen waren Fenster, Fenster von Häusern, die an den Hängen und der Höhe eines Hügels standen. Das war Wachhügel. Er konnte kaum glauben, daß sie bereits so weit gekommen waren. Sie hatten die Entfernung vielleicht schneller zurückgelegt als jemals ein Reiter zuvor. Lans Beispiel folgend, stiegen Rand und Thom Merrilin ab. Wolke stand mit gesenktem Kopf und bebenden Flanken da. Schaum, der sich kaum von dem nebelgrauen Körper des Pferds abhob, lag auf Hals und Schultern des Grauen. Rand dachte, Wolke werde

diese Nacht wohl kaum noch einen Reiter weitertragen können. »So gern ich diese Dörfer hinter mich brächte«, kündigte Thom an, »wären ein paar Stunden Schlaf nicht übel. Sicher haben wir genügend Vorsprung, um uns das leisten zu können.«

Rand streckte sich und rieb sich den Nacken. »Wenn wir den Rest der Nacht hier Rast machen, können wir genausogut hinaufreiten.«

Ein einzelner Windstoß trug Bruchstücke von Gesang aus dem Dorf und den Geruch von Essen herüber. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen. In Wachhügel feierten sie immer noch. Ihr Bel Tine war nicht von Trollocs gestört worden. Er sah sich nach Egwene um. Sie lehnte sich, vor Erschöpfung zusammengefallen, gegen Bela. Die anderen stiegen auch ab. Mancher Seufzer wurde hörbar, und man streckte die schmerzenden Glieder. Nur der Behüter und die Aes Sedai zeigten kein Anzeichen von Erschöpfung.

»Mir stünde auch der Sinn nach Singen«, warf Mat müde ein. »Und vielleicht ein heißes Hammelragout im ›Weißen Keiler‹.« Er holte Luft und fügte hinzu: »Ich bin niemals weiter als nach Wachhügel gewesen. Der ›Weiße Keiler‹ ist nicht annähernd so gut wie die Weinquellenschenke.«

»Der ›Weiße Keiler‹ ist nicht so schlecht«, sagte Perrin. »Für mich bitte auch ein Hammelragout. Und viel heißen Tee, um die Kälte aus den Knochen zu vertreiben.«

»Wir können nicht rasten, bevor wir über den Taren sind«, fuhr Lan in scharfem Ton dazwischen. »Nicht mehr als ein paar Minuten.«

»Aber die Pferde!« protestierte Rand. »Wir schinden sie zu Tode, wenn wir versuchen, heute nacht noch

weiterzureiten. Moiraine Sedai, Ihr ...«

Er hatte am Rande bemerkt, daß sie zwischen den Pferden umherging, hatte aber nicht weiter darauf geachtet, was sie tat. Jetzt streifte sie an ihm vorbei und legte die Hände auf Wolkes Hals. Rand schwieg. Plötzlich warf das Pferd den Kopf mit leisem Wiehern hoch und zog Rand beinahe die Zügel aus der Hand. Der Graue tänzelte einen Schritt zur Seite und schien so ausgeruht, als habe er eine Woche im Stall verbracht. Wortlos ging Moiraine weiter zu Bela.

»Ich wußte nicht, daß sie das kann«, sagte Rand leise zu Lan. Rands Wangen waren gerötet. »Von allen Leuten solltest gerade du das eigentlich geahnt haben«, antwortete der Behüter. »Du hast beobachtet, was sie mit deinem Vater getan hat. Sie wäscht die ganze Erschöpfung aus ihnen heraus. Zuerst sind die Pferde dran und dann ihr alle.«

»Nur wir? Ihr nicht?«

»Ich nicht, Schäfer. Ich brauche das nicht, noch nicht jedenfalls. Und sie auch nicht. Was sie für andere tun kann, kann sie für sich nicht selbst tun. Sie allein muß müde weiterreiten. Hoffentlich ist sie nicht zu erschöpft, bis wir Tar Valon erreichen.«

»Zu erschöpft – wofür?« fragte Rand den Behüter.

»Du hattest recht mit Bela, Rand«, sagte Moiraine, die neben der Stute stand. »Sie hat ein gutes Herz und genausoviel Sturheit und Durchhaltevermögen wie ihr Zwei-Flüsse-Leute. So seltsam es klingen mag, aber sie ist von allen am wenigsten erschöpft.«

Ein Schrei zerriß die Dunkelheit. Es klang, als würde ein Mensch mit scharfen Messern zerschnitten. Schwingen fegten in niedriger Höhe über die Gruppe hinweg. Der über

sie hinweggleitende Schatten machte die Nacht noch dunkler. Unter angsterfülltem Schreien bäumten sich die Pferde wild auf.

Der Luftzug von den Schwingen des Draghkars traf Rand und löste in ihm das Gefühl aus, mit Schleim beschmiert zu werden. Er bewegte sich durch die feuchte Düsternis eines Alptraums, hatte aber keine Zeit, Angst zu spüren, denn Wolke schrie laut auf und wand sich verzweifelt, als versuche er, etwas abzuschütteln, was an ihm festhing. Rand, der die Zügel nicht losließ, wurde von den Füßen gerissen und über den Boden geschleift. Wolke schrie, als fühle er große graue Wölfe, die sich in seine Fesseln verbissen.

Irgendwie behielt Rand die Zügel in der Hand. Er benutzte die freie Hand zusammen mit den Beinen, um wieder auf die Füße zu kommen. Seine taumelnden Schritte wurden zu kurzen Sprüngen, damit er nicht wieder zu Boden gerissen wurde. Er atmete stoßartig und voller Verzweiflung. Er konnte Wolke nicht fortrennen lassen. Mit seiner freien Hand griff er zitternd zu und erwischte gerade noch den Zügel. Wolke bäumte sich auf und hob ihn mit sich hoch. Rand klammerte sich hilflos fest. Er hoffte gegen besseres Wissen, daß sich das Pferd beruhigen werde.

Rand schlug mit einem solchen Ruck auf dem Boden auf, daß es ihn bis zu den Zähnen durchschüttelte; doch plötzlich stand der Graue still, mit geblähten Nüstern und rollenden Augen, steifbeinig und zitternd. Rand zitterte auch und hing beinahe nur noch an dem Zügel. *Der Ruck muß das närrische Tier auch erschüttert haben*, dachte er. Er atmete ein paarmal unregelmäßig aus und ein. Dann war er in der Lage, sich nach den anderen umzusehen.

In der Gruppe war das blanke Chaos ausgebrochen. Sie klammerten sich an die Zügel, die von ruckartigen Bewegungen der Pferdeköpfe hin und her gerissen wurden, und versuchten mit wenig Erfolg, die sich aufbäumenden Pferde zu beruhigen, von denen sie in diesem Durcheinander herumgezerrt wurden. Nur zwei von ihnen hatten offensichtlich keine Schwierigkeiten mit ihren Reittieren. Moiraine saß aufgerichtet im Sattel. Die weiße Stute trat einen Schritt zurück, um dem Durcheinander zu entgehen, als sei nichts Außergewöhnliches geschehen. Lan stand am Boden und beobachtete den Himmel. In der einen Hand hielt er sein Schwert, in der anderen die Zügel. Der schlanke schwarze Hengst stand ruhig neben ihm.

Aus Wachhügel hörte man keinen Laut mehr. Die Dorfbewohner mußten den Schrei auch gehört haben. Rand wußte, sie würden eine Weile lauschen und vielleicht Ausschau halten, was ihn verursacht hatte, sich dann aber wieder ihrer Feier zuwenden. Bald würden sie den Vorfall vergessen. Die Erinnerung würde in Liedern, Essen, Tanz und Unterhaltung untergehen. Vielleicht würden sich einige wieder daran erinnern, wenn sie davon hörten, was in Emondsfeld geschehen war. Eine Fiedel begann mit ihrem Spiel, und einen Augenblick später fiel eine Flöte mit ein. Das Dorf setzte die Feier fort.

»Sitzt auf!« kommandierte Lan knapp. Er schob sein Schwert in die Scheide und sprang mit einem Satz auf den Hengst. »Der Draghkar hätte sich nicht gezeigt, wenn er nicht zuvor dem Myrddraal berichtet hätte, wo wir uns befinden.« Ein weiterer schriller Schrei drang zu ihnen herunter, schwächer, doch genauso furchteinflößend. Die Musik in Wachhügel verstummte mit einem Mißton. »Er folgt uns nun in der Luft und zeigt dem Halbmenschen, wo

wir sind. Er wird nicht weit weg sein.«

Die Pferde, die nun ausgeruht, aber verängstigt waren, tänzelten und scheuten vor denen Reitern, die sie zu besteigen versuchten. Der fluchende Thom Merrilin war der erste im Sattel, aber dann saßen auch die anderen bald auf. Alle bis auf einen.

»Mach schnell, Rand!« rief Egwene. Der Draghkar schrie erneut schrill auf, und Bela wollte weggaloppieren, bevor sie sie mit straffem Zügel unter Kontrolle bekam. »Beeil dich!«

Aufgeschreckt merkte Rand, daß er, anstatt auf Wolke aufzusitzen, die ganze Zeit dagestanden und in den Himmel gestarrt hatte in einem vergeblichen Versuch, die Quelle dieser bösartigen Schreie auszumachen. Und noch mehr: Unbewußt hatte er Tams Schwert gezogen, als wolle er mit der fliegenden Kreatur kämpfen.

Sein Gesicht rötete sich. Er war froh, daß die Nacht es verbarg. Ungeschickt – eine Hand war ja mit dem Zügel beschäftigt – steckte er die Klinge in die Scheide zurück, während er sich hastig nach den anderen umsah. Moiraine, Lan und Egwene sahen ihn an, aber er war nicht sicher, was sie im Mondlicht erkennen konnten. Die anderen schienen zu sehr damit beschäftigt, ihre Pferde unter Kontrolle zu halten, um groß auf ihn zuachten. Er faßte das Sattelhorn mit einer Hand und sprang mit einem Satz in den Sattel, als habe er sein ganzes Leben lang nichts anderes getan. Falls einer seiner Freunde das mit dem Schwert bemerkt hatte, würde er sicherlich später noch etwas zu hören bekommen. Zeit genug, um sich dann Gedanken darüber zu machen.

Sobald er im Sattel saß, ging es im Galopp weiter die Straße hinauf und an dem kuppelförmigen Hügel vorbei.

Hunde bellten im Dorf – ihr Vorbeireiten war nicht ganz unbemerkt geblieben. *Vielleicht haben die Hunde auch Trollocs gerochen*, dachte Rand. Sowohl das Bellen als auch die Lichter des Dorfes verschwanden schnell hinter ihnen.

Sie ritten in einer losen Gruppe. Die Pferde berührten sich beinahe. Lan befahl ihnen zwar, wieder in einer Reihe zu reiten, doch keiner wollte in der Nacht allein sein. Von hoch droben ertönte ein Schrei. Der Behüter gab auf und ließ sie nebeneinander weiterreiten.

Rand ritt dicht hinter Moiraine und Lan. Der Graue strengte sich an, sich zwischen den Schwarzen Lans und die schlanke Stute der Aes Sedai zu drängen. Egwene und der Gaukler galoppierten jeder an einer Seite Rands, während seine Freunde von hinten nachdrängten. Wolke, der von den Schreien des Draghkars zu schnellerem Lauf angespornt wurde, rannte so, daß Rand nicht in der Lage war, ihn zurückzuhalten, selbst wenn er gewollt hätte. Und doch konnte der Graue keinen einzigen Schritt den beiden anderen Pferden gegenüber aufholen.

Der Schrei des Draghkars forderte die Nacht heraus.

Die kräftige Bela rannte mit gestrecktem Hals. Schweif und Mähne flatterten im Wind. So hielt sie sich Schritt für Schritt neben den größeren Pferden. *Die Aes Sedai muß mehr getan haben, als sie nur von ihrer Müdigkeit zu befreien.*

Egwenes Gesicht zeigte im Mondlicht eine erregt-glückliche Miene. Ihr Zopf flog hinter ihr her wie die Mähne der Pferde, und das Glitzern in ihren Augen rührte nicht nur vom Mond her, da war sich Rand sicher. Sein Mund stand vor Überraschung offen, bis ein verschlucktes Insekt einen Hustenanfall auslöste.

Lan mußte etwas gefragt haben, denn Moiraine überschrie plötzlich den Wind und das Donnern der Hufe: »Ich kann nicht! Vor allem nicht vom Rücken eines galoppierenden Pferdes aus. Man kann sie nicht so leicht töten, selbst wenn man sie sieht. Wir müssen fliehen und hoffen!«

Sie stürmten durch eine Nebelschwade. Sie war dünn und reichte den Pferden nur bis an die Knie. Wolke war in zwei Sätzen hindurch, und Rand blinzelte überrascht. Hatte er sich den Nebel nur eingebildet? Sicher war diese Nacht viel zu kalt für Nebel. Ein weiterer Fleck zerfledderten Graus flog an seiner Seite vorbei, größer als der erste. Er war gewachsen, als quölle der Nebel aus dem Boden. Über ihnen schrie der Draghkar wütend auf. Nebel hüllte die Reiter für einen kurzen Moment ein und war verschwunden, kam wieder und verschwand hinter ihnen. Der eiskalte Dunst hinterließ kalte Feuchtigkeit auf Rands Gesicht und Händen. Dann ragte eine Wand aus blassem Grau vor ihnen auf, und plötzlich waren sie ganz von Nebel umgeben. Er war so dicht, daß der Hufschlag der Pferde gedämpft wurde, und die Schreie von oben schienen durch eine Wand zu dringen. Rand erkannte gerade noch die Umrisse von Egwene und Thom Merrilin an seiner Seite.

Lan ließ sie nicht langsamer reiten. »Es gibt nach wie vor nur eine Richtung, in die wir reiten können!« rief er. Seine Stimme klang hohl, und es war kaum festzustellen, aus welcher Richtung sie kam. »Der Myrddraal ist schlau«, antwortete Moiraine. »Ich werde seine eigene Schläue gegen ihn wenden.« Sie galoppierten schweigend weiter. Schiefergrauer Nebel verbarg Himmel und Erde, so daß die Reiter, die selbst nur noch wie Schatten wirkten, durch Nachtwolken zu treiben schienen. Sogar die Beine der

Pferde schienen verschwunden zu sein.

Rand rutschte im Sattel hin und her. Er schreckte vor dem eisigen Nebel zurück. Zu wissen, daß Moiraine so manches vollbringen konnte, und sie dabei zu beobachten, war eine Sache. Als Folge eine nasse Haut davonzutragen, war eine ganz andere. Ihm wurde bewußt, daß er die Luft anhielt, und er kam sich wie ein Narr vor. Er konnte nicht den ganzen Weg bis nach Taren-Fähre reiten, ohne zu atmen. Sie hatte die Eine Macht bei Tam angewandt, und er schien ganz in Ordnung zu sein. Dennoch mußte er sich zwingen, auszuatmen und wieder Luft zu holen. Die Luft war schwer, unterschied sich jedoch nicht von der jeder anderen nebligen Nacht. Das sagte er sich jedenfalls, aber er war nicht so sicher, daß er auch daran glaubte.

Lan ermahnte sie jetzt dazu, nahe beieinander zu bleiben, so daß jeder jeden anderen in dieser feuchten, frostig-grauen Luft sehen konnte. Nur der Behüter verhielt seinen Hengst kein bißchen. Seite an Seite leiteten Lan und Moiraine die Gruppe durch den Nebel, als vermochten sie klar zu sehen, was vor ihnen lag. Die anderen konnten ihnen nur vertrauen und folgen. Und hoffen.

Die schrillen Schreie, die sie verfolgt hatten, verklangen und waren schließlich verschwunden, doch das beruhigte sie nicht sonderlich. Wald und Bauernhäuser, Mond und Straße waren verschleiert und verborgen. Immer noch bellten Hunde, hohl und fern in dem grauen Dunst, wenn sie an Bauernhöfen vorbeikamen, aber sonst war außer dem Dröhnen der Pferdehufe kein Laut zu hören. Nichts veränderte sich in diesem formlosen, aschfahlen Nebel. Nichts wies darauf hin, daß Zeit vergangen war – höchstens die wachsenden Schmerzen in der Hüfte und im Rücken.

Rand war sicher, daß Stunden vergangen waren. Seine Hände hielten die Zügel umkrampft, bis er sie kaum noch lösen konnte, und er fragte sich, ob er je wieder normal würde laufen können. Er sah sich nur einmal um. Im Nebel hinter ihm bewegten sich Schatten, aber er konnte sie nicht einmal mehr zählen. Oder sicher sein, daß es wirklich seine Freunde waren. Kälte und Feuchtigkeit drangen durch Umhang, Mantel, Hemd und schienen sogar in die Knochen zu sickern. Nur die Zugluft im Gesicht und die Bewegung des Pferdekörpers unter ihm zeigten ihm, daß er sich überhaupt vorwärtsbewegte. Es mußten Stunden vergangen sein.

»Langsam!« rief Lan plötzlich. »Haltet an!«

Rand war so überrascht, daß Wolke sich zwischen Lan und Moiraine drängte und ihnen im Nu ein halbes Dutzend Schritte voraus war, bevor er den großen Grauen anhalten und sich umsehen konnte.

Von allen Seiten ragten Häuser im Nebel auf, Häuser, die Rand seltsam hoch vorkamen. Er hatte diesen Ort noch nie zuvor gesehen, aber er hatte öfter Beschreibungen darüber gehört. Die Höhe rührte von den hohen Sandsteinfundamenten her, die notwendig waren, wenn der Taren während der Frühlingsschmelze in den Verschleierten Bergen Hochwasser führte. Sie hatten Taren-Fähre erreicht.

Lan ließ das große Kampfroß an ihm vorbeischreiten. »Sei nicht übereifrig, Schäfer!«

Verlegen ließ sich Rand zurückfallen, ohne den Grund zu erklären, als die Gruppe weiter ins Dorf hinein ritt. Sein Gesicht fühlte sich heiß an, und in diesem Augenblick war ihm der Nebel willkommen. Ein einsamer Hund, den sie im kalten Nebel nicht sehen konnten, bellte sie wütend an und

rannte weg. Hier und dort erschien Licht in einem Fenster, wenn sich ein Frühaufsteher regte. Abgesehen von dem Hund und dem gedämpften Klappern der Hufe störte kein Laut die Ruhe in dieser letzten Nachtstunde.

Rand hatte noch nicht viele Leute aus Taren-Fähre kennengelernt. Er versuchte, sich daran zu erinnern, was er von ihnen wußte. Sie kamen selten hinunter in die – wie sie sagten – ›unteren Dörfer‹, und wenn, dann trugen sie die Nasen hoch, als röchen sie etwas Schlechtes. Die wenigen, die er bisher getroffen hatte, trugen eigenartige Namen wie Hügelspitze und Steinboot. Insgesamt standen die Bewohner von Taren-Fähre in dem Ruf, schlau und hinterhältig zu sein. Wenn man einem Mann aus Taren-Fähre die Hand gab, so sagte man, solle man hinterher die Finger zählen. Lan und Moiraine hielten vor einem großen dunklen Haus an. Nebel wirbelte wie Rauch um den Behüter auf, als er aus dem Sattel sprang und die Treppen zur Vordertür hinaufging. Sie lag in Kopfhöhe über ihnen. Oben angelangt, hämmerte Lan mit der Faust gegen die Tür.

»Ich dachte, wir sollten leise sein«, murmelte Mat.

Lan hielt mit dem Klopfen inne. Ein Licht erschien im Fenster des Nachbarhauses, und jemand schrie ärgerlich, aber der Behüter fuhr mit seiner Trommelei fort.

Plötzlich wurde die Tür von einem Mann im Nachthemd aufgerissen, das ihm um die nackten Beine flatterte. Eine Öllampe in einer Hand beleuchtete ein schmales Gesicht mit ausgeprägten Zügen. Der Mann öffnete zornig den Mund und erstarrte, als er den Nebel bemerkte. Seine Augen weiteten sich. »Was ist los?« fragte er. »Was soll das?« Kalte graue Nebelfühler glitten durch die geöffnete Tür, und er trat hastig einen Schritt zurück.

»Meister Hochturm«, sagte Lan. »Genau der Mann, den ich brauche. Wir wollen auf Eurer Fähre übersetzen.«

Der Mann mit den scharfen Gesichtszügen hob die Lampe höher und blickte mißtrauisch auf die Fremdlinge herab.

Nach einer Minute sagte Meister Hochturm schließlich mürrisch: »Die Fähre setzt nur im Tageslicht über. Nicht in der Nacht. Niemals. Und auch nicht bei diesem Nebel. Kommt zurück, wenn die Sonne aufgegangen und der Nebel verschwunden ist.«

Er wollte sich schon abwenden, da packte Lan ihn am Handgelenk. Der Fährmann öffnete wütend den Mund. Gold glitzerte im Schein der Lampe, als der Behüter ihm einige Münzen in die Hand legte. Hochturm leckte sich die Lippen, als die Münzen klimperten, und sein Kopf bewegte sich auf die Hand zu, als könne er nicht glauben, was er da sah.

»Und noch einmal soviel«, sagte Lan, »wenn wir sicher auf der anderen Seite sind. Aber wir brechen sofort auf.«

»Jetzt gleich?« Der Fährmann kaute auf der Unterlippe, trat von einem Fuß auf den anderen und spähte in die nebelerfüllte Nacht hinaus. Dann nickte er plötzlich. »Also dann! Aber laßt mein Handgelenk los! Ich muß meine Helfer aufwecken. Oder glaubt Ihr, ich ziehe die Fähre selbst hinüber?«

»Ich werde an der Fähre warten«, sagte Lan ohne jede Gefühlsregung. »Aber nicht lange.« Er gab den Arm des Fährmanns frei.

Meister Hochturm drückte eine Handvoll Münzen an seine Brust und schob eilig mit der Hüfte die Tür zu, nachdem er bestätigend genickt hatte.

KAPITEL 12

Über den Taren

Lan kam die Treppe herunter und befahl den Gefährten, sie sollten absteigen und die Pferde hinter ihm durch den Nebel führen. Wieder mußten sie darauf vertrauen, daß der Behüter wußte, wo er hintrat. Der Nebel wirbelte ihm um die Knie und verbarg seine Füße und alles, was sich mehr als einen Schritt entfernt befand. Der Nebel war hier nicht so dicht wie außerhalb des Ortes, aber trotzdem konnte Rand seine Gefährten kaum erkennen.

Immer noch rührte sich kein Mensch außer ihnen in dieser Nacht. Es zeigten sich Lichter in ein paar Häusern, aber der Nebel machte sie zu verschwommenen Lichtflecken. Andere Häuser schienen auf einem Wolkenmeer zu schwimmen oder ragten unvermittelt aus dem Nebel heraus, als stünden sie ganz allein in der einsamen Landschaft.

Rand war steif vor Schmerzen von diesem langen Ritt und fragte sich, ob er nicht den Rest des Weges nach Tar Valon zu Fuß zurücklegen sollte. Laufen war zwar nicht besser als Reiten, aber seine Füße waren so ziemlich der einzige Körperteil, der nicht schmerzte. Und er war das Laufen ja gewöhnt.

Nur einmal sagte jemand etwas so laut, daß Rand es klar hören konnte. »Du mußt dich darum kümmern«, sagte Moiraine, als antworte sie auf etwas, das Lan – für Rand unhörbar – gesagt hatte. »Er wird sich sowieso an viel zuviel erinnern, ohne daß wir es ändern können. Wenn er

sich besonders deutlich an mich erinnert ...«

Rand bewegte die Schultern unter dem mittlerweile durchnäßten Umhang, aber es half nichts. Er hielt sich nahe bei den anderen. Mat und Perrin murrten vor sich hin, murmelten Flüche und verbissen sich manchen Aufschrei, wenn sie mit den Zehen an etwas Unsichtbarem anstießen. Auch Thom Merrilin brummelte vor sich hin. Wortfetzen wie ›heiße Mahlzeit‹ und ›Feuer‹ und ›Glühwein‹ drangen an Rands Ohren, aber weder der Behüter noch die Aes Sedai achteten darauf. Egwene marschierte wortlos mit, den Rücken gerade aufgerichtet und den Kopf hoch erhoben. Ihr Schritt wirkte allerdings auch schmerzhaft zögernd, denn sie war genausowenig an das Reiten gewöhnt wie die anderen.

Sie bekommt ihr Abenteuer, dachte er grimmig, aber so wie es schien, bemerkte sie Kleinigkeiten wie Nebel, Feuchtigkeit und Kälte überhaupt nicht. Es mußte da einen Unterschied in der Sichtweise geben, der davon abhing, ob man das Abenteuer suchte oder ob es einem aufgezwungen wurde. In den Geschichten wirkte es zweifellos spannend, wenn einer durch kalten Nebel ritt, einen Draghkar oder Schlimmeres auf den Fersen. Egwene empfand vielleicht einen Nervenkitzel dabei; er dagegen spürte nur Kälte und Feuchtigkeit und war froh, sich wieder in einem Dorf zu befinden, selbst wenn es nur Taren-Fähre war.

Plötzlich prallte er in der Dunkelheit gegen etwas Großes und Warmes: Lans Hengst. Der Behüter und Moiraine waren stehengeblieben, und der Rest der Gruppe tat es ihnen nach. Sie tätschelten ihre Reittiere, um sich ebenso zu beruhigen wie die Tiere. Hier war der Nebel ein wenig dünner.

Vorsichtig führte Rand Wolke ein Stückchen vorwärts

und war überrascht, als er hörte, daß seine Stiefel über Holzplanken scharrten. Der Landesteg der Fähre! Er bewegte sich behutsam rückwärts und zog den Grauen mit sich. Er hatte gehört, wie der Landesteg der Taren-Fähre aussah: eine Brücke ins Nichts, an deren Ende nur die Fähre lag. Der Taren war angeblich breit und tief und hatte eine trügerische Strömung, die auch den stärksten Schwimmer unter Wasser ziehen konnte. Viel breiter als der Weinquellenbach, dachte er bei sich. Dazu noch der Nebel ... Er war erleichtert, als er wieder Erdboden unter den Füßen fühlte.

Ein zorniges ›Hsst!‹ von Lan, beißend wie der Nebel. Der Behüter gestikulierte und eilte an Perrins Seite. Er zog den Umhang des kräftigen Burschen weg, bis die große Axt zu sehen war. Gehorsam, auch wenn er nicht verstand, warum, warf Rand den eigenen Umhang über die Schulter zurück, um sein Schwert zu zeigen. Als Lan schnell zu seinem Pferd zurückklief, erschienen im Nebel schwankende Lichter, und gedämpfte Schritte näherten sich.

Sechs Männer in grober Kleidung folgten Meister Hochturm mit unbewegten Gesichtern. Die Fackeln, die sie trugen, vertrieben den Nebel in einem engen Umkreis. Als sie stehenblieben, konnten sie die ganze Gesellschaft aus Emondsfeld klar erkennen. Sie waren von einer grauen Mauer umgeben, die durch den reflektierten Fackelschein noch undurchdringlicher wirkte. Der Fährmann betrachtete sie. Den schmalen Kopf hielt er schief, und seine Nase zuckte wie bei einem Wiesel, das die Luft prüft, ob eine Falle droht.

Lan lehnte sich scheinbar unbeteiligt an seinen Sattel, doch eine Hand ruhte drohend auf dem langen Knauf seines Schwertes. Er wirkte wie eine zusammengepreßte

Metallfeder.

Rand ahmte rasch die Haltung des Behüters nach, indem er eine Hand auf sein Schwert legte. Doch er glaubte nicht, daß er diesen tödlich wirkenden Eindruck erwecken konnte. *Vielleicht lachen sie, wenn ich es versuche.*

Perrin lockerte seine Axt in der Lederschlaufe und stellte sich absichtlich breitbeinig hin. Mat legte eine Hand auf den Köcher. Rand fragte sich, in welchem Zustand sich Mats Bogensehne befand, nachdem sie dieser Feuchtigkeit ausgesetzt gewesen war. Thom Merrilin trat großspurig vor und hielt eine leere Hand hoch, die er langsam drehte. Plötzlich machte er eine schwungvolle Bewegung, und ein Dolch wirbelte zwischen seinen Fingern hindurch. Der Griff klatschte ihm in die Handfläche, und er reinigte sich ganz lässig die Fingernägel damit. Ein leises Lachen trieb von Moiraine herüber. Egwene klatschte, als beobachte sie eine Vorführung beim Fest, hielt dann inne und blickte beschämt drein. Ihr Mund zuckte trotzdem im Anflug eines Lächelns.

Hochturm wirkte überhaupt nicht erheitert. Er starrte Thom an und räusperte sich laut. »Es ist mehr Gold für die Überfahrt im Gespräch gewesen.« Er sah wieder mit einem mürrischen und gleichzeitig verschlagenen Blick einen nach dem anderen an. »Was Ihr mir zuvor gegeben habt, ist jetzt an einem sicheren Ort verwahrt, klar? Da kommt Ihr nicht mehr dran.«

»Der Rest des Goldes«, sagte Lan zu ihm, »ist in Eurer Hand, wenn wir auf der anderen Seite sind.« Der Lederbeutel an seinem Gürtel klimperte, als er ihn ein wenig schüttelte.

Einen Augenblick lang huschte der Blick des Fährmanns zu dem Beutel hinüber, doch schließlich nickte er. »Fangen

wir also an«, murmelte er und schritt hinaus auf den Steg, von seinen sechs Helfern gefolgt. Der Nebel wich vor den Fackeln zurück. Hinter ihnen schlossen sich graue Fühler und füllten den Raum, in dem sie sich befunden hatten. Rand eilte hinterher.

Die Fähre selbst war eine breite Holzbarke mit hochgezogenen Seiten. Man erreichte sie über eine Rampe, die hochgezogen werden konnte und so das eine Ende abschloß. Auf beiden Seiten verliefen Seile, stark wie das Handgelenk eines Mannes. Die Seile waren an massiven Pfosten am Ende des Stegs befestigt und verschwanden auf der anderen Seite in der Nacht über dem Fluß. Die Helfer des Fährmanns steckten ihre Fackeln in Eisenklammern an den Bordwänden der Fähre, warteten, bis alle ihre Pferde an Bord geführt hatten, und zogen dann die Rampe hoch. Das Deck knarrte unter Hufen und scharrenden Füßen, und die Fähre schwankte unter ihrem Gewicht.

Hochturm fluchte vor sich hin und knurrte sie an, sie sollten ihre Pferde festhalten und in der Mitte bleiben, damit sie den Helfern nicht im Weg standen. Er schrie seine Helfer an und hetzte sie herum, als sie die Fähre auf die Überquerung vorbereiteten, aber was er auch sagte: Die Männer bewegten sich mit den gleichen zögernden Bewegungen. Auch er war nicht mit ganzem Herzen dabei, brach oft mitten im Schreien ab, hielt seine Fackel hoch und spähte in den Nebel hinaus. Schließlich hörte er mit dem Schreien ganz auf und ging zum Bug, wo er stand und in den Nebel starrte, der den Fluß bedeckte. Er bewegte sich nicht, bis einer der Helfer ihn am Arm berührte; dann fuhr er zusammen und sah ihn böse an.

»Was? Oh. Du? Fertig? Wurde auch Zeit. Also, Mann, worauf wartest du?« Er wedelte mit den Armen. »Legt ab!

Mach Platz! Beweg dich!« Der Mann schlurfte gehorsam weg, und Hochturm spähte wieder in den Nebel hinaus.

Die Fähre schwankte stark, als die Taue gelöst wurden und die heftige Strömung sie erfaßte, und dann gab es nochmals einen Ruck, als sie von den Führseilen abgefangen wurde. Die Helfer, auf jeder Seite drei, packten die Seile am vorderen Ende der Fähre und schritten mühsam damit nach hinten. Sie unterhielten sich leise, und die Fähre glitt auf den grauverhüllten Fluß hinaus.

Der Landesteg verschwand. Nebel hüllte sie ein. Zarte Nebelfinger griffen zwischen den flackernden Fackeln hindurch über die Fähre hinweg. Die Barke schaukelte langsam in der Strömung. Nirgends zeigte sich eine Bewegung bis auf den gleichmäßig schweren Schritt der Helfer, wenn sie vorwärtsgingen, um die Seile zu packen und sie dann nach hinten zu ziehen. Rands Gruppe hielt sich möglichst dicht beieinander in der Mitte der Fähre. Rand hatte gehört, daß der Taren viel breiter war als die Flüsse, die er kannte; der Nebel machte ihn nun noch unendlich viel breiter.

Nach einer Weile bewegte sich Rand näher zu Lan hin. Flüsse, die ein Mann nicht durchwaten oder durchschwimmen konnte, ja, deren anderes Ufer er noch nicht einmal sah, machten ihn, der nie etwas Breiteres oder Tieferes als einen Wasserwald-Teich gesehen hatte, schon recht unruhig. »Hätten sie wirklich versucht, uns auszurauben?« fragte er leise. »Er hat sich eher so benommen, als habe er Angst, *wir* würden *ihn* ausrauben.«

Der Behüter betrachtete den Fährmann und seine Helfer – keiner schien zu lauschen –, bevor er ebensoleise antwortete: »Wenn der Nebel sie verbirgt ... Also, wenn das verborgen bleibt, was sie tun, handeln Menschen

manchmal anderen gegenüber anders, als es der Fall wäre, wenn man sie beobachten kann. Und diejenigen, die am schnellsten bereit sind, einem Fremden etwas anzutun, glauben auch am ehesten, ein Fremder wolle ihnen Schaden zufügen. Dieser Bursche ... Ich denke, er würde seine Mutter als Festtagsbraten an die Trollocs verkaufen, wenn der Preis stimmt. Ich bin etwas überrascht, daß du fragst. Ich hörte, wie die Leute in Emondsfeld über die Einwohner von Taren-Fähre reden.«

»Ja, aber ... Na ja, jeder sagt, daß sie ... Aber ich habe nicht geglaubt, daß sie wirklich ...« Rand entschloß sich, den Glauben daran aufzugeben, er wisse irgend etwas über die Menschen außerhalb seines eigenen Dorfes. »Er erzählt vielleicht dem Blassen, daß wir auf der Fähre übergesetzt haben«, sagte er schließlich. »Vielleicht bringt er die Trollocs anschließend auch hinüber.«

Lan lachte trocken. »Einen Fremden ausrauben ist eine Sache, mit einem Halbmenschen zu tun haben, eine andere. Kannst du dir wirklich vorstellen, daß er Trollocs übersetzt, besonders in diesem Nebel, ganz gleich, wieviel Gold man ihm bietet? Oder daß er auch nur mit einem Myrddraal spricht, wenn er es vermeiden kann? Allein der Gedanke daran brächte ihn dazu, wegzurennen, so weit er nur könnte. Ich glaube nicht, daß wir uns über Schattenfreunde in Taren-Fähre viele Gedanken machen müssen. Nicht hier. Wir sind sicher ... Wenigstens für eine Weile. Vor diesen Burschen jedenfalls. Paß auf!«

Hochturm hatte sich umgedreht. Das spitze Gesicht vorgestreckt die Fackel erhoben, betrachtete er Lan und Rand, als sehe er sie nun zum erstenmal klar und deutlich. Planken knarrten unter dem Schritt der Helfer, und gelegentlich hörte man das Stampfen eines Pferdehufs.

Plötzlich zuckte der Fährmann zusammen, denn er bemerkte, daß sie ihn beim Beobachten selbst beobachteten. Behende wandte er sich um und spähte nach dem anderen Ufer aus oder was er sonst im Nebel suchen mochte.

»Sag nichts mehr«, sagte Lan so leise, daß Rand ihn kaum verstehen konnte. »Dies sind schlechte Tage, um von Trollocs oder Schattenfreunden oder dem Vater der Lügen zu sprechen. Fremde Ohren lauschen. Solche Gespräche können sich noch mehr rächen als ein Drachenzahn an deiner Tür.«

Rand verging die Lust zum Weiterfragen. Mehr als zuvor packte ihn eine Weltuntergangsstimmung. Schattenfreunde! Als ob Blasse und Trollocs und ein Draghkar nicht schon genug waren. Wenigstens konnte man einen Trolloc erkennen, wenn man ihn sah.

Plötzlich ragten schattenhafte Pfähle aus dem Nebel auf. Die Fähre prallte sanft auf dem Steg am anderen Ufer auf. Dann rannten die Helfer und machten die Fähre fest und ließen die Rampe am vorderen Ende mit einem dumpfen Schlag herunter, während Mat und Perrin großspurig erklärten, der Taren sei nicht halb so breit, wie sie erwartet hatten. Lan führte seinen Hengst die Rampe hinunter, von Moiraine und den anderen gefolgt. Als Rand, der letzte in der Reihe, Wolke hinter Bela auf den Steg führte, rief ihnen Meister Hochturm zornig zu: »Was ist jetzt? He! Wo ist mein Gold?«

»Es wird bezahlt werden.« Moiraines Stimme kam von irgendwoher im Nebel. Rands Stiefel polterten über die Planken des Landestegs. »Und eine Silbermark für jeden Eurer Männer«, fügte die Aes Sedai hinzu, »als Dank für die schnelle Überfahrt.«

Der Fährmann zögerte, das Gesicht vorgeschoben, als wittere er Gefahr, aber als sie das Silber erwähnte, erhoben sich die Helfer. Ein paar holten sich erst einmal eine Fackel, doch alle polterten die Rampe hinunter, bevor Hochturm den Mund öffnen konnte. Mit mürrisch verzogenem Gesicht folgte der Fährmann seiner Besatzung.

Wolkes Hufschläge klangen hohl durch den Nebel, als Rand vorsichtig den Steg entlangging. Der graue Nebel war hier so dicht wie über dem Fluß. Am Fuß des Stegs teilte der Behüter Münzen aus. Er war umgeben von den Fackeln Hochturms und seiner Leute. Alle außer Moiraine warteten ein wenig weiter entfernt. Sie standen ängstlich eng beieinander. Die Aes Sedai stand allein da und blickte auf den Fluß hinaus. Rand verstand nicht, was sie da wohl sehen mochte. Schaudernd zog er den Umhang enger um die Schultern, obwohl er ganz durchnäßt war. Jetzt befand er sich wirklich außerhalb der Zwei Flüsse, und seine Heimat schien ihm viel ferner als nur eine Flußbreite.

»Hier«, sagte Lan, der Hochturm eine letzte Münze in die Hand drückte. »Wie abgemacht.« Er steckte seine Börse noch nicht weg, und der Mann mit dem Frettchengesicht betrachtete sie gierig.

Unter lautem Quietschen erzitterte der Landesteg. Hochturm fuhr hoch. Sein Kopf wandte sich der von Nebel eingehüllten Fähre zu. Die an Bord zurückgebliebenen Fackeln waren ein paar verschwommene trübe Lichtflecken. Der Steg ächzte, und mit dem donnernden Krachen von zerberstendem Holz schwankten die beiden Lichter und entfernten sich. Egwene stieß einen wortlosen Schrei aus, und Thom fluchte.

»Sie treibt weg!« schrie Hochturm. Er packte seine Helfer und schob sie auf das Ende des Stegs zu. »Die Fähre

hat sich losgerissen, ihr Dummköpfe! Packt zu! Holt sie zurück!«

Die Helfer stolperten unter seinen Stößen ein paar Schritte vorwärts, blieben dann aber stehen. Die trüben Lichter an Bord der Fähre drehten sich plötzlich und dann immer schneller. Der Nebel darüber drehte sich ebenfalls, wurde zu einer Spirale. Der Landesteg bebte. Das Krachen und Splittern von Holz erfüllte die Luft, als die Fähre zerbrach.

»Ein Strudel«, murmelte einer der Helfer mit ehrfurchtsvoller Stimme.

»Es gibt keine Strudel im Taren.« Hochturm hörte sich irgendwie leer an. »Da war noch nie ein Strudel ...«

»Ein unglückliches Vorkommnis.« Moiraines Stimme klang hohl durch den Nebel, der aus ihr einen Schatten machte, der sich vom Fluß abwandte.

»Unglücklich«, stimmte Lan mit gepreßter Stimme zu. »Es scheint, daß Ihr für eine Weile niemanden mehr über den Fluß bringen werdet. Eine unangenehme Sache, Euer Floß in unseren Diensten zu verlieren.« Er griff erneut in den Beutel, der sich noch in seiner Hand befand. »Dies sollte Euch entschädigen.«

Für einen Augenblick starrte Hochturm auf das Gold, das in Lans Hand schimmerte, dann zog er die Schultern ein, und sein Blick wanderte zu den anderen hinüber, die er über den Fluß gebracht hatte. Die Leute aus Emondsfeld standen undeutlich und schweigend im Nebel. Mit einem verängstigten Aufschrei schnappte sich der Fährmann die Münzen aus Lans Hand, drehte sich um und rannte in den Nebel hinein. Seine Helfer waren nur einen halben Schritt hinter ihm. Der Schein ihrer Fackeln verschwand schnell flußaufwärts.

»Es gibt hier nichts mehr, das uns halten könnte«, sagte die Aes Sedai, als sei nichts Ungewöhnliches geschehen. Sie führte ihre weiße Stute weg vom Landesteg und die Uferböschung hinauf.

Rand stand noch da und starrte auf den verborgenen Fluß. *Es könnte ein Zufall gewesen sein. Er sagte wohl: Keine Strudel ... Aber es ...* Plötzlich wurde ihm klar, daß alle anderen weg waren. Hastig stieg auch er die sanft ansteigende Böschung hinauf.

Drei Schritte später verflog der dichte Nebel, und nichts blieb davon übrig. Er blickte zurück. Entlang der Uferlinie hing auf einer Seite dichtes Grau, während sich auf der anderen ein klarer Nachthimmel zeigte, noch dunkel, obwohl die scharfen Umrisse des Mondes darauf hinwiesen, daß die Dämmerung nicht mehr fern war.

Der Behüter und die Aes Sedai standen neben ihren Pferden und berieten. Die anderen drückten sich ein Stück entfernt aneinander; sogar im Mondlicht war ihr Unbehagen greifbar zu spüren. Alle sahen Lan und Moiraine an, und alle außer Egwene hatten sich nach hinten gelehnt, innerlich unentschlossen, denn sie wollten das Paar nicht aus den Augen verlieren und ihm andererseits nicht zu nahe kommen. Rand lief an Egwenes Seite, Wolke im Schlepptau, und sie lächelte ihn an. Er glaubte nicht, daß das Leuchten in ihren Augen nur vom Mondschein herrührte.

»Er verläuft so gerade am Flußufer entlang, als sei er mit der Feder gezogen«, sagte Moiraine in befriedigtem Tonfall. »Es gibt keine zehn Frauen in Tar Valon, die das ohne Hilfe fertiggebracht hätten. Ganz zu schweigen davon, daß es vom Rücken eines galoppierenden Pferdes aus geschah.«

»Ich will mich ja nicht beklagen, Moiraine Sedai«, sagte Thom mit ungewohnter Schüchternheit, »aber wäre es nicht besser gewesen, uns weiterhin Deckung zu gewähren? Vielleicht bis Baerlon? Wenn der Draghkar auf diese Seite des Flusses schaut, dann verlieren wir alles, was wir gewonnen haben.«

»Die Draghkar sind nicht besonders schlau, Meister Merrilin«, sagte die Aes Sedai trocken. »Furchterregend und von tödlicher Gefahr und mit guten Augen ausgestattet, doch mit wenig Intelligenz. Er wird dem Myrddraal berichten, daß es auf dieser Seite des Flusses klar sei, doch der Fluß selbst sei meilenweit in beiden Richtungen in Nebel gehüllt. Der Myrddraal wird wissen, welche Anstrengung das für mich bedeutete. Er wird in Betracht ziehen, daß wir vielleicht den Fluß hinunter zu entkommen versuchen, und das wird ihn aufhalten. Er muß seine Bemühungen verdoppeln. Der Nebel sollte sich lange genug halten, damit er nie sicher ist, ob wir nicht doch zumindest ein Stück mit einem Boot gefahren sind. Ich hätte den Nebel statt dessen auch mehr in Richtung Baerlon ausdehnen können, doch dann könnte der Draghkar den Fluß innerhalb weniger Stunden absuchen, und der Myrddraal wüßte genau, in welche Richtung wir reisen.«

Thom pustete und schüttelte den Kopf. »Ich entschuldige mich, Aes Sedai. Ich hoffe, Ihr seid mir nicht böse.«

»Ah, Moi ... ach ja, Aes Sedai.« Mat stockte und schluckte hörbar. »Die Fähre ... äh ... habt Ihr ... ich meine ... ich verstehe nicht, wieso ...« Er verstummte schüchtern, und die nachfolgende Stille war so tief, daß der einzige Laut, den Rand vernahm, der eigene Atem war. Schließlich sprach Moiraine, und ihre Stimme erfüllte die leere Stille mit Schärfe. »Ihr sucht alle nach Erklärungen, aber wenn

ich jede meiner Handlungen erst erklären wollte, dann hätte ich keine Zeit mehr für anderes.« Im Mondlicht erschien ihnen die Aes Sedai größer, sie ragte beinahe über ihnen auf. »Wisset also: Ich beabsichtige, Euch sicher nach Tar Valon zu bringen. Das ist das einzige, was Ihr wissen müßt.«

»Wenn wir weiter hier herumstehen«, warf Lan ein, »muß der Draghkar den Fluß nicht erst absuchen. Falls mich mein Gedächtnis nicht täuscht ...« Er führte sein Pferd weiter die Böschung hoch.

Als habe die Bewegung des Behüters etwas in seiner Brust befreit, holte Rand tief Luft. Er hörte die anderen dasselbe tun, sogar Thom, und erinnerte sich an eine alte Redensart: Besser dem Wolf auf die Nase spucken als eine Aes Sedai erzürnen. Aber die Anspannung war gewichen. Moiraine ragte über niemanden auf; sie reichte ihm kaum bis zur Brust.

»Können wir uns wenigstens ein bißchen ausruhen?« fragte Perrin hoffnungsvoll und gähnte. Egwene, die sich träge an Bela lehnte, seufzte erschöpft.

Das war der erste verzagte Laut, den Rand von ihr vernahm. *Vielleicht merkt sie endlich, daß dies kein tolles Abenteuer ist.* Dann erinnerte er sich schuldbewußt daran, daß sie nicht wie er den halben Tag verschlafen hatte. »Wir brauchen ein wenig Ruhe, Moiraine Sedai«, sagte er. »Schließlich sind wir die ganze Nacht hindurch geritten.«

»Dann schlage ich vor, wir sehen nach, was Lan mit uns im Sinn hat«, sagte Moiraine. »Kommt!«

Sie führte sie die Böschung vollends hinauf und in den Wald hinein. Kahle Äste verstärkten die Schatten, und sie erreichten eine dunkle Erhebung neben einer Lichtung. Hier hatte vor langer Zeit eine Überschwemmung einen

ganzen Hain von Lederblattbäumen unterspült und umgestürzt. Die Bäume waren zu einem großen Gewirr aus Stämmen und Ästen und Wurzeln zusammengesackt. Moiraine blieb stehen, und plötzlich erschien in Bodennähe ein Licht. Der Schein drang aus dem Gestrüpp hervor, und Lan kroch dort unten heraus. Er schob vorsichtig den Stummel einer Fackel vor sich her. »Keine ungebetenen Besucher«, sagte er zu Moiraine. »Und das Holz, das ich gesammelt hatte, ist immer noch trocken. Ich habe ein kleines Feuer gemacht. Wir können uns in der Wärme ausruhen.«

»Hattet Ihr damit gerechnet, daß wir hier eine Rast einlegen?« fragte Egwene überrascht.

»Das schien ein geeigneter Ort«, antwortete Lan. »Ich bin immer gern auf alles vorbereitet. Man kann ja nie wissen.«

Moiraine nahm ihm die Fackel ab. »Kümmerst du dich um die Pferde? Wenn du fertig bist, werde ich mein möglichstes tun, um allen die Müdigkeit zu vertreiben. Jetzt gerade möchte ich mich mit Egwene unterhalten. Egwene?«

Rand beobachtete, wie sich die beiden Frauen bückten und unter dem Gewirr aus Baumstämmen verschwanden. Es gab da eine niedrige Öffnung, kaum groß genug, um hineinzukriechen. Der Schein der Fackel verschwand.

Lan hatte bei den Reisevorbereitungen auch an Futtersäcke und einen kleinen Hafervorrat gedacht, doch die Pferde sollten die Sättel nicht ablegen. Statt dessen holte er die ebenfalls mitgebrachten Fußfesseln heraus. »Sie könnten sich ohne Sättel natürlich besser ausruhen, aber falls wir schnell weitermüssen, haben wir vielleicht keine Zeit mehr, sie wieder zu satteln.«

»Für mich sehen sie nicht so aus, als müßten sie sich ausruhen«, sagte Perrin beim Versuch, einen Futtersack über den Kopf seines Reittieres zu hängen. Das Pferd warf den Kopf hoch, bevor es ihm gestattete, die Riemen anzubringen. Rand hatte auch seine Schwierigkeiten mit Wolke. Er benötigte drei Versuche, bis er den Segeltuchbeutel über die Nase des Grauen gezogen hatte.

»Sie brauchen Ruhe«, sagte Lan. Er richtete sich auf, nachdem er seinen Hengst festgemacht hatte. »Ja, sie können immer noch rennen. Wenn wir nicht aufpassen, dann rennen sie, bis sie vor Erschöpfung tot umfallen. Mir wäre es lieber gewesen, Moiraine Sedai hätte das nicht tun müssen, aber es war nicht anders möglich.« Er tätschelte den Hals des Hengstes, und das Pferd hob und senkte den Kopf, als genieße es die Berührung des Behüters. »Wir müssen in den nächsten Tagen langsamer tun, damit sie sich erholen. Langsamer, als mir lieb ist. Aber mit etwas Glück wird es reichen.«

»Ist das ...?« Mat schluckte hörbar. »Meinte sie das? Mit unserer Erschöpfung?«

Rand klatschte mit der Hand auf Wolkes Hals und starrte ins Leere. Obwohl sie seinem Vater so wirkungsvoll geholfen hatte, hatte er nicht das Bedürfnis, die Macht der Aes Sedai auch an sich selbst erproben zu lassen. *Licht, sie hat ja so gut wie zugegeben, daß sie die Fähre versenkte.*

»Ja, so ungefähr.« Lan lachte sarkastisch. »Aber ihr müßt euch keine Gedanken machen, daß ihr euch zu Tode rennen werdet – solange die Lage nicht sehr viel schlimmer wird als jetzt. Nehmt es einfach als eine zusätzliche Nacht zum Schlafen.«

Von weit droben über dem nebelbedeckten Fluß ertönte plötzlich der Schrei des Draghkars. Sogar die Pferde

erstarrten. Wieder erklang er, diesmal näher, und noch einmal. Wie Nadeln drang es in Rands Schädel. Dann wurden die Schreie schwächer, bis sie ganz fern verklangen. »Glück«, hauchte Lan. »Es sucht den Fluß nach uns ab.« Er zuckte kurz mit den Achseln und klang plötzlich wieder ganz selbstsicher. »Gehen wir hinein. Ich könnte heißen Tee gebrauchen und etwas zum Magenfüllen.«

Rand war der erste, der auf Händen und Knien durch die Öffnung im Gestrüpp und einen kurzen Tunnel hinunterkroch. Am Ende hielt er an, immer noch auf Knien. Vor ihm lag ein unregelmäßig geformter Raum, eine Waldhöhle, die bei weitem groß genug für alle war. Die Decke aus Baumstämmen und Ästen war allerdings so niedrig, daß nur die Frauen aufrecht stehen konnten. Rauch stieg von einem kleinen Feuer auf einem Fundament aus Flußsteinen auf und trieb davon. Der Luftzug reichte aus, um den Raum vom Rauch zu befreien, und das verwobene Gestrüpp war so dicht, daß kein Feuerschein nach außen drang. Moiraine und Egwene hatten ihre Umhänge zur Seite gelegt und saßen sich im Schneidersitz am Feuer gegenüber. »Die Eine Macht«, sagte Moiraine gerade, »kommt aus der Wahren Quelle, der treibenden Kraft der Schöpfung, der Kraft, die der Schöpfer erschuf, um das Rad der Zeit zu drehen.« Sie legte die Handflächen aneinander und preßte sie gegeneinander. »*Saidin*, die männliche Hälfte der Wahren Quelle, und *Saidar*, die weibliche Hälfte, arbeiten gleichzeitig gegeneinander und miteinander, um die Macht zu erzeugen. *Saidin*« – sie erhob eine Hand und ließ sie wieder fallen – »wurde durch die Berührung des Dunklen Königs verdorben, wie Wasser, auf dessen Oberfläche ein dünner Film ranzigen Öls

schwimmt. Das Wasser ist immer noch rein, doch man kann es nicht berühren, ohne gleichzeitig die Verunreinigung zu berühren. Nur *Saidar* kann noch gefahrlos benutzt werden.« Egwene wandte Rand den Rücken zu. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, doch sie beugte sich begierig lauschend vor.

Mat stieß Rand von hinten an und murmelte etwas, und so kroch Rand nach vorn in die Baumhöhle hinein. Moiraine und Egwene nahmen sein Eintreten nicht wahr. Die anderen drängten sich hinter ihm hinein, warfen die klammen Umhänge zur Seite, setzten sich ans Feuer und hielten die Hände darüber, um sie zu wärmen. Lan, der letzte, der eintrat, zog Wasserbeutel und Ledersäcke aus einer Nische in der Baumwand, holte einen Kessel hervor und bereitete Tee zu. Er achtete nicht darauf, was die Frauen sagten, aber Rands Freunde hörten auf, sich die Hände zu rösten, und lauschten ganz unverhohlen. Thom gab vor, seine ganze Aufmerksamkeit dem Stopfen seiner wunderschön geschnitzten Pfeife zu widmen, aber die Art, wie er sich zu den Frauen hinüberbeugte, verriet ihn. Moiraine und Egwene benahmen sich, als seien sie allein.

»Nein«, antwortete Moiraine auf eine Frage, die Rand nicht gehört hatte, »die Wahre Quelle kann nicht aufgebraucht werden, genausowenig wie ein Fluß durch das Mühlrad aufgebraucht wird. Die Quelle ist der Fluß, die Aes Sedai sind das Mühlrad.«

»Und Ihr glaubt wirklich, daß ich das lernen kann?« fragte Egwene. Ihr Gesicht glühte vor Eifer. Rand hatte sie noch nie so schön gesehen und gleichzeitig so weit von ihm entfernt. »Ich kann eine Aes Sedai werden?«

Rand sprang auf und stieß mit dem Kopf gegen einen Baumstamm an der niedrigen Decke. Thom Merrilin

packte ihn am Arm und zog ihn hinunter.

»Sei kein Narr!« zischte der Gaukler. Er betrachtete die Frauen – keine schien etwas bemerkt zu haben – und blickte Rand voller Sympathie an. »Darauf hast du keinen Einfluß mehr, Junge.«

»Kind«, sagte Moiraine sanft, »nur wenige lernen, die Wahre Quelle zu berühren und die Eine Macht anzuwenden. Einige von denen lernen es besser, andere schlechter. Du gehörst zu der Handvoll Menschen, die es nicht erst lernen müssen. Zumindest wirst du von selbst wissen, wie man die Wahre Quelle berührt, ob du es willst oder nicht. Ohne das Wissen, das du in Tar Valon erwerben kannst, wirst du allerdings nie lernen, die Macht ganz zu beherrschen, und es könnte sein, daß du nicht überlebst. Männer, denen die Fähigkeit angeboren ist, *Saidin* zu berühren, sterben natürlich, falls die Roten Ajah sie nicht finden und dämpfen ...«

Thom grollte tief in seiner Kehle, und Rand rutschte nervös hin und her. Männer wie jene, von denen die Aes Sedai sprach, waren selten – er hatte in seinem ganzen Leben nur von dreien gehört, und die lebten, dem Licht sei Dank, nicht bei den Zwei Flüssen –, aber der Schaden, den sie anrichteten, bevor sie von den Aes Sedai gefunden wurden, war immer schlimm genug, um Futter für die Nachrichten zu liefern, genauso wie die Kriege oder Erdbeben, die ganze Städte zerstörten. Er hatte niemals richtig verstanden, was die Ajah taten. Den Geschichten nach bildeten sie Gesellschaften innerhalb der Aes Sedai, die mehr als alles andere untereinander stritten und intrigierten, doch in einem Punkt waren sich die Geschichten einig. Die Roten Ajah hatten es sich zur obersten Pflicht gemacht, die Welt vor einer neuen

Zerstörung zu bewahren, und diese Aufgabe erfüllten sie, indem sie jeden Mann jagten, der davon träumte, die Eine Macht anzuwenden. Mat und Perrin sahen aus, als wünschten sie sich plötzlich, zu Hause in ihren Betten zu liegen.

»... aber auch einige der Frauen sterben. Es ist schwer ohne Führung zu erlernen. Die Frauen, die wir nicht finden und die überleben, werden oft zu ... Nun ja, in diesem Teil der Welt werden sie vielleicht Seherinnen in ihren Dörfern.« Die Aes Sedai schwieg nachdenklich. »Das alte Blut ist stark in Emondsfeld, und dieses alte Blut singt. Ich wußte, wer du warst, vom ersten Augenblick an, als ich dich sah. Jede Aes Sedai, die sich in Gegenwart einer Frau befindet, die die Eine Macht lenken kann oder deren Erwachen bevorsteht, fühlt dies.« Sie kramte in einem Beutel an ihrem Gürtel und holte einen kleinen blauen Edelstein an einer Goldkette hervor, den sie vorher im Haar getragen hatte. »Du bist deinem Erwachen sehr nahe, deiner ersten Berührung der Wahren Quelle. Es ist besser, wenn ich dich durch diese Zeit geleite. Dann kannst du die unangenehmen Auswirkungen vermeiden, die denen bevorstehen, die den Weg selbst finden müssen.«

Egwenes Augen wurden groß, als sie den Stein betrachtete, und sie leckte sich die Lippen zum wiederholten Mal. »Ist ... Hat der die Macht?«

»Natürlich nicht!« fuhr Moiraine sie an. »*Dinge* haben keine Macht, Kind. Selbst ein *Angreal* ist nur ein Werkzeug. Das hier ist nur ein hübscher blauer Stein. Aber er kann Licht erzeugen. Sieh her!«

Egwenes Hände zitterten, als Moiraine den Stein auf ihre Fingerspitzen legte. Sie wollte die Hände zurückziehen, aber die Aes Sedai nahm ihre beiden Hände in eine der

ihren, und mit der anderen berührte sie Egwenes Schläfe. »Schau den Stein an«, sagte die Aes Sedai leise. »Es ist besser so, als allein herumzutasten. Befreie deinen Geist von allem bis auf den Stein. Befreie deinen Geist und laß dich treiben. Es gibt nur noch den Stein und die Leere. Ich werde beginnen. Treibe und laß mich dich führen. Keine Gedanken. Treibe.«

Rands Finger bohrten sich in seine Knie; die Kinnbacken verkrampften sich, bis sie schmerzten. *Sie muß versagen. Sie muß.*

Licht erblühte im Stein, ein einziges blaues Aufblitzen, dann war es verschwunden; nicht heller als ein Glühwürmchen, doch er zuckte zusammen, als habe es ihn geblendet. Egwene und Moiraine starrten mit ausdruckslosen Gesichtern in den Stein hinein. Ein weiteres Aufblitzen, dann noch einmal, bis das azurblaue Licht wie in einem Herzschlag pulsierte. *Es ist die Aes Sedai*, dachte er verzweifelt. *Moiraine tut das. Nicht Egwene.*

Ein letztes schwaches Aufflackern, und dann war der Stein erneut nichts als ein Anhänger. Rand hielt die Luft an.

Für einen Moment starrte Egwene noch weiter in den Stein hinein, doch dann blickte sie zu Moiraine auf. »Ich ... ich dachte, ich fühle ... etwas, aber ... Vielleicht habt Ihr doch nicht recht in bezug auf mich. Es tut mir leid, daß Ihr Eure Zeit verschwendet habt.«

»Ich habe nichts verschwendet, Kind.« Um Moiraines Lippen spielte ein schwaches, zufriedenes Lächeln. »Das letzte Licht war allein deines.«

»Tatsächlich?« rief Egwene und verfiel danach sofort in Trübsinn. »Aber es war ja kaum vorhanden.«

»Jetzt benimmst du dich wie ein närrisches Dorfmädchen. Die meisten, die nach Tar Valon kommen, müssen monatelang üben, um das fertigzubringen, was du gerade geschafft hast. Du könntest es weit bringen. Vielleicht sogar eines Tages bis zum Amyrlin-Sitz, wenn du fleißig lernst und arbeitest.«

»Ihr meint ...?« Mit einem Freudenschrei umarmte Egwene die Aes Sedai. »O danke! Rand, hast du gehört? Ich werde eine Aes Sedai!«

KAPITEL 13

Entscheidungen

Bevor sie einschliefen, kniete Moiraine neben jedem von ihnen nieder und legte ihnen die Hände auf den Kopf. Lan schimpfte, er brauche das nicht, und sie solle ihre Kraft nicht verschwenden, doch er versuchte nicht ernsthaft, sie daran zu hindern. Egwene drängte sich beinahe nach dieser Erfahrung, während Mat und Perrin eindeutig Angst hatten, sich aber auch davor fürchteten, nein zu sagen. Thom zuckte unter den Händen der Aes Sedai zusammen, aber sie ergriff energisch seinen grauen Kopf, mit einem Blick, der keinen Widerspruch erlaubte. Der Gaukler machte die ganze Prozedur hindurch ein saures Gesicht. Sie lächelte spöttisch, als sie die Hände wieder wegnahm. Seine Miene verfinsterte sich noch mehr, aber er sah erfrischt aus. Sie alle wirkten erholt.

Rand hatte sich in eine Nische in der unregelmäßig verlaufenden Wand zurückgezogen und hoffte, übersehen zu werden. Seine Augen schlossen sich beinahe von selbst, als er sich gegen das Gewirr von Stämmen und Gestrüpp lehnte, doch er zwang sich zum Zuschauen. Er hielt die Hand vor den Mund und versuchte, das Gähnen zu unterdrücken. Ein wenig Schlaf, ein oder zwei Stunden, und er würde sich wieder wohler fühlen. Aber Moiraine übersah ihn nicht.

Er zuckte ebenfalls ein wenig zusammen, als er ihre kühlen Finger auf seinem Gesicht fühlte, und sagte: »Ich glaube nicht ...« Seine Augen weiteten sich erstaunt. Die

Müdigkeit rann aus ihm heraus wie Wasser den Berg hinunter; Schmerzen und Muskelkater wurden zu schwachen Erinnerungen und verschwanden ganz. Er sah sie mit offenem Mund an. Sie lächelte nur und zog die Hände zurück.

»Es ist vollbracht«, sagte sie und stand mit einem müden Seufzer auf, der ihn daran erinnerte, daß sie für sich selbst nichts tun konnte. Sie trank nur ein wenig Tee und lehnte Brot und Käse ab, die Lan ihr aufzudrängen versuchte, bevor sie sich am Feuer zusammenrollte. Sie schien im gleichen Moment einzuschlafen, nachdem sie ihren Umhang um sich gewickelt hatte.

Die anderen, alle außer Lan jedenfalls, schliefen ein, wo immer sie ein Plätzchen zum Ausstrecken fanden, obwohl sich Rand nicht vorstellen konnte, warum. Er fühlte sich, als habe er bereits eine ganze Nacht in einem guten Bett hinter sich. Doch kaum hatte er sich bequem gegen die grüne Wand gelehnt, da schlief er auch schon ein. Als Lan ihn eine Stunde später wachrüttelte, fühlte er sich, als habe er drei Tage lang geruht.

Der Behüter weckte alle bis auf Moiraine und unterdrückte auf ernste Art jeden Laut, der ihren Schlaf stören konnte. Trotzdem gestattete er ihnen nur einen kurzen Aufenthalt in der gemütlichen Baumhöhle. Kaum hatte die Sonne sich über dem Horizont erhoben, waren alle Spuren verwischt, und saßen alle auf ihren Pferden und waren unterwegs nach Norden, in Richtung Baerlon. Sie ritten langsam, damit die Pferde ihre Kräfte schonen konnten. Unter den Augen der Aes Sedai lagen tiefe Schatten, aber sie saß aufrecht und ruhig im Sattel.

Über dem Fluß lag immer noch dichter Nebel, eine graue Mauer, die den kraftlosen Sonnenstrahlen erfolgreich

widerstand. Die Zwei Flüsse lagen verborgen dahinter. Rand blickte beim Reiten öfter über die Schulter zurück und hoffte auf einen letzten Blick, wenigstens auf Taren-Fähre, bis schließlich die Nebelbank dem Blick entschwand.

»Ich hätte nie geglaubt, daß ich mich einmal so weit weg von zu Hause befände«, sagte er, als die Bäume schließlich den Nebel wie auch den Fluß verbargen. »Erinnert ihr euch noch daran, als Wachhügel so weit weg schien?« *Das war vor zwei Tagen. Es erscheint mir wie eine Ewigkeit.*

»In spätestens zwei Monaten sind wir zurück«, sagte Perrin in angespanntem Tonfall. »Denkt mal, was wir dann alles zu erzählen haben!«

»Selbst die Trollocs können uns nicht ewig jagen«, meinte Mat. »Versengen soll mich das Licht, aber das können sie doch nicht.« Er richtete sich mit einem tiefen Seufzer im Sattel auf und sackte wieder zusammen, als glaube er kein Wort von dem Gesagten.

»Männer!« schnaubte Egwene. »Da bekommt ihr endlich die Abenteuer, über die ihr immer geschwatzt habt, und schon redet ihr wieder über zu Hause.« Sie hielt den Kopf hoch erhoben, und doch bemerkte Rand ein leises Zittern in ihrer Stimme, jetzt, da man nichts mehr von den Zwei Flüssen sah.

Weder Moiraine noch Lan unternahmen einen Versuch, sie zu beruhigen. Kein Wort, um ihnen zu sagen, daß sie zurückkehren würden. Er versuchte, nicht daran zu denken, was das bedeuten mochte. Sogar in ausgeruhtem Zustand wurde er von Zweifeln geplagt, so daß er nicht noch mehr davon gebrauchen konnte. Im Sattel zusammengesunken flüchtete er sich in einen Tagtraum. Er hütete neben Tam Schafe auf einer Weide mit dichtem üppigen Gras. Die

Lerchen sangen von einem Frühlingsmorgen. Und eine Fahrt nach Emondsfeld zum Bel Tine, so wie es gewesen war. Er tanzte auf dem Grün, und seine einzige Sorge war, nicht beim nächsten Tanzschritt zu stolpern. Er brachte es fertig, sich lange Zeit in diesen Traum zu versenken.

Der Ritt nach Baerlon dauerte fast eine Woche. Lan beschwerte sich zwar über ihre Bummelei, aber er war es, der die Geschwindigkeit bestimmte und die anderen zwang, sie einzuhalten. Mit sich und seinem Hengst Mandarb – er sagte, das heiße ›Klinge‹ in der Alten Sprache – ging er nicht so rücksichtsvoll um. Der Behüter legte die doppelte Strecke der anderen zurück. Er galoppierte mit im Wind flatterndem Umhang voraus, um zu sehen, was vor ihnen lag, oder er ließ sich zurückfallen und suchte den Weg hinter ihnen nach Verfolgern ab. Jeder andere jedoch, der sich schneller als im Schrittempo zu bewegen versuchte, wurde ausgescholten, weil er keine Rücksicht auf die Tiere nahm, und mußte sich ein paar beißende Sätze anhören, was er wohl zu Fuß unternehmen würde, wenn die Trollocs erst erschienen. Nicht einmal Moiraine war vor seiner scharfen Zunge sicher, wenn sie ihre weiße Stute in Trab setzte. Aldieb war der Name der Stute; in der Alten Sprache hieß das ›Westwind‹ – der Wind, der den Frühlingsregen brachte.

Der Spürsinn des Behüters erbrachte kein Zeichen einer Verfolgung oder eines Hinterhalts. Er erzählte nur Moiraine, was er sah, und das so leise, daß niemand sonst es verstehen konnte, und dann berichtete die Aes Sedai den anderen, was sie für berichtenswert hielt. Anfangs blickte Rand genauso oft nach hinten wie nach vorn. Er war nicht der einzige. Perrin griff oft nach seiner Axt, und Mat ritt mit einem Pfeil auf der Sehne, jedenfalls anfangs. Aber das

Land hinter ihnen blieb leer von Trollocs oder Gestalten in schwarzen Mänteln, und am Himmel zeigte sich kein Draghkar. Allmählich glaubte Rand daran, daß sie wirklich und wahrhaftig entkommen waren.

Selbst die dichtesten Stellen des Waldes boten keine ausreichende Deckung. Der Winter hielt sich hier, nördlich des Taren, genauso zäh wie bei den Zwei Flüssen. Gruppen von Kiefern, Tannen oder Lederblattbäumen und hier und da ein paar Gewürzsträucher oder Lorbeerbäumchen hoben sich von den kahlen grauen Bäumen ab. Nicht einmal beim Holunder zeigten sich Blätter. Nur vereinzelt sprießten die grünen Spitzen von neuem Gras aus den braunen, vom Schnee niedergedrückten Wiesen hervor. Auch hier wuchsen vor allem Brennesseln, Disteln und Stinkkraut. Auf dem nackten Waldboden hielten sich letzte Schneereste, wo schattige Stellen die Sonne abhielten, oder in kleinen Mulden unter den niedrigen Ästen der Tannen. Die Gefährten zogen die Umhänge fester um die Schultern, denn das blasse Sonnenlicht verströmte keine Wärme, und die nächtliche Kälte war beißend. Genauso wie bei den Zwei Flüssen flogen auch hier keine Vögel, nicht einmal Raben umher.

Wenn sie sich auch langsam vorwärtsbewegten, so konnten sie sich doch keineswegs entspannen. Die Nordstraße – Rand nannte sie immer noch so, obwohl er vermutete, daß sie hier, nördlich des Taren, einen anderen Namen hatte – verlief noch immer fast direkt Richtung Norden, aber Lan bestand darauf, daß ihr Weg so oft wie möglich in dieser oder jener Richtung abwich und durch den Wald führte, fast genauso oft, wie sie der festen Lehmspur der Straße folgten. Ein Dorf, ein Bauernhof oder irgendein Anzeichen von Menschen oder von menschlicher

Besiedelung veranlaßte sie zu meilenweiten Umwegen. Sie begegneten aber nicht vielen solcher Spuren. Den ganzen ersten Tag über sah Rand, abgesehen von der Straße, überhaupt kein Anzeichen dafür, daß sich Menschen je in diesem Wald aufgehalten hatten. Ein Gedanke kam ihm, daß er selbst zu jener Zeit, als er zum Fuß der Verschleierten Berge gewandert war, menschlichen Siedlungen näher gewesen war als heute.

Der erste Bauernhof, den er sah – ein großes Holzhaus mit einer hohen Scheune und spitzen strohgedeckten Giebeldächern (aus einem gemauerten Schornstein drang eine Rauchwolke) –, erschreckte ihn deshalb einigermaßen.

»Es ist nicht anders als zu Hause«, sagte Perrin, der finster zu den fernen Gebäuden hinüberblickte. Menschen bewegten sich im Hof. Sie hatten die Reisenden noch nicht entdeckt.

»Natürlich ist es anders«, sagte Mat. »Wir sind einfach noch nicht nahe genug.«

»Ich sage euch, es ist nicht anders«, beharrte Perrin.

»Doch! Wir sind schließlich nördlich des Taren.«

»Ruhig, ihr beiden!« grollte Lan. »Wir wollen nicht gesehen werden, ja? Hier entlang!« Er wandte sich Richtung Westen, um den Hof durch die Bäume herum zu umgehen.

Beim Zurückschauen dachte Rand, daß er Perrin recht geben mußte. Der Hof sah ziemlich gleich aus wie alle in der Gegend um Emondsfeld. Da war ein kleiner Junge, der Wasser aus dem Brunnen schöpfte, und ältere Jungen hüteten Schafe hinter einem Lattenzaun. Es gab sogar einen Trockenschuppen für Tabak. Aber Mat hatte auch recht. *Wir befinden uns nördlich des Taren. Es muß einfach anders sein.*

Sie machten immer Rast, wenn es noch hell war, um einen Platz auszusuchen, der einen leichten Abhang aufwies, damit das Wasser abfließen konnte, und sie vor dem Wind schützte, der nur selten ganz einschlief. Meist änderte er lediglich die Richtung. Ihr Lagerfeuer war immer klein und so geschickt versteckt, daß man es auf wenige Schritte Entfernung nicht mehr sehen konnte. Sobald der Tee gekocht war, wurden die Flammen gelöscht und die Kohlen vergraben.

Beim ersten Halt, bevor die Sonne sank, begann Lan damit, die Jungen im Umgang mit ihren Waffen zu unterweisen. Er nahm als erstes den Bogen. Nachdem er beobachtet hatte, wie Mat drei Pfeile in einem männerkopfgroßen Ziel auf dem gespaltenen Stumpf eines toten Lederblattbaums landete – auf hundert Schritt Entfernung –, nahm er die anderen an die Reihe. Perrin wiederholte Mats Leistung, und Rand, der die Flamme und das Nichts in sich beschwor und damit die leere Ruhe, die den Bogen zu einem Teil seiner selbst werden ließ, brachte seine drei Pfeile so eng nebeneinander ins Ziel, daß sich die Spitzen beinahe berührten. Mat schlug ihm gratulierend auf die Schulter.

»Wenn ihr jetzt alle einen Bogen hättet«, sagte der Behüter trocken, als er ihr Grinsen sah, »und wenn die Trollocs so nett wären, euch so weit vom Leib zu bleiben, daß ihr den Pfeil abschießen könntet ...« Das Grinsen verging den Freunden sogleich. »Wir werden sehen, was ich euch beibringen kann, falls sie einmal zu nahe kommen.«

Er zeigte Perrin den Gebrauch einer Streitaxt mit großer Schneide; wenn man eine Axt gegen jemanden erhob, der selbst bewaffnet war, war das nicht mit Holzhacken oder

einem probeweisen Axtschwingen zu vergleichen. Er ließ den großen Schmiedlehrling eine Reihe von Übungen durchführen – blockieren, parieren und zuschlagen –, und dann wiederholte er diese Prozedur mit Rand und seinem Schwert. Nicht das wilde Herumspringen und Zuschlagen, das Rand im Sinn hatte, wenn er über den Gebrauch der Waffe nachdachte, sondern flüssige Bewegung, bei der eine in die andere überging wie bei einem Tanz.

»Es genügt nicht, die Klinge zu bewegen«, erklärte Lan, »auch wenn einige das glauben. Der Verstand ist ein Teil des Ganzen, ein wesentlicher Teil. Leere deinen Verstand, Schafhirte, leere ihn von Haß oder Angst, von allem. Brenne alles weg. Ihr anderen, hört mir auch zu. Ihr könnt das genauso mit der Axt oder dem Bogen, mit einem Speer oder Stock oder sogar mit euren leeren Händen anwenden.«

Rand starrte ihn an. »Die Flamme und das Nichts«, sagte er erstaunt. »Das meint Ihr doch, nicht wahr? Mein Vater hat mich das gelehrt.«

Der Behüter blickte ihn undurchdringlich an. »Halte das Schwert, wie ich es dir gezeigt habe, Schafhirte. Ich kann in einer Stunde aus einem plattfüßigen Dorfbewohner keinen Schwertmeister machen, aber vielleicht kann ich dich davor bewahren, dir den eigenen Fuß abzuschneiden.«

Rand seufzte und hielt das Schwert aufrecht mit beiden Händen vor sich. Moiraine beobachtete alles ohne äußere Gefühlsregung, aber am nächsten Abend bat sie Lan, er solle den Unterricht fortsetzen.

Zum Abendbrot gab es stets das gleiche wie am Mittag oder zum Frühstück: Fladenbrot, Käse und Trockenfleisch, nur daß sie am Abend heißen Tee statt Wasser tranken, um das Essen hinunterzuspülen. Am Abend unterhielt Thom die Gesellschaft. Lan verbot dem Gaukler zwar nicht Harfe

oder Flöte zu spielen – nicht nötig, das ganze Land aufzuwecken, meinte er –, aber Thom jonglierte und erzählte Geschichten. ›Mara und die drei närrischen Könige‹ oder eine der vielen hundert Erzählungen über Anla, die weise Ratgeberin, oder mit Ruhm und Abenteuern erfüllte Geschichten wie ›Die Wilde Jagd nach dem Horn‹, doch immer mit einem glücklichen Ausgang und einer freudigen Heimkehr.

Wenn das Land um sie herum auch friedlich war, keine Trollocs zwischen den Bäumen erschienen, kein Draghkar unter den Wolken, so brachten sie es doch fertig, ihre Angst immer dann wieder zu schüren, wenn sie gerade am Erlöschen war.

Da war beispielsweise jener Morgen, an dem Egwene aufwachte und anfing, ihren Zopf zu lösen. Rand beobachtete sie aus den Augenwinkeln, während er seine Decken einrollte. Jeden Abend, wenn das Feuer gelöscht wurde, zogen sich alle in ihre Decken zurück, bis auf Egwene und die Aes Sedai. Immer setzten sich die beiden Frauen abseits von den anderen hin und unterhielten sich ein oder zwei Stunden lang. Sie legten sich hin, wenn die anderen längst schliefen. Egwene kämmte ihr Haar aus – hundertmal zog sie den Kamm durch, zählte Rand –, während er Wolke sattelte und seine Satteltaschen und Bettrolle hinter dem Sattel festschnallte. Dann steckte sie den Kamm weg, schob ihr loses Haar über die Schulter nach hinten und zog die Kapuze des Umhangs darüber.

Überrascht fragte er: »Was tust du da?« Sie blickte ihn von der Seite an, ohne zu antworten. Ihm wurde klar, daß er sie zum ersten Mal seit zwei Tagen angesprochen hatte, seit dem Abend in der Baumhöhle am Ufer des Taren, aber er ließ sich davon nicht aufhalten. »Dein ganzes Leben

lang hast du darauf gewartet, dein Haar endlich als Zopf tragen zu dürfen, und jetzt gibst du ihn auf? Warum? Weil sie auch keinen Zopf trägt?«

»Aes Sedai tragen ihr Haar nicht als Zopf«, sagte sie einfach. »Jedenfalls nicht, solange sie das nicht wollen.«

»Du bist keine Aes Sedai. Du bist Egwene al'Vere aus Emondsfeld, und die Frauen dort bekäme jetzt einen Anfall, wenn sie dich so sähen.«

»Der Frauenzirkel geht dich nichts an, Rand al'Thor. Und ich *werde* eine Aes Sedai, sobald wir Tar Valon erreichen.«

Er schnaubte. »Sobald wir Tar Valon erreichen. Warum? Licht, sag mir warum! Du bist doch keine Schattenfreundin.«

»Denkst du, daß Moiraine zu den Schattenfreunden gehört? Glaubst du das wirklich?« Sie drehte sich mit geballten Fäusten zu ihm um, und es sah so aus, als wolle sie ihn schlagen. »Nachdem sie das Dorf gerettet hat? Nachdem sie deinen Vater gerettet hat?«

»Ich weiß nicht, wie sie ist, aber wie auch immer – das sagt nichts über die anderen Aes Sedai aus. Die Geschichten ...«

»Werde erwachsen, Rand! Vergiß die Geschichten, und gebrauch deine Augen!«

»Mit meinen Augen habe ich gesehen, wie sie die Fähre versenkte. Oder willst du das leugnen? Wenn du erst mal Flausen im Kopf hast, gibst du nicht mehr nach, selbst wenn dir jemand beweist, daß du auf dem Wasser zu gehen versuchst. Wenn du keine so vom Licht geblendete Närrin wärst, würdest du bemerken ...!«

»Versucht ihr zwei, alle Leute innerhalb von zehn Meilen aufzuwecken?« fragte der Behüter.

Rand stand mit offenem Mund da und wollte noch etwas hinzuzufügen, da fiel ihm auf, daß er geschrien hatte. Sie hatten beide geschrien.

Egwenes Gesicht lief bis zu den Augenbrauen scharlachrot an. Sie drehte sich mit einem halblauten »Männer!« ab, das sowohl dem Behüter wie auch ihm zu gelten schien. Ahnungsvoll sah sich Rand im Lager um. Alle sahen ihn an, nicht nur der Behüter. Mat und Perrin waren ganz blaß. Thom wirkte so angespannt, als wolle er gleich wegrennen oder kämpfen. Moiraine. Das Gesicht der Aes Sedai war ausdruckslos, doch ihr Blick schien sich in seinen Kopf zu bohren. Verzweifelt versuchte er, sich daran zu erinnern, was er über Aes Sedai und Schattenfreunde gesagt hatte.

»Es ist Zeit zum Aufbruch«, sagte Moiraine. Sie wandte sich Aldieb zu, und Rand schauderte erleichtert, als sei er einer Falle entkommen. Er fragte sich, ob er wirklich entkommen war.

Zwei Nächte später, als das Feuer schon verglimmte, leckte sich Mat die letzten Krümel Käse von den Fingern und sagte:

»Wißt ihr, ich glaube, wir haben sie endgültig abgeschüttelt.« Lan war in die Nacht hinausgegangen, um sich ein letztes Mal umzusehen. Moiraine und Egwene hatten sich zu einer ihrer Unterhaltungen zurückgezogen. Thom döste mit der Pfeife im Mund vor sich hin, und die jungen Männer hatten das Feuer ganz für sich allein.

Perrin stocherte gelangweilt mit einem Stock in der Glut herum und antwortete: »Wenn wir sie los sind, warum sucht Lan dann immer noch die Gegend ab?« Rand fielen schon fast die Augen zu. Er lag am Boden und drehte sich um, den Rücken dem Feuer zugewandt. »Wir haben sie an

der Taren-Fähre abgehängt.« Mat legte sich zurück, verschränkte die Finger hinter dem Kopf und blickte zum monderhellten Himmel auf. »Falls sie wirklich *uns* gesucht haben.«

»Glaubst du, der Draghkar hat uns gejagt, weil wir ihm gefielen?« fragte Perrin.

»Wenn ihr mich fragt, hört auf, euch über Trollocs und ähnliches Gelichter Gedanken zu machen«, fuhr Mat fort, als habe Perrin nichts gesagt, »und fangt an, euch darauf zu freuen, die Welt sehen zu können. Wir sind jetzt dort draußen, wo die Geschichten herkommen. Was glaubt ihr – wie sieht eine richtige Stadt aus?«

»Wir reiten nach Baerlon«, sagte Rand schläfrig, aber Mat schnaubte nur.

»Baerlon ist schön und gut, aber ich habe die alte Karte von Meister al'Vere gesehen. Wenn wir Caemlyn erreichen und uns dann nach Süden wenden, führt uns die Straße nach Illian und noch weiter.«

»Was ist so besonders an Illian?« fragte Perrin gähnend.

»Zum einen«, antwortete Mat, »ist Illian nicht voll von Aes Se ...«

Er schwieg, und Rand war plötzlich hellwach. Moiraine war zu früh zurückgekehrt. Egwene war bei ihr, aber alle Aufmerksamkeit galt der Aes Sedai, die am Rande des Feuerscheins zu sehen war. Mat lag auf dem Rücken, den Mund noch geöffnet, und glotzte sie an. Moiraines Augen spiegelten das Licht wie zwei dunkle glattpolierte Steine wider. Plötzlich fragte sich Rand, wie lange sie wohl schon dagestanden hatte.

»Die Jungen haben gerade ...«, begann Thom, doch Moiraine fiel ihm ins Wort.

»Ein paar Tage Pause, und ihr seid bereit aufzugeben.«

Ihre ruhige, gleichmäßige Stimme stand im scharfen Widerspruch zu ihren Augen. »Ein, zwei Tage Ruhe, und schon habt ihr die Winternacht vergessen.«

»Wir haben sie nicht vergessen«, sagte Perrin. »Es ist nur ...« Sie erhob die Stimme immer noch nicht, verfuhr mit ihm aber wie mit dem Gaukler.

»Seid ihr alle dieser Meinung? Ihr wollt alle am liebsten nach Illian rennen und die Trollocs, Halbmenschen und Draghkar vergessen?« Sie musterte sie – dieser Steinglanz ihrer Augen und dazu der alltägliche Tonfall ihrer Stimme machten Rand nervös –, aber sie gab niemandem eine Gelegenheit, sich zu äußern. »Der Dunkle König ist hinter euch dreien her, hinter einem oder allen, und wenn ich euch wegrennen lasse, wie ihr wollt, dann bekommt er euch. Was auch immer der Dunkle König will, dem leiste ich Widerstand. Also hört mich an und erkennt die Wahrheit. Bevor ich euch dem Dunklen König überlasse, töte ich euch lieber.«

Es war ihre so beiläufig klingende Stimme, die Rand überzeugte. Die Aes Sedai würde genau das tun, was sie sagte, falls es sich als notwendig erwiese. Diese Nacht hatte er Schwierigkeiten, überhaupt zu schlafen, und er war nicht der einzige. Selbst der Gaukler begann erst zu schnarchen, als die letzten Kohlen schon lange verglüht waren. Ausnahmsweise bot ihnen Moiraine keine Hilfe an.

Diese abendlichen Gespräche Egwenes mit der Aes Sedai waren Rand ein Dorn im Auge. Immer wenn sie in der Dunkelheit verschwanden, sich von den anderen wegbegaben, um Ruhe vor ihnen zu haben, fragte er sich, worüber sie wohl sprachen und was sie taten. Was tat die Aes Sedai Egwene an?

Eines Nachts wartete er, bis sich die anderen alle zur

Ruhe begeben hatten. Thom schnarchte, als wolle er eine Eiche fällen. Dann schlüpfte Rand davon, die Decke um sich gewickelt. Er wandte alle seine Erfahrungen im Auflauern von Kaninchen an. Er bewegte sich mit den Mondschatten, bis er am Fuß eines großen Lederblattbaums kauerte, der viele zähe, breite Blätter aufwies. Er war nah genug, um Moiraine und Egwene zu verstehen, die mit einer kleinen Laterne auf einem umgestürzten Baumstamm saßen.

»Frag«, sagte Moiraine gerade, »und wenn ich dir darauf antworten kann, werde ich es tun. Begreif aber, daß vieles für dich noch zu früh kommt, Dinge, die du nicht lernen kannst, bevor du nicht andere Dinge gelernt hast, die wiederum weitere Vorkenntnisse erfordern. Aber frag, was du willst.«

»Die Fünf Mächte«, sagte Egwene langsam, »Erde, Wind, Feuer, Wasser und Geist. Es scheint mir nicht gerecht, daß Männer Erde und Feuer am besten beherrschten. Warum sollten gerade sie die stärksten der Mächte für sich haben?«

Moiraine lachte. »Glaubst du das, Kind? Gibt es einen Felsen, der so hart ist, daß Wind und Wasser ihn nicht abtragen können, ein so starkes Feuer, daß es nicht mit Wasser gelöscht oder vom Wind ausgeblasen werden kann?«

Egwene schwieg eine Weile und bohrte mit dem Zeh im Waldboden. »Sie ... sie waren diejenigen, welche ... die versuchten, den Dunklen König und die Verlorenen zu befreien, nicht wahr? Die männlichen Aes Sedai?« Sie holte tief Luft und sprach schneller. »Die Frauen hatten nichts damit zu tun. Die Männer wurden wahnsinnig und zerstörten die Welt.«

»Du hast Angst«, sagte Moiraine ernst. »Wenn du in Emondsfeld geblieben wärst, wärst du nach einer Weile Seherin. Das war Nynaeves Plan, nicht wahr? Oder du hättest im Frauenzirkel gesessen und die Geschicke von Emondsfeld gelenkt, während der Gemeinderat dächte, er leite das Ganze. Und doch hast du das Unglaubliche getan. Du hast Emondsfeld und die Zwei Flüsse verlassen auf der Suche nach Abenteuern. Du wolltest es, und gleichzeitig hast du Angst davor. Und du weigerst dich ganz entschieden, deiner Angst nachzugeben. Sonst hättest du mich nicht gefragt, wie eine Frau eine Aes Sedai werden kann. Du hättest eure Sitten und Gebräuche sonst nicht über Bord geworfen.«

»Nein«, protestierte Egwene, »ich habe keine Angst. Ich will eine Aes Sedai werden.«

»Besser für dich, wenn du Angst hättest, aber ich hoffe, du bleibst bei deiner Überzeugung. Wenige Frauen nur haben heutzutage die Fähigkeiten, Geweihte zu werden, und noch viel weniger wollen es.« Moiraines Stimme klang, als führe sie ein gedankenverlorenes Selbstgespräch. »Sicher waren es noch nie zuvor gleich zwei in einem Dorf. Das alte Blut fließt tatsächlich noch sehr stark im Land der Zwei Flüsse.«

Rand verlagerte sein Gewicht im Schatten, wo er kauerte. Ein Ästchen zerbrach unter seinem Fuß. Er erstarrte und hielt die Luft an. Er schwitzte, doch keine der beiden Frauen sah sich um.

»Zwei?« rief Egwene. »Wer denn noch? Ist es Kari? Kari Thane? Lara Ayellan?«

Moiraine schnalzte verärgert mit der Zunge und sagte dann ernst: »Du mußt vergessen, daß ich das gesagt habe. Ich fürchte, ihre Straße verläuft in einer anderen Richtung.

Konzentrier dich auf deine eigenen Angelegenheiten. Es ist kein leichter Weg, den du erwählt hast.«

»Ich werde nicht umkehren«, sagte Egwene.

»Wie du meinst. Aber du suchst immer noch Rückendeckung, und die kann ich dir nicht geben, jedenfalls nicht so, wie du es willst.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Du willst darin bestärkt werden, daß die Aes Sedai gut und rein sind und daß es diese gemeinen Männer aus den Legenden waren, die die Zerstörung der Welt verursachten, und nicht die Frauen. Nun, es waren zwar die Männer, doch sie waren keineswegs schlimmer als alle anderen Männer. Sie waren wahnsinnig, nicht böse. Die Aes Sedai, die du in Tar Valon antreffen wirst, sind menschlich und unterscheiden sich nicht von anderen Frauen, außer eben durch die Fähigkeiten, die uns von ihnen trennen. Sie sind tapfer und feige, stark und schwach, freundlich und grausam, warmherzig und kalt. Wenn du eine Aes Sedai wirst, dann bleibst du trotzdem diejenige, die du immer warst.«

Egwene atmete schwer. »Ich glaube, gerade davor hatte ich Angst: daß die Macht mich verändern würde. Das und die Trollocs. Und der Blasse. Und ... Moiraine Sedai, im Namen des Lichts: Warum kamen die Trollocs nach Emondsfeld?«

Der Kopf der Aes Sedai drehte sich, und sie blickte in die Richtung von Rands Versteck. Die Luft blieb ihm weg. Ihre Augen waren genauso hart wie zu der Zeit, als sie sie bedroht hatte, und er hatte das Gefühl, ihr Blick könne die starken Äste des Lederblatts durchdringen. *Licht, was wird sie tun, wenn sie mich hier als Lauscher findet?*

Er bemühte sich, mit den tieferen Schatten hinter sich zu

verschmelzen. Seine Augen waren auf die Frauen gerichtet, und so blieb er mit dem Fuß an einer Wurzel hängen. Er fing sich gerade noch, sonst wäre er in totes Unterholz getaumelt, und das hätte ihn mit einem Feuerwerk zerbrechender Zweige sofort verraten. Nach Luft schnappend kroch er auf allen vieren davon. Wie immer war es vor allem Glück, das es ihm ermöglichte, sich lautlos zu bewegen. Sein Herz schlug so stark, daß er fürchtete, es könne ihn verraten. *Narr! Eine Aes Sedai belauschen!*

Als er wieder dort war, wo die anderen schliefen, schlich er leise an seinen Platz zurück. Lan bewegte sich, als er sich auf den Boden legte. Der Behüter riß die Decke hoch, ließ sich dann aber mit einem Seufzer wieder zurückfallen. Er hatte sich im Schlaf nur umgedreht. Rand stieß einen Stoßseufzer aus.

Einen Augenblick später tauchte Moiraine aus der Nacht auf. Sie blieb stehen, als sie die schlummernden Gestalten sah. Das Mondlicht webte einen Strahlenkranz um sie. Rand schloß die Augen und atmete ganz gleichmäßig, während er angestrengt lauschte, ob sich Schritte näherten. Er hörte nichts. Als er die Augen wieder öffnete, war sie weg.

Als der Schlaf endlich kam, schwitzte er und hatte Träume, in denen alle Männer von Emondsfeld behaupteten, sie seien der Wiedergeborene Drache, und alle Frauen trugen blaue Edelsteine im Haar, die so aussahen wie der von Moiraine. Er versuchte danach nie mehr, Moiraine und Egwene zu belauschen.

Der sechste Tag ihrer quälend langsamen Reise brach an. Die blasse, kalte Sonne glitt auf die Baumwipfel zu, während eine Handvoll dünner Wolken hoch droben in

Richtung Norden trieb. Der Wind erhob sich zu einer Bö, und Rand zog den Umhang wieder einmal leise schimpfend über die Schultern. Er fragte sich, ob sie wohl jemals Baerlon erreichen würden. Die Entfernung, die sie seit ihrer Flußüberquerung zurückgelegt hatten, war größer als von Taren-Fähre bis zum Weißen Fluß, doch Lan behauptete stets, es sei eine kurze Reise, kaum wert, eine solche genannt zu werden. Er fühlte sich verloren.

Lan erschien im Wald vor ihnen. Er kehrte von einem seiner Erkundungsritte zurück. Er straffte die Zügel und ließ sein Pferd langsam neben Moiraines Pferd herschreiten, während er den Kopf zu Moiraine hinüberneigte.

Rand schnitt eine Grimasse, aber er stellte keine Frage. Lan weigerte sich gewöhnlich, Fragen, die man ihm stellte, zu beantworten.

Von den anderen schien nur Egwene Lans Rückkehr bemerkt zu haben, und sie hielt sich mit Fragen ebenfalls zurück. Die Aes Sedai verhielt sich Egwene gegenüber vielleicht so, als sei das Mädchen für die Emondsfelder verantwortlich, doch wenn der Behüter seine Berichte ablieferte, hatte Egwene nichts zu sagen. Perrin trug Mats Bogen. Auch ihn umgab dieses gedankenschwere Schweigen, das sie alle mehr und mehr packte, je weiter sie sich von den Zwei Flüssen entfernten. Die langsame Gangart der Pferde gestattete es Mat, vor den kritischen Augen Thom Merrilins mit drei kleinen Steinen zu jonglieren. Denn der Gaukler hatte sie jeden Abend unterrichtet, genau wie Lan.

Lan beendete seinen Bericht, und Moiraine drehte sich im Sattel um und sah die hinter ihr Reitenden an. Rand bemühte sich, sich nicht zu verkrampfen, als ihr Blick über

ihn glitt. Sah sie ihn einen Moment länger an als die anderen? Er wurde das unangenehme Gefühl nicht los, daß sie wußte, wer sie in der Dunkelheit jener Nacht belauscht hatte.

»He, Rand!« rief Mat. »Ich kann mit vieren jonglieren!« Rand winkte ihm zur Antwort zu, ohne sich umzudrehen. »Ich habe dir gesagt, daß ich noch vor dir vier schaffe. Ich – schau!«

Sie hatten die Spitze eines niedrigen Hügels erreicht, und unter ihnen, kaum eine Meile weit entfernt, hinter kahlen Bäumen und länger werdenden Schatten, lag Baerlon. Rand schnappte nach Luft, als er versuchte, zur gleichen Zeit zu lächeln und mit offenem Mund zu starren.

Eine Palisadenwand, beinahe drei Spannen hoch, umgab die Stadt. Hölzerne Wachtürme waren entlang der Palisade verteilt. Drinnen glitzerten mit Ziegeln und Platten gedeckte Dächer im Licht der sinkenden Sonne, und aus den Schornsteinen trieben federleichte Rauchwölkchen empor. Es waren Hunderte von Schornsteinen. Kein strohgedecktes Dach war zu sehen. Eine breite Straße führte nach Osten aus der Stadt hinaus und eine zweite nach Westen. Auf jeder waren zumindest ein Dutzend Wagen und doppelt so viele Ochsenkarren zu sehen, die auf die Palisade zu rollten. Um die Stadt herum verstreut lagen Bauernhöfe; die meisten im Norden, während nur wenige im Süden den Wald unterbrachen. Es ist größer als Emondsfeld und Wachhügel und Devenritt zusammen! Und vielleicht auch noch Taren-Fähre dazu.

»Das ist also eine Stadt«, hauchte Mat und beugte sich über den Hals seines Pferdes nach vorn, um genauer hinsehen zu können.

Perrin konnte nur den Kopf schütteln. »Wie können so

viele Leute in einem Ort wohnen?«

Egwene blickte stumm hinüber. Thom Merrilin sah Mat an, rollte mit den Augen und pustete seine Schnurrbartenden hoch. »Stadt!« schnaubte er.

»Und du, Rand?« fragte Moiraine. »Was hältst du auf den ersten Blick von Baerlon?«

»Ich glaube, es ist ziemlich weit von zu Hause entfernt«, sagte er langsam, was ihm ein hartes Lachen von Mat einbrachte.

»Ihr müßt noch viel weiter gehen«, sagte Moiraine. »Viel weiter. Aber ihr habt keine andere Wahl, außer ihr wollt wegrennen und euch verstecken und wieder wegrennen, und das für den Rest eures Lebens. Und es würde ein kurzes Leben sein. Daran müßt ihr euch erinnern, wenn die Reise beschwerlich wird. Ihr habt keine andere Wahl.«

Rand, Mat und Perrin sahen sich an. Den Gesichtern der anderen nach zu schließen, dachten sie dasselbe wie Rand. Wie konnte sie so tun, als hätten sie je eine Wahl gehabt, nach allem, was sie vorher schon gesagt hatte? Die Aes Sedai hatte für sie entschieden.

Moiraine fuhr fort, als sei ihr nicht klar, was sie dachten. »Die Gefahr beginnt hier erneut. Seid vorsichtig, was ihr innerhalb dieser Mauern sagt. Und was am wichtigsten ist: Erwähnt keine Trollocs oder Halbmenschen und ähnliches. Ihr dürft nicht einmal an den Dunklen König denken. Einige Leute in Baerlon mögen die Aes Sedai noch weniger als die Emondsfelder, und es könnte dort sogar Schattenfreunde geben.« Egwene schnappte nach Luft, und Perrin fluchte vor sich hin. Mats Gesicht wurde blaß, doch Moiraine fuhr ganz ruhig fort. »Wir dürfen so wenig Aufmerksamkeit wie möglich erregen.« Lan tauschte

seinen zwischen Grau und Grüntönen wechselnden Umhang gegen einen normalen braunen aus, der allerdings ebenfalls sehr fein geschnitten und gewebt war. Sein farbverändernder Umhang verursachte eine dicke Beule in eine seiner Satteltaschen. »Hier verwenden wir unsere eigenen Namen nicht«, eröffnete ihnen Moiraine. »Man kennt mich hier als Alys, und Lan ist Andra. Merkt euch das. Gut. Wir sollten uns noch vor Anbruch der Nacht zwischen diesen Mauern befinden. Die Tore von Baerlon werden von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang geschlossen.«

Lan führte sie den Hügel hinunter und durch den Wald auf die Palisaden zu. Die Straße führte an einem halben Dutzend Bauernhöfen vorbei – keiner sehr nahe, und die Menschen, die dort ihre letzten Arbeiten verrichteten, schienen die Reisenden nicht zu bemerken – und endete an einem schweren Holztor, das mit breiten schwarzen Eisenriegeln verschlossen war, fest verschlossen, obwohl die Sonne noch nicht untergegangen war.

Lan ritt ganz nahe an die Palisade heran und zog an dem ausgefransten Seil, das neben dem Tor herunterhing. Auf der anderen Seite erklang eine Glocke. Unmittelbar darauf blickte ein verschrumpeltes Gesicht unter einer zerknautschten Stoffmütze mißtrauisch von oben auf sie herab. Es befand sich zwischen den abgesägten Enden zweier Pfähle, gute drei Spannen über ihren Köpfen.

»Was soll das heißen, eh? Es ist zu spät am Tag, um dieses Tor zu öffnen. Zu spät, sage ich. Reitet zum Weißbrückentor, wenn ihr ...«

Moiraines Stute schritt ein Stück vor, so daß der Mann auf der Mauer sie klar erkennen konnte. Plötzlich verzogen sich seine Runzeln zu einem zahnlosen Lächeln, und er

schien zwischen seiner Pflicht und dem, was er sagen wollte, zu schwanken. »Ich wußte nicht, daß Ihr es seid, Herrin. Wartet. Ich komme sofort hinunter. Ich komme, ich komme!«

Der Kopf verschwand nach unten, und Rand hörte gedämpfte Rufe, sie sollten bleiben, wo sie seien, er käme ja schon. Mit schrillem Quietschen, der vom geringen Gebrauch zeugte, schwang der rechte Torflügel langsam auf. Er verhielt in seiner Lage, als die Lücke gerade groß genug war, um ein Pferd durchzulassen, und dann steckte der Torwächter seinen Kopf durch, lächelte sie wieder zahnlos an und sprang flink aus dem Weg. Moiraine folgte Lan durch das Tor. Egwene kam gleich dahinter.

Rand ließ Wolke hinter Bela hertraben und fand sich in einer engen Straße wieder, die von hohen Holzzäunen und großen fensterlosen Lagerhäusern eingerahmt wurde, deren breite Türen schon zur Nacht geschlossen waren. Moiraine und Lan standen bereits bei dem Torwächter mit dem runzligen Gesicht und unterhielten sich mit ihm. Also stieg Rand auch ab.

Der kleine Mann, der einen oftmals geflickten Umhang und Mantel trug, hielt seine Stoffmütze zerknüllt in einer Hand und verbeugte sich jedesmal, wenn er sprach. Er betrachtete die anderen, die hinter Moiraine und Lan von den Pferden stiegen, und schüttelte den Kopf.

»Landpomeranzen.« Er grinste. »Aber, Frau Alys, sammelt Ihr jetzt Landpomeranzen mit Heu im Haar?« Dann erfaßte sein Blick Thom Merrilin. »Ihr seid kein Schafzüchter. Ich erinnere mich, daß ich Euch vor ein paar Tagen durchgelassen habe, tatsächlich. Haben denen da unten Eure Kunststückchen nicht gefallen, Gaukler?«

»Ich hoffe, Ihr erinnert Euch daran, daß Ihr vergessen

sollt, uns jemals durchgelassen zu haben, Meister Avin«, sagte Lan und drückte dem Mann eine Münze in die freie Hand. »Und auch daß ihr uns wieder hereingelassen habt.«

»Das ist nicht nötig, Meister Andra. Nicht nötig. Ihr habt mir genug gegeben, als Ihr weggeritten seid. Genug.« Trotzdem ließ Avin die Münze so schnell verschwinden, als sei er auch ein Gaukler. »Ich hab niemanden nix erzählt und werd's auch nicht tun. Ganz besonders nicht den Weißmänteln«, endete er mit finsterem Blick. Er spitzte die Lippen, um auszuspucken, doch nach einem Blick auf Moiraine schluckte er statt dessen.

Rand riß die Augen auf, behielt aber den Mund geschlossen. Die anderen brachten das auch fertig, obwohl es Mat sehr schwer zu fallen schien. *Kinder des Lichts*, dachte Rand staunend. Die Geschichten, die Händler und Kaufleute und ihre Leibwächter über die Kinder erzählten, wechselten im Ausdruck von Bewunderung bis zum Haß, aber alle waren sich einig, daß die Kinder die Aes Sedai genauso haßten wie Schattenfreunde. Er fragte sich, ob dies bereits weitere Schwierigkeiten bedeutete.

»Die Kinder sind in Baerlon?« wollte Lan wissen.

»Aber sicher.« Der Torwächter nickte. »Kamen am gleichen Tag, als Ihr weggeritten seid, wenn ich mich richtig erinnere. Ist keiner hier, der sie leiden kann. Die meisten zeigen's natürlich nicht.«

»Haben sie gesagt, warum sie hier sind?« fragte Moiraine eindringlich.

»Warum sie hier sind?« Avin war so verblüfft, daß er seine Verbeugung diesmal vergaß. »Klar haben sie gesagt, warum ... Oh, ich hab's vergessen. Ihr wart ja auf dem Land. Habt wahrscheinlich nur Schafgeblöke gehört. Sie sagen, sie sind wegen der Vorgänge in Ghealdan hier. Der

Drache, wißt Ihr ... Also, der halt, der sich Drache nennt. Sie sagen, der Bursche löst eine Menge Böses aus – schätze, das stimmt auch –, und sie sind hier, um das Feuer auszutreten, bloß daß er ja in Ghealdan ist und nicht hier. Bloß 'ne Ausrede, um sich in anderer Leute Sachen einzumischen, denke ich. Man hat schon den Drachenzahn auf ein paar Türen gesehen.« Diesmal spuckte er aus.

»Haben sie Euch viele Schwierigkeiten bereitet?« fragte Lan, und Avin schüttelte lebhaft den Kopf.

»Nicht, daß sie's nicht wollen, schätze ich, aber der Statthalter traut denen genausowenig wie ich. Er läßt nicht mehr als zehn oder so gleichzeitig in die Stadt, und sie sind mächtig sauer deswegen. Der Rest hat ein Lager ein Stück nördlich, hab ich gehört Wette, daß sich die Bauern dort umgucken müssen. Die paar, die reinkommen, stolzieren nur in diesen weißen Mänteln rum und gucken auf die ehrlichen Leute runter. Geh im Licht, sagen sie, und das ist ein Befehl. Hätte fast schon Schlägereien gegeben mit den Wagenfahrern und den Bergleuten und den Schmelzern und so, ja, und sogar mit der Wache, aber der Statthalter will Frieden, und deshalb ist nix passiert. Wenn sie das Böse jagen, meine ich, warum sind sie dann nicht oben in Saldaea? Ich hab gehört, daß dort oben was los ist. Oder unten in Ghealdan? Es hat drunten eine große Schlacht gegeben, sagt man. Eine richtig große.«

Moiraine atmete leise und betont ein. »Ich hatte gehört, daß Aes Sedai nach Ghealdan gingen.«

»Ja, sind sie.« Avin nickte wieder heftig. »Sie sind wirklich nach Ghealdan gegangen, und das hat die Schlacht ausgelöst, hab ich gehört. Man sagt, einige der Aes Sedai sind tot. Vielleicht auch alle. Ich weiß, daß manche Leute die Aes Sedai nicht mögen, aber ich frag Euch, wer sonst

soll 'nen falschen Drachen aufhalten, eh? Und die verdammten Narren, die glauben, sie wären männliche Aes Sedai oder so was. Was ist mit denen? Klar sagen ein paar – aber nicht die Weißmäntel und ich auch nicht, aber eben manche Leute –, daß dieser Bursche wirklich der Wiedergeborene Drache ist. Ich hab gehört, daß er ein paar Sachen kann. Die Eine Macht benutzen. Tausende folgen ihm schon.«

»Sei kein Narr!« fauchte Lan, und Avins Gesicht nahm einen verletzten Ausdruck an.

»Ich sag nur, was ich gehört hab, oder? Nur was ich gehört hab, Meister Andra. Sie sagen – ein paar halt –, daß er mit seiner Armee nach Osten und Süden marschiert, auf Tear zu.« Seine Stimme klang bedeutungsschwanger. »Man sagt, er nennt sie das Drachenvolk.«

»Namen bedeuten wenig«, sagte Moiraine ruhig. Falls sie das Gehörte beunruhigte, ließ sie es sich nach außen hin nicht anmerken. »Du könntest deinen Maulesel Drachenvolk nennen, wenn es dir Spaß macht.«

»Unwahrscheinlich, Herrin.« Avin schmunzelte. »Nicht, wenn die Weißmäntel in der Gegend sind, sicherheitshalber. Ich glaube auch nicht, daß irgend jemand sonst den Namen gern hören würde. Ich weiß schon, was Ihr meint, aber ... O nein, Herrin, nicht *meinen* Maulesel!«

»Zweifellos eine weise Entscheidung«, kommentierte Moiraine. »Jetzt müssen wir weiter.«

»Und macht Euch keine Sorgen, Herrin«, sagte Avin mit einer tiefen Verbeugung. »Ich hab niemanden gesehn.« Er lief zum Tor und schloß es mit schnellen ruckartigen Bewegungen. »Hab niemanden und nichts gesehn.« Das Tor schlug zu, und mit einem Seil zog er den Riegel herunter. »In Wirklichkeit, Herrin, ist dieses Tor schon

tagelang nicht mehr geöffnet worden.«

»Das Licht leuchte dir, Avin«, sagte Moiraine.

Dann führte sie sie vom Tor weg. Rand sah sich einmal um, und da stand Avin immer noch vor dem Torflügel. Er schien mit einem Zipfel seines Umhangs eine Münze zu polieren und dabei vor sich hin zu lachen.

Der Weg führte sie durch ungepflasterte Straßen, die kaum zwei Wagenstärken breit waren, eingerahmt von Lagerhäusern und hohen Holzzäunen. Rand ging eine Weile neben dem Gaukler her. »Thom, was bedeutet das ganze Gerede über Tear und das Drachenvolk? Tear ist doch eine Stadt ganz unten am Meer der Stürme, nicht wahr?«

»Der Karaethon-Zyklus«, erwiderte Thom kurzangebunden.

Rands Augen weiteten sich. *Die Prophezeiungen des Drachen.* »Keiner erzählt die ... solche Geschichten im Gebiet der Zwei Flüsse. Jedenfalls nicht in Emondsfeld. Die Seherin zöge ihnen die Haut bei lebendigem Leib ab, wenn sie es täten.«

»Ja, ich glaube, das täte sie«, sagte Thom trocken. Er sah nach Moiraine, die vorn neben Lan einherschritt, sah, daß sie nichts hören konnte, und fuhr fort. »Tear ist der größte Hafen am Meer der Stürme, und der Stein von Tear ist die Festung, die ihn bewacht. Man sagt, der Stein sei die erste Festung, die nach der Zerstörung der Welt gebaut wurde, und in dieser langen Zeit ist sie niemals gefallen, obwohl mehr als eine Armee sie angegriffen hat. Eine der Prophezeiungen behauptet, der Stein von Tear werde niemals fallen, bis das Drachenvolk kommt. In einer anderen Weissagung wird behauptet, der Stein werde nicht fallen, bis der Drache das Schwert, *das-nicht-berührt-*

werden-kann, in seiner Hand führt.« Thom verzog das Gesicht. »Der Fall des Steins wird einer der wichtigsten Beweise dafür sein, daß der Drache wiedergeboren wurde. Möge der Stein stehen, bis ich zu Staub geworden bin.«

»Das Schwert, *das-nicht-berührt-werden-kann?*«

»So heißt es. Ich weiß nicht, ob es wirklich ein Schwert ist. Was auch immer: Es liegt im Herzen des Steins, der inneren Zitadelle dieser Festung. Keiner außer den Großherren von Tear kann diesen Teil betreten, und sie verraten nicht, was dort drinnen liegt. Zumindest verraten sie es den Gauklern nicht.«

Rand runzelte die Stirn. »Der Stein kann nicht fallen, bis der Drache das Schwert führt, aber wie kann er das, ohne daß die Festung bereits gefallen ist? Erwartet man, daß der Drache ein Großherr von Tear ist?«

»Kaum zu erwarten«, sagte der Gaukler trocken. »In Tear haßt man alles, was mit der Macht zu tun hat, sogar noch mehr als in Amador, und Amador ist die Hochburg der Kinder des Lichts.«

»Wie kann dann die Prophezeiung erfüllt werden?« fragte Rand. »Mir wäre es ja auch recht, wenn der Drache niemals wiedergeboren würde, aber eine Prophezeiung, die nicht erfüllt werden kann, ergibt nicht viel Sinn. Es klingt nach einer Geschichte, die man den Leuten erzählt, damit sie glauben, daß der Drache niemals wiedergeboren wird. Stimmt das?«

»Junge, du stellst eine Unmenge von Fragen«, sagte Thom. »Eine Prophezeiung, die ganz leicht erfüllt werden kann, wäre doch nicht viel wert, oder?« Plötzlich wurde seine Stimme fröhlicher. »Jetzt sind wir da.«

Lan war an einem kopfhohen Holzzaun stehengeblieben. Er steckte die Klinge seines Dolchs zwischen zwei der

Bretter. Plötzlich brummte er zufrieden, zog, und eine Tür im Zaun schwang wie ein Tor auf. Es war tatsächlich ein Tor, das so gebaut war, daß man es eigentlich nur von der anderen Seite öffnen konnte. Moiraine trat sogleich ein und zog Aldieb hinter sich her. Lan bedeutete den anderen, daß sie folgen sollten, und machte dann den Abschluß, wobei er das Tor hinter sich schloß.

Auf der anderen Seite des Zauns befand sich Rand im Stallhof einer Schenke. Aus der Küche erklang lautes Treiben und Klappern. Was ihn verblüffte, war die Größe der Schenke: Sie bedeckte eine Fläche, mehr als doppelt so groß wie die Weinquellenschenke, und war vier Stockwerke hoch. Weit mehr als die Hälfte der Fenster war in der zunehmenden Dämmerung bereits erleuchtet. Er staunte über diese Stadt und daß sie so viele Fremde beherbergte.

Kaum befanden sie sich mitten in dem Stallhof, da erschienen auch schon drei Männer mit schmutzigen Segeltuchschürzen unter dem breiten Torbogen des riesigen Stalls. Einer, ein drahtiger Bursche und der einzige, der eine Mistgabel bei sich hatte, kam mit fuchtelnden Armen auf sie zu.

»Hier! Hier! Ihr könnt nicht von dort hereinkommen! Ihr müßt nach vorn gehen!«

Lans Hand bewegte sich wieder auf seinen Geldbeutel zu, aber in diesem Augenblick kam ein weiterer Mann, genauso dick wie Meister al'Vere, aus der Schenke geeilt. Haarbüschel standen hinter seinen Ohren hervor, und seine blendend weiße Schürze wies ihn als den Wirt dieser Schenke aus. »Ist schon gut, Mutch«, sagte der Neuankömmling. »Es ist in Ordnung. Diese Leute sind Gäste, die ich erwartet habe. Kümmere dich nur um ihre

Pferde. Pfleg sie gut!«

Mutch fuhr sich mürrisch über die Stirn und bedeutete seinen zwei Begleitern, ihm zu Hilfe zu kommen. Rand und die anderen holten hastig ihre Satteltaschen und Bettrollen herunter, während sich der Wirt Moiraine zuwandte. Er verbeugte sich tief vor ihr und sprach mit ehrlich erfreutem Lächeln: »Willkommen, Frau Alys, willkommen! Es ist gut, Euch und Meister Andra wiederzusehen. Sehr gut sogar. Ich habe die feinen Gespräche mit Euch vermißt. Ja, wirklich. Ich muß sagen, ich habe mir Sorgen gemacht, weil Ihr dort draußen auf dem Lande wart. Ich meine, in einer solchen Zeit, da das Wetter verrückt spielt und die Wölfe in der Nacht schon vor der Mauer heulen.« Plötzlich klatschte er sich mit beiden Händen auf den Bauch und schüttelte den Kopf. »Hier stehe ich und quatsche, statt Euch hineinzubringen. Kommt! Kommt! Eine heiße Mahlzeit und ein warmes Bett, das braucht Ihr jetzt. Und Ihr findet in Baerlon nichts Besseres. Nichts Besseres!«

»Und auch ein heißes Bad, darf ich hoffen, Meister Fitch?« fragte Moiraine.

»Aber natürlich – nur das beste und heißeste in ganz Baerlon!« sagte der Wirt. »Kommt. Willkommen im ›Hirsch und Löwen‹. Willkommen in Baerlon!«

KAPITEL 14

Zum ›Hirsch und Löwen‹

Im Innern war die Schenke mindestens so belebt, wie es die Geräusche von draußen schon angedeutet hatten. Die Gesellschaft aus Emondsfeld folgte Meister Fitch durch den Hintereingang und mußte sich bald neben und zwischen einem Strom von Männern und Frauen in langen Schürzen hindurchwinden, die ihre Tabletts mit Essen und Getränken hoch über die Köpfe hielten. Die Träger murmelten hastige Entschuldigungen, wenn sie jemandem im Weg waren, aber sie mäßigten ihre Schritte keineswegs. Einer der Männer erhielt eilige Anweisungen von Meister Fitch und verschwand im Trab.

»Ich fürchte, die Schenke ist beinahe voll«, sagte der Wirt zu Moiraine. »Fast bis zum Dach. Jede Schenke in der Stadt ist überfüllt. Bei dem Winter, den wir hinter uns haben ... Na ja, sobald das Wetter so gut war, daß man aus den Bergen herunterkommen konnte, wurden wir regelrecht überschwemmt – ja, das ist das richtige Wort –, überschwemmt von Bergleuten und Schmelzern, die alle die schlimmsten Geschichten erzählten. Wölfe und noch Schlimmeres. Eben die Sachen, die Männer erzählen, wenn sie den ganzen Winter über miteinander eingesperrt waren. Ich kann nicht glauben, daß dort oben noch irgend jemand lebt, so viele haben wir hier. Aber keine Angst. Es mag ein wenig eng zugehen, aber ich werde mein Bestes für Euch und Meister Andra tun. Und natürlich auch für Eure Freunde.« Er sah Rand und die anderen ein- oder zweimal

neugierig an; außer in Thoms Fall wies die Kleidung sie als Landvolk aus, und Thoms Gauklerumhang machte ihn für ›Frau Alys‹ und ›Meister Andra‹ zu einem höchst eigenartigen Reisebegleiter. »Ich werde mein Bestes tun, da könnt Ihr sicher sein.«

Rand beobachtete das Treiben rundum und bemühte sich zu vermeiden, daß jemand ihn über den Haufen rannte, obwohl die Helfer eigentlich nicht den Eindruck machten. Er mußte daran denken, wie Meister al'Vere und seine Frau die Weinquellenschenke lediglich mit gelegentlicher Hilfe ihrer Töchter geführt hatten.

Mat und Perrin verdrehten sich die Hälse in Richtung auf den Schankraum, aus dem jedesmal eine Welle von Gelächter, Gesang und freundschaftlichem Geschrei erklang, wenn die breite Tür am Ende des Flurs sich öffnete. Nachdem er etwas wie ›Neuigkeiten erfahren‹ gemurmelt hatte, verschwand der Behüter mit ernster Miene durch diese Schwingtür und wurde von einer Welle der Fröhlichkeit verschluckt.

Rand wäre ihm gern gefolgt, doch noch mehr sehnte er sich nach einem heißen Bad. Leute und Gelächter wären ihm wohl gerade recht gewesen, doch die Gäste im Schankraum würden seine Gegenwart in sauberem Zustand noch mehr begrüßen. Mat und Perrin wurden offensichtlich von denselben Gedanken bewegt; Mat kratzte sich verstohlen.

»Meister Fitch«, sagte Moiraine, »ich habe gehört, daß sich Kinder des Lichts in Baerlon aufhalten. Könnte es Schwierigkeiten geben?«

»Oh, macht Euch keine Sorgen deswegen, Frau Alys. Sie machen viel Aufhebens, wie üblich. Behaupten, daß eine Aes Sedai in der Stadt sei.« Moiraine hob eine

Augenbraue, und der Wirt breitete die fetten Hände aus. »Sorgt Euch nicht. Sie haben das auch früher schon behauptet. Es gibt keine Aes Sedai in Baerlon, und der Statthalter weiß das. Die Weißmäntel glauben, wenn sie eine Aes Sedai vorweisen oder eine Frau, von der sie das behaupten, dann wird man sie in unsere Mauern hereinlassen. Na ja, ich schätze, einige täten das gern. Einige schon. Aber die meisten Leute wissen, was die Weißmäntel vorhaben, und sie unterstützen den Statthalter. Keiner will, daß irgendeine harmlose alte Frau verletzt wird, damit die Kinder eine Ausrede dafür haben, die Leute aufzuhetzen.«

»Das freut mich zu hören«, sagte Moiraine trocken. Sie legte eine Hand auf den Arm des Wirts. »Ist Min noch da? Wenn ja, möchte ich gern mit ihr sprechen.«

Rand konnte Meister Fitchs Antwort nicht verstehen, da in diesem Moment Bedienstete ankamen, die sie ins Bad führen sollten. Moiraine und Egwene verschwanden im Schlepptau einer molligen Frau mit offenem Lächeln und einer Ladung Handtücher auf dem Arm. Der Gaukler, Rand und seine Freunde wurden von einem schlanken dunkelhaarigen Burschen namens Ara geleitet. Rand versuchte, Ara über Baerlon auszufragen, doch der Mann war ziemlich einsilbig. Er erwähnte nur, daß Rand einen eigenartigen Akzent habe, und dann vertrieb der erste Anblick des Baderaums alle Gedanken an ein Gespräch aus Rands Kopf. Ein Dutzend hoher Kupferbadewannen stand im Kreis auf dem mit Platten belegten Fußboden, der sich leicht zu einem Abfluß in der Mitte des großen Raums mit hohen Steinwänden neigte. Auf einem Hocker hinter jeder Wanne lagen ein dickes Handtuch und ein großes Stück gelber Seife, und an einer Wand standen große schwarze

Eisenkessel voll Wasser auf geöffneten Herdplatten. An der Wand gegenüber flammten Holzscheite in einem tiefen offenen Kamin, der noch zu der Wärme im Raum beitrug.

»Fast so gut wie die Weinquellenschenke zu Hause«, sagte Perrin gönnerhaft, wenn auch nicht gerade besonders wahrheitsgemäß. Thom lachte schallend, und Mat spöttelte: »Es klingt, als hätten wir einen Coplin mitgebracht, ohne es zu merken.«

Rand legte seinen Umhang ab und zog sich aus, während Ara vier der Kupferbadewannen füllte. Auch die anderen zögerten nicht und taten es Rand nach, der als erster seine Wanne auswählte. Sobald die Kleider auf den Hockern aufgestapelt lagen, brachte Ara jedem einen großen Eimer heißen Wassers und eine Schöpfkelle. Danach setzte er sich auf einen Hocker neben der Tür, lehnte sich mit verschränkten Armen an die Wand und blieb so in Gedanken versunken sitzen.

Während sie den Schmutz einer Woche wegschrubbten und mit Kellen voll heißen Wassers wegspülten, kam kaum ein Gespräch auf. Dann setzten sie sich hinein in die Wannen, um sich darin lange Zeit zu aalen. Ara hatte das Wasser so erhitzt, daß es unter Seufzern des Wohlbefindens eine Weile dauerte, bis sie endlich drin lagen. Die sowieso schon warme Luft im Raum wurde langsam feucht und heiß. Lange Zeit hörte man überhaupt nichts, bis auf ein gelegentliches langes Ausatmen, wenn sich verspannte Muskeln lösten und das Frösteln, das sie schon für gegeben erachtet hatten, aus ihren Knochen verschwand.

»Braucht ihr noch was?« fragte Ara plötzlich. Er hatte keinen Anlaß, sich über die Akzente anderer auszulassen, denn er und Meister Fitch klangen, als hätten sie den Mund

voll Brei. »Mehr Handtücher? Noch heißes Wasser?«

»Nichts«, sagte Thom in seiner volltönenden Stimme. Die Augen geschlossen, wedelte er großzügig mit der Hand. »Geht und genießt den Abend. Später werde ich dafür sorgen, daß Ihr für Eure Dienste mehr als großzügig entlohnt werdet.« Er rutschte tiefer in die Wanne hinein, bis er bis auf Augen- und Nasenhöhe von Wasser bedeckt war.

Ara betrachtete die Hocker hinter den Wannen, auf denen Kleider und sonstigen Besitztümer aufgestapelt lagen. Er sah den Bogen an, doch am längsten verweilte sein Blick auf Rands Schwert und Perrins Axt. »Gibt es da unten, wo ihr herkommt, auch Unruhen?« fragte er plötzlich. »In den Flüssen oder wie ihr es nennt?«

»Die Zwei Flüsse«, sagte Mat, wobei er jedes Wort betonte. »Es heißt: die Zwei Flüsse. Was Unruhen betrifft, warum ...«

»Was meinst du mit ›auch‹?« fragte Rand. »Gibt es hier irgendwelche Unruhen?«

Perrin, der das Liegen in der Wanne sichtlich genoß, murmelte: »Gut! Gut!« Thom richtete sich ein wenig auf und öffnete die Augen.

»Hier?« schnaubte Ara. »Unruhen? Bergleute, die sich in der Morgendämmerung auf der Straße prügeln, bedeuten noch keine Unruhen. Oder ...« Er schwieg und blickte sie einen Moment lang an. »Ich meinte die Art von Unruhen wie in Ghealdan«, erklärte er schließlich. »Nein, bei euch wahrscheinlich nicht. Nichts als Schafe da unten, wie? Nicht böse gemeint ... Ich meinte einfach, daß es bei euch wahrscheinlich ruhig ist. Aber es war schon ein eigenartiger Winter. Seltsame Geschichten in den Bergen. Neulich hörte ich, daß oben in Saldaea Trollocs

aufgetaucht sind. Aber das ist natürlich eines der Grenzlande, nicht wahr?« Er redete nicht weiter, ließ den Mund zunächst offen und klappte ihn dann zu, als sei er selbst überrascht, soviel geredet zu haben.

Rand hatte sich bei dem Wort Trollocs verkrampft, aber er bemühte sich, es zu verbergen, indem er seinen Waschlappen über dem Kopf auswand. Als der Bursche weitersprach, entspannte er sich wieder. Aber nicht alle hielten den Mund.

»Trollocs?« gluckste Mat. Rand spritzte mit Wasser nach ihm, doch Mat wischte es sich nur grinsend aus dem Gesicht. »Laß mich erstmal von Trollocs erzählen!«

Zum ersten Mal, seit er in die Wanne geklettert war, sprach Thom. »Warum kannst du das nicht lassen? Ich bin es allmählich leid, meine eigenen Geschichten von dir wieder zu hören.«

»Er ist ein Gaukler«, sagte Perrin, worauf Ara ihm einen verächtlichen Blick zuwarf.

»Ich habe den Mantel gesehen. Werdet Ihr Eure Kunst hier zeigen?«

»Augenblick mal!« protestierte Mat. »Was soll das heißen, daß ich Thoms Geschichten erzähle? Seid ihr alle ...«

»Du erzählst sie eben nicht so gut wie Thom«, schnitt ihm Rand hastig das Wort ab, und Perrin hieb in dieselbe Kerbe. »Du fügst immer Sachen hinzu, um die Geschichten zu verbessern, aber das schaffst du nicht.«

»Und dann bringst du auch noch alles durcheinander«, fügte Rand hinzu. »Überlaß das am besten Thom.«

Sie sprachen alle so schnell, daß Ara sie mit offenem Mund anstarrte. Mat blickte ganz verwirrt drein, als seien alle anderen plötzlich verrückt geworden. Rand fragte sich,

wie man ihn wohl zum Schweigen bringen könne, ohne sich mit ihm zu streiten.

Die Tür schlug auf, und Lan trat ein, den braunen Mantel über die Schulter geworfen. Mit ihm kam ein Schwall kühler Luft, der für einen Augenblick den Dampf im Raum etwas lichtete. »Also«, sagte der Behüter und rieb sich die Hände, »genau darauf habe ich gewartet.« Ara ergriff einen Eimer, doch Lan winkte ihm zu, er solle es lassen. »Nein, ich werde mich selbst darum kümmern.« Er ließ seinen Umhang auf einen der Hocker fallen, beförderte den Bediensteten trotz seines Protestes aus dem Raum und schloß die Tür fest hinter ihm zu. Er wartete ein paar Augenblicke an der Tür, den Kopf zum Lauschen geneigt, und als er sich dann wieder den anderen zuwandte, war seine Stimme kalt, und seine Augen funkelten Mat an. »Es ist gut, daß ich gerade in diesem Augenblick zurückgekommen bin, Bauernjunge. Hörst du nie auf das, was man dir sagt?«

»Ich habe doch nichts getan«, protestierte Mat. »Ich wollte ihm bloß gerade von den Trollocs erzählen und nicht von ...« Er hielt inne und lehnte sich unter dem Blick des Behüters gegen die Rückseite der Wanne.

»Sag nichts über Trollocs!« befahl Lan ernst. »Denk nicht einmal an Trollocs.« Mit ärgerlichem Schnauben begann er, eine Wanne für sich zu füllen. »Blut und Asche, ihr solltet euch besser daran erinnern, daß der Dunkle König Augen und Ohren hat, wo man sie am wenigsten erwartet. Und wenn die Kinder des Lichts hören, daß hinter dir die Trollocs her sind, dann brennen sie darauf, dich in die Finger zu bekommen. Für sie würde es im Grunde dasselbe bedeuten, als würde man dich Schattenfreund nennen. Auch wenn es euch schwerfällt – bis wir unser Ziel

erreicht haben, traut niemandem, außer Frau Alys oder ich sagen euch etwas anderes.« Mat zuckte zusammen, als er den Namen betonte, den Moiraine hier benutzte.

»Das war etwas, das uns dieser Bursche nicht sagen wollte«, erklärte Rand. »Etwas, das er als Unruhen bezeichnete, aber er wollte nicht sagen, was es war.«

»Vielleicht die Kinder«, sagte Lan und goß heißes Wasser in die Wanne. »Die meisten Leute betrachten sie als Unruhestifter. Ein paar allerdings nicht, und er kannte euch nicht lange genug, um etwas zu riskieren. Was wußte er schon? Ihr hättet ja gleich zu den Weißmänteln rennen können.«

Rand schüttelte den Kopf. Dieser Ort schien bereits jetzt schlimmer zu sein, als Taren-Fähre jemals werden konnte. »Er sagte, es seien Trollocs in ... in Saldaea, nicht wahr?« sagte Perrin. Lan warf den leeren Eimer zu Boden, daß es krachte. »Ihr müßt wohl einfach darüber reden, was? In den Grenzlanden gibt es immer Trollocs, Schmied. Und jetzt begreift endlich, daß wir nicht mehr Aufmerksamkeit erregen wollen als eine Maus auf dem Acker. Vergeßt das nicht. Moiraine will euch alle lebend nach Tar Valon bringen und ich natürlich auch, wenn irgend möglich, aber falls ihr Moiraine Schwierigkeiten macht ...«

Der Rest ihres Badevergnügens spielte sich schweigend ab, genau wie nachher das Anziehen.

Als sie den Baderaum verließen, stand Moiraine mit einem schlanken Mädchen, kaum größer als sie selbst, am Ende des Flurs. Zumindest hielt Rand sie für ein Mädchens obwohl das schwarze Haar kurzgeschnitten war und sie ein Männerhemd und Männerhosen trug. Moiraine sagte etwas, das Mädchen betrachtete die Männer einen Moment lang genau, nickte Moiraine zu und eilte davon.

»Na also«, sagte Moiraine, als sie näher kamen, »ich bin sicher, das Bad hat euch allen Appetit gemacht. Meister Fitch hat ein eigenes Eßzimmer für uns vorbereitet.« Sie unterhielt sich weiter über belanglose Dinge mit ihnen, während sie ihnen den Weg zeigte: über ihre Zimmer und die vielen Leute im Ort und daß der Wirt hoffe, Thom werde im Schankraum musizieren und ein, zwei Geschichten zum besten geben. Sie erwähnte das Mädchen nicht, falls es überhaupt ein Mädchen gewesen war. Der private Speisesaal wies einen großen glänzenden Eichentisch auf, um den ein Dutzend Stühle stand. Auf dem Boden lag ein dicker Teppich. Als sie eintraten, drehte sich eine frischgewaschene Egwene mit glänzendem, feuchtem, glatt ausgekämmtem Haar nach ihnen um. Sie hatte sich die Hände an dem im Herd prasselnden Feuer gewärmt. Rand hatte während der langen Stille im Baderaum viel Zeit zum Nachdenken gehabt.

Lans ständige Mahnungen, niemandem zu trauen, und besonders die Tatsache, daß Ara davor zurückscheute, ihnen zu vertrauen, hatten ihm klargemacht, wie einsam sie nun wirklich waren. Es schien, als könnten sie wirklich niemandem außer sich selbst trauen, und er war sich immer noch nicht sicher, inwieweit sie Moiraine oder Lan vertrauen konnten. Nur auf sich allein gestellt. Und Egwene war immer noch Egwene. Moiraine behauptete, es sei so oder so geschehen, daß sie die Wahre Quelle berühren würde. Sie konnte das nicht bestimmen, und das hieß: Es war nicht ihre Schuld. Und sie war immer noch dieselbe Egwene wie vorher.

Er öffnete den Mund, um sich zu entschuldigen, doch Egwene versteifte sich und wandte ihm den Rücken zu, bevor er ein Wort herausbringen konnte. Er blickte

mürrisch ihren Rücken an und schluckte hinunter, was er hatte sagen wollen. *Auch gut. Wenn sie es so will, dann kann ich nichts daran ändern.*

Meister Fitch schlüpfte herein. Vier Frauen in weißen Schürzen folgten ihm. Sie trugen ein Tablett mit drei Brathähnchen, Silberbestecken, verdeckten Schüsseln und Steinguttellern. Die Frauen begannen sofort mit dem Tischdecken. Derweil verbeugte sich der Wirt vor Moiraine.

»Entschuldigt vielmals, Frau Alys, daß ich Euch so warten ließ, aber bei so vielen Gästen in meiner Schenke wundere ich mich manchmal, daß überhaupt jemand bedient wird. Ich fürchte, das Essen ist auch nicht das, was Euch gebührte. Nur die Hähnchen, ein paar Rüben und Erbsen und hinterher ein wenig Käse. Nein, es ist wirklich nicht das, was es sein sollte. Ich möchte mich ehrlich entschuldigen.«

»Ein Festessen.« Moiraine lächelte. »In diesen schweren Zeiten ist das aber wirklich ein Festessen, Meister Fitch.«

Der Wirt verbeugte sich wieder. Sein büscheliges Haar, das nach allen Seiten abstand, als fahre er ständig mit den Händen hindurch, machte die Verbeugung eher komisch, doch sein Grinsen war so sympathisch, daß jeder, der lachte, mit ihm und nicht über ihn lachte. »Vielen Dank, Frau Alys, vielen Dank!« Als er sich aufrichtete, runzelte er die Stirn und wischte mit einem Schürzenzipfel ein eingebildetes Staubkorn vom Tisch. »Natürlich ist es nicht das, was ich Euch noch vor einem Jahr auf den Tisch gestellt hätte. Nicht annähernd. Der Winter. Ja, der Winter. Meine Keller sind fast leer, und auf dem Markt gibt es kaum etwas zu kaufen. Aber wer kann es den Bauern übel nehmen? Wer? Niemand kann vorhersagen, wann sie

wieder eine Ernte einfahren können. Niemand weiß es. Und die Wölfe bekommen das Hammelfleisch oder Rindfleisch, das eigentlich auf den Tischen der Menschen landen sollte, und ...«

Plötzlich schien ihm bewußt zu werden, daß dies wohl kaum das richtige Thema war, um seine Gäste zu einem angenehmen Mahl zu laden. »Ich lasse mich wieder einmal hinreißen. Ein alter Windbeutel bin ich. Mari, Cinda, laßt diese guten Leute in Ruhe speisen.« Gestenreich scheuchte er die Frauen aus dem Raum, und als sie hinauseilten, wandte er sich erneut Moiraine zu und verbeugte sich. »Ich hoffe, Ihr genießt das Mahl, Frau Alys. Falls Ihr irgend etwas anderes braucht, dann sagt es nur, und ich werde es besorgen. Sagt nur, was Ihr braucht. Es ist ein Vergnügen, Euch und Meister Andra zu bedienen. Ein Vergnügen.« Er verbeugte sich noch einmal tief und war weg. Sanft schloß sich die Tür hinter ihm.

Lan hatte sich währenddessen an die Wand gelehnt, als schliefe er schon beinahe. Nun sprang er auf und war mit zwei langen Schritten an der Tür. Er drückte ein Ohr gegen ein Stück der Türverkleidung, lauschte angespannt, bis er langsam auf dreißig gezählt hatte; dann riß er die Tür auf und steckte den Kopf in den Flur. »Sie sind weg«, sagte er schließlich und schloß die Tür wieder. »Wir können frei sprechen.«

»Ich weiß, daß Ihr sagt, wir könnten keinem trauen«, sagte Egwene, »aber wenn Ihr dem Wirt mißtraut, warum bleiben wir dann hier?«

»Ich mißtraue ihm nicht mehr als jedem anderen«, erwiderte Lan. »Aber wie auch immer, bis wir Tar Valon erreichen, muß ich eben jedem mißtrauen. Dort dann nur noch jedem zweiten.«

Rand lächelte, da er glaubte, der Behüter wolle einen Scherz machen. Dann erkannte er, daß Lans Gesicht keine Spur von Humor zeigte. Er würde wohl tatsächlich selbst Menschen in Tar Valon mißtrauen. Gab es überhaupt einen sicheren Ort?

»Er übertreibt«, sagte ihnen Moiraine zur Beruhigung. »Meister Fitch ist ein guter Mann, ehrlich und vertrauenswürdig. Aber er redet gern, und auch bei den besten Absichten kann es geschehen, daß ihm etwas entschlüpft und in falsche Ohren gerät. Und ich habe mich noch nie in einer Schenke aufgehalten, in der nicht die Hälfte aller Stubenmädchen an den Türen lauschten und mehr Zeit damit verbrachten, miteinander zu klatschen, als Betten zu machen. Kommt, setzen wir uns, bevor das Essen kalt wird.«

Sie nahmen am Tisch Platz. Moiraine saß an einem Ende, Lan am anderen. Eine Zeitlang war jeder zu sehr damit beschäftigt, seinen Teller zu füllen, als daß eine Unterhaltung aufkam. Es war vielleicht kein wirkliches Festessen, aber nach fast einer Woche Fladenbrot und Trockenfleisch schmeckte alles köstlich.

Nach einer Weile fragte Moiraine: »Was hast du im Schankraum erfahren?« Messer und Gabeln verhielten mitten in der Luft in der Bewegung, und alle Augen wandten sich dem Behüter zu.

»Wenig Gutes«, antwortete Lan. »Avin hatte recht, jedenfalls bezüglich dessen, was die Leute so erzählen. Es gab eine Schlacht in Ghealdan, und Logain war der Sieger. Es sind ein Dutzend verschiedener Geschichten darüber im Umlauf, aber in diesem Punkt waren sie sich alle einig.«

Logain? Das mußte der falsche Drache sein. Es war das erste Mal, daß Rand den Namen des Mannes hörte. Es

klang bei Lan beinahe so, als kenne er ihn persönlich. »Die Aes Sedai?« fragte Moiraine leise, und Lan schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nichts. Einige behaupten, sie seien alle getötet worden, andere sagen, keine einzige sei umgekommen.« Er schnaubte. »Es gibt sogar welche, die behaupten, sie seien zu Logain übergelaufen. Es gibt keine zuverlässigen Informationen, und ich wollte auch nicht zuviel Interesse zeigen.«

»Ja«, sagte Moiraine, »wenig Gutes also.« Sie atmete tief ein und war wieder hellwach. »Und was gibt es in bezug auf uns selbst?«

»Da habe ich bessere Neuigkeiten. Keine unerklärlichen Vorkommnisse, keine Fremden in der Gegend, die vielleicht Myrddraal sein könnten, und ganz gewiß keine Trollocs. Und die Weißmäntel sind damit beschäftigt, dem Statthalter Adan Schwierigkeiten zu bereiten, weil er nicht mit ihnen zusammenarbeiten will. Sie werden uns nicht bemerken, wenn wir sie nicht selbst auf uns aufmerksam machen.«

»Gut«, sagte Moiraine. »Das stimmt mit dem überein, was das Bademädchen erzählt hat. Klatsch hat auch seine Vorzüge. Nun«, sprach sie die gesamte Gesellschaft an, »wir haben immer noch eine lange Reise vor uns, aber die letzte Woche war wirklich nicht ganz einfach. So schlage ich vor, wir bleiben heute und morgen hier und reiten früh am folgenden Morgen wieder los.« Die jüngeren unter ihnen grinsten erfreut – zum ersten Mal in einer Stadt! Moiraine lächelte. Trotzdem fragte sie: »Was hält Meister Andra davon?«

Lan sah die grinsenden Gesichter nüchtern an. »In Ordnung, falls sie sich ausnahmsweise einmal daran

erinnern, was ich ihnen gesagt habe.«

Thom schnaubte durch seinen Schnurrbart. »Diese Landpomeranzen in eine ... eine Stadt loslassen.« Er schnaubte nochmals und schüttelte seinen Kopf.

Da die Schenke so überfüllt war, standen für sie nur drei Zimmer zur Verfügung, eines für Moiraine und Egwene und zwei für die Männer. Rand teilte sich das Zimmer mit Lan und Thom. Es war hinten im vierten Stock, direkt unter dem überhängenden Dach, und aus dem kleinen Fenster blickte man auf den Stallhof hinab. Die Nacht hatte sich nun über die Stadt gesenkt, und das Licht aus der Schenke beleuchtete einen Teil des Hofs. Es war sowieso schon ein kleines Zimmer, und das Zusatzbett für Thom, das man hineingestellt hatte, schränkte den Raum noch mehr ein, auch wenn die Betten alle schmal waren. Und hart. Das fand Rand heraus, als er sich darauf warf. Ganz bestimmt nicht das beste Zimmer.

Thom blieb nur so lange, wie er brauchte, um Flöte und Harfe auszupacken, dann ging er, wobei er bereits einige grandiose Gesten ausprobierte. Lan begleitete ihn.

Seltsam, dachte Rand als er sich auf dem unbequemen Bett herumwälzte. Noch vor einer Woche wäre er wie der Blitz unten gewesen, um sich die Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, einem Gaukler bei der Arbeit zuzusehen. Aber nachdem er Thoms Geschichten eine Woche lang gelauscht hatte, waren sie einfach nicht mehr so interessant. Thom würde außerdem auch morgen da sein und am nächsten Abend, na ja, und das heiße Bad hatte seine Muskeln entspannt, und die erste warme Mahlzeit seit einer Woche machte ihn auch nicht gerade munterer. Schläfrig fragte er sich, ob Lan den falschen Drachen, Logain, wirklich kannte. Von unten hörte er einen

gedämpften Aufschrei. Der Schankraum begrüßte Thoms Ankunft, doch Rand war bereits eingeschlafen.

Der Flur zwischen den Steinwänden war düster und von Schatten erfüllt und – bis auf Rand – leer. Er konnte nicht sagen, woher das Licht kam, das bißchen Helligkeit, das ihn überhaupt sehen ließ; an den grauen Wänden befanden sich keine Kerzen oder Lampen, nichts, das den schwachen Lichtschimmer verursachte, der einfach da war. Die Luft roch abgestanden und modrig, und irgendwo in einiger Entfernung tropfte Wasser mit einem stetigen hohlen *Plonk* auf den Boden. Wo auch immer er sich befand, es war nicht in der Schenke. Er runzelte die Stirn und rieb sich mit der Hand darüber. Schenke? Sein Kopf schmerzte, und es fiel ihm schwer, die Gedanken festzuhalten. Da war etwas mit einer ... einer Schenke gewesen! Der Gedanke war weg, wie fortgeblasen.

Er leckte sich die Lippen und wünschte sich etwas zum Trinken herbei. Er war schrecklich durstig, richtig ausgetrocknet. Das ständige Tropfen machte ihm die Entscheidung leicht. Da er keinen anderen Impuls hatte als seinen Durst, hielt er auf das *Plonk-Plonk-Plonk* zu. Der Flur zog sich hin, ohne von einem anderen Korridor unterbrochen zu werden und ohne jede Veränderung im Aussehen. Die einzigen Merkmale waren die groben Türen, die paarweise in regelmäßigen Abständen auftauchten, auf jeder Seite eine, das Holz aufgesplittert und trotz der feuchten Luft ganz trocken. Die Schatten zogen sich vor ihm zurück, blieben immer gleich, und das Tropfen wollte nicht näher kommen. Nach langer Zeit entschloß er sich, eine der Türen zu öffnen. Sie öffnete sich ganz leicht, und er betrat ein düsteres Zimmer mit rohen Steinwänden.

Eine Wand öffnete sich in einer Reihe von Bögen zu einem grauen Steinbalkon und dahinter erkannte er einen Himmel, wie er ihn noch nie gesehen hatte. Zu Streifen zerfledderte Wolken in Schwarz- und Grautönen, in Rot und Orange, strömten vorbei wie vom Sturmwind getrieben. Sie trennten sich, verbanden sich wieder miteinander und lösten sich erneut. Niemand konnte jemals einen solchen Himmel gesehen haben, weil er nicht existierte.

Er riß seinen Blick von dem Balkon los, aber der Rest des Zimmers war auch nicht besser. Eigenartige Krümmungen und seltsame Winkel, als habe man das Zimmer beinahe planlos aus dem Fels herausgeschmolzen, und dazu Säulen, die aus dem grauen Fußboden herauszuwachsen schienen. Im Kamin prasselten Flammen wie das Feuer in einer Schmiede, wenn der Blasebalg mit voller Kraft bedient würde, aber sie gaben keine Wärme ab. Dieser Kamin war aus seltsamen ovalen Steinen gemauert. Wenn er sie von vorn ansah, wirkten sie wie Steine, feucht und schlüpfrig trotz des Feuers, doch aus den Augenwinkeln betrachtet schienen sie Gesichter zu bilden, die Gesichter von Männern und Frauen, die sich vor Schmerz wanden und lautlos schrien. Die hochlehnigen Stühle und der mattglänzende Tisch in der Mitte des Raums waren wieder ganz normal, aber gerade das betonte die Fremdartigkeit der Umgebung. An der Wand hing ein einzelner Spiegel, und der war nun überhaupt nicht gewöhnlich. Als er hinein blickte, sah er nur einen verschwommenen Schimmer, wo eigentlich sein Spiegelbild sein sollte. Alles andere im Raum wurde scharf umrissen reflektiert, doch er nicht.

Ein Mann stand vor dem Kamin. Als er hereinkam, hatte

er den Mann nicht bemerkt. Wenn er nicht genau gewußt hatte, daß das unmöglich war, hätte er behauptet, es sei niemand dagewesen, bis er ihn direkt ansah. Er war dunkel angezogen – die Kleidung von hoher Qualität – und schien sich im besten Mannesalter zu befinden. Rand stellte sich vor, daß Frauen den Mann bestimmt als gutaussehend betrachtet hätten. »Wieder einmal stehen wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber«, sagte der Mann, und einen Augenblick lang wurden seine Augen und sein Mund zu Toren in endlose Flammenhöhlen. Mit einem Schrei warf sich Rand rückwärts aus dem Zimmer, so heftig, daß er über den Flur taumelte, gegen die Tür auf der anderen Seite prallte und diese aufstieß. Er drehte sich um und griff nach der Klinke, um sich vor einem Sturz auf den Fußboden zu bewahren – und starrte mit weitaufgerissenen Augen in einen Raum mit Steinwänden, Torbögen, die auf einen Balkon führten, einen unmöglichen Himmel dahinter und einen Kamin ...

»So leicht kannst du mir nicht entkommen«, sagte der Mann.

Rand drehte sich um, taumelte aus dem Zimmer und versuchte sich auf den Beinen zu halten, ohne langsamer zu werden. Diesmal erreichte er keinen Korridor. Er erstarrte verkrümmt unweit des glänzend-polierten Tisches und sah den Mann am Kamin an. Das war besser, als die Steine des Kamins anzusehen oder diesen Himmel.

»Das ist ein Traum«, sagte er beim Aufrichten. Hinter sich hörte er das Klicken der sich schließenden Tür. »Es ist eine Art Alptraum.« Er schloß die Augen und dachte angespannt an das Erwachen. Als er noch ein Kind gewesen war, hatte ihm die Seherin gesagt, wenn er das in einem Alptraum fertigbringe, werde der Traum

verschwinden. *Die ... Seherin? Was?* Wenn ihm nur die Gedanken nicht so schnell entglitten wären! Wenn nur sein Kopf aufgehört hätte zu schmerzen, dann könnte er wieder klar denken.

Wieder öffnete er die Augen. Der Raum war derselbe wie vorher mit dem Balkon und dem Himmel und dem Mann am Kamin. »Ist es ein Traum?« fragte der Mann. »Spielt es eine Rolle?« Wieder wurden seine Augen und sein Mund einen Augenblick lang zu Gucklöchern in einem Brennofen, der sich in die Ewigkeit erstreckte. Seine Stimme änderte sich nicht; er schien es gar nicht zu bemerken.

Rand fuhr diesmal ein wenig zusammen, aber er beherrschte sich rechtzeitig, um nicht aufzuschreien. *Das ist ein Traum. Es muß so sein.* Trotzdem ging er ein paar Schritte rückwärts zur Tür, ohne den Blick von dem Mann am Feuer abzuwenden, dann drückte er die Klinke hinunter. Die Tür bewegte sich nicht; sie war verschlossen.

»Du scheinst Durst zu haben«, sagte der Mann am Kamin. »Trink!«

Auf dem Tisch stand ein Pokal aus glänzendem Gold, mit Rubinen und Amethysten verziert. Er hatte sich schon vorher dort befunden. Wenn er nur nicht jedesmal so zusammengefahren wäre! Es war doch nur ein Traum. In seinem Mund schien sich nur Staub zu befinden.

»Ich bin tatsächlich ein wenig durstig«, sagte er und nahm den Pokal. Der Mann beugte sich gespannt vor, eine Hand auf der Lehne eines Stuhls, und beobachtete ihn. Der Geruch nach Glühwein machte Rand erst richtig bewußt, wie durstig er war, als hätte er seit Tagen nichts mehr zu trinken bekommen. *Stimmt das?*

Der Pokal befand sich schon auf halbem Weg zu seinem

Mund, da hielt er inne. Kleine Rauchwölkchen erhoben sich von der Stuhllehne, wo die Finger des Mannes lagen. Und diese Augen beobachteten ihn so genau und wechselten schnell zwischen richtigen Augen und Flammen. Rand leckte sich die Lippen und stellte den Wein wieder zurück auf den Tisch. »Ich habe nicht so viel Durst, wie ich glaubte.« Der Mann richtete sich brüsk auf. Sein Gesicht zeigte keine Regung. Seine Enttäuschung hätte nicht deutlicher sein können, wenn er geflucht hätte. Rand fragte sich, was der Wein wohl enthielt. Aber das war natürlich eine dumme Frage. Dies war ja alles ein Traum. *Warum endet er dann nicht?* »Was willst du?« fragte er scharf. »Wer bist du?«

Flammen erhoben sich aus Augen und Mund des Mannes. Rand glaubte sie prasseln zu hören. »Einige nennen mich Ba'alzamon.«

Rand stand an der Tür und rüttelte verzweifelt an der Klinke. Alle Gedanken an Träume waren verschwunden. Der Dunkle König. Die Klinke gab nicht nach, aber er hörte nicht auf mit dem Rütteln. »Bist du der, den ich erwarte?« fragte Ba'alzamon plötzlich. »Du kannst es nicht vor mir verbergen. Du kannst dich nicht vor mir verstecken, nicht auf dem höchsten Berg oder in der tiefsten Höhle. Ich kenne dich bis zum kleinsten Haar.«

Rand drehte sich um und sah dem Mann – Ba'alzamon – in die Augen. Er schluckte schwer. Ein Alptraum. Er griff hinter sich, um noch einmal die Klinke zu drücken, dann richtete er sich gerade auf.

»Erwartest du Ruhm?« fragte Ba'alzamon. »Macht? Haben sie dir gesagt, das Auge der Welt werde dir dienen? Welchen Ruhm oder welche Macht hat denn eine Marionette? Die Fäden, an denen du hängst, sind über

Jahrhunderte hinweg gewebt worden. Dein Vater wurde im Weißen Turm auserwählt wie ein Hengst, den man einfängt und seiner Pflicht zuführt. Deine Mutter war nicht mehr als eine Zuchtstute zur Verwirklichung ihrer Pläne. Und diese Pläne führen zu deinem Tod.«

Rands Hände ballten sich zu Fäusten. »Mein Vater ist ein guter Mann, und meine Mutter war eine gute Frau. Sprich nicht so über sie.«

Die Flammen lachten. »Also steckt doch noch Widerstandsgeist in dir. Vielleicht bist du *wirklich* derjenige. Es wird dir nicht viel helfen. Der Amyrlin-Sitz wird dich benutzen, bis du verbraucht bist, so wie Davian und Yurian Steinbogen und Guaire Amalasan und Raolin Dunkelbann benutzt wurden. So wie sie Logain benutzen. Benutzt, bis nichts mehr von dir übrig ist.«

»Ich weiß nicht ...« Rand drehte den Kopf hin und her. Dieser eine Moment klaren Denkens, aus dem Zorn geboren, war verflogen. Als er ihn wieder zu erlangen suchte, wußte er nicht mehr, wie er dazu gekommen war. Seine Gedanken drehten sich im Kreis. Er ergriff einen davon wie ein Floß in einem Mahlstrom. Er zwang Worte aus sich heraus. Seine Stimme wurde kräftiger, je mehr er sprach. »Du ... bist gebunden ... in Shayol Ghul. Du und mit dir alle Verlorenen ... gebunden durch den Schöpfer bis ans Ende der Zeit.«

»Das Ende der Zeit?« spöttelte Ba'alzamon. »Du lebst wie ein Käfer unter einem Felsbrocken und glaubst, dein Schleim sei das Universum. Der Tod der Zeit wird mir solche Macht verleihen, wie du sie dir nicht einmal erträumen kannst, Wurm.«

»Du bist gebunden ...«

»Narr, ich bin niemals gebunden worden!« Die Flammen

loderten so heiß, daß Rand zurücktrat und das Gesicht mit vorgehaltenen Händen schützte. Der Schweiß der Handflächen trocknete in der Hitze. »Ich stand an Lews Therin Brudermörders Schulter, als er tat, was ihm seinen Namen einbrachte. Ich war es, der ihm sagte, er solle seine Frau, seine Kinder und alle von seinem Blut und jede lebende Person töten, die ihn liebte oder die er liebte. Ich war es, der ihm einen Moment der Klarheit verschaffte, so daß er erkannte, was er getan hatte.

Hast du jemals einen Mann seine Seele ausschreien hören, Wurm? Er hätte mich in dem Augenblick schlagen können. Er hätte nicht gewonnen, doch er hätte es versuchen können. Statt dessen rief er seine geliebte Eine Macht auf sich selbst herab, und dies so heftig, daß die Erde sich auftat und den Drachenberg ausspie, um sein Grabstein zu werden.

Tausend Jahre später sandte ich die Trollocs nach Süden, und drei Jahrhunderte lang brandschatzten sie die Welt. Diese blinden Narren in Tar Valon behaupteten, ich sei am Ende geschlagen worden, aber der Zweite Pakt, der Pakt der Zehn Nationen, war unwiderruflich zerschlagen, und wer war dann noch übrig, mir zu widerstehen? Ich flüsterte in Artur Falkenflügels Ohr, und landauf, landab starben die Aes Sedai. Ich flüsterte wieder, und der Hochkönig sandte seine Armeen über das Aryth-Meer, über das Weltmeer, und besiegelte zwei Schicksale damit. Sein Traum von einem Land und einem Volk starb mit ihm, und dann noch ein zukünftiger Traum. Ich stand an seinem Totenbett, als seine Berater ihm sagten, nur eine Aes Sedai könne sein Leben retten. Ich sprach, und er befahl, seine Berater hinzurichten. Ich sprach, und die letzten Worte, die der Hochkönig ausrief, waren der Befehl, Tar Valon zu

zerstören.

Wenn schon Männer wie diese mir nicht widerstehen konnten, was willst du dann ausrichten – eine Kröte, die neben einer Pfütze im Wald kauert? Du wirst mir dienen, oder du wirst nach der Pfeife der Aes Sedai tanzen, bis du stirbst. Und dann wirst du mir gehören. Die Toten gehören mir!«

»Nein«, murmelte Rand, »das ist ein Traum. Es ist ein Traum.«

»Glaubst du, in deinen Träumen seist du sicher vor mir? Schau!« Ba'alzamon streckte befehlend die Hand aus, und Rands Kopf drehte sich in die Richtung, in die er zeigte, obwohl er ihn nicht bewegen wollte; er wollte sich nicht umdrehen.

Der Pokal war vom Tisch verschwunden. Wo er sich befunden hatte, duckte sich nun eine große Ratte, zwinkerte in das grelle Licht und prüfte vorsichtig die Luft. Ba'alzamon machte den Finger krumm, und mit einem Quietschen krümmte die Ratte den Rücken, hob die Vorderpfoten in die Luft und stand unsicher auf den Hinterbeinen. Der Finger krümmte sich noch mehr, und die Ratte fiel um, strampelte verzweifelt, krallte sich ins Nichts, quietschte schrill, während sich ihr Rücken immer mehr durchbog. Mit einem scharfen Knacken wie beim Zerbrechen eines Zweigs zitterte die Ratte noch einmal heftig und lag still, völlig verkrümmt.

Rand schluckte. »In einem Traum kann alles geschehen«, murmelte er. Ohne sich umzusehen, schwang er erneut die Faust und traf das Tor. Seine Hand schmerzte, doch er wachte immer noch nicht auf.

»Dann geh doch zu den Aes Sedai. Geh zum Weißen Turm und erzähl ihnen alles. Erzähl dem Amyrlin-Sitz von

diesem ... Traum.« Der Mann lachte, und Rand fühlte die Hitze der Flammen im Gesicht. »Das ist eine Möglichkeit, um ihnen zu entkommen. Sie werden dich dann nicht benutzen wollen. Nein, nicht wenn sie wissen, daß ich alles weiß. Aber werden sie dich am Leben lassen, um zu berichten, was sie tun? Bist du ein solcher Narr, daß du glaubst, sie würden dich am Leben lassen? Die Asche von vielen anderen, die so waren wie du, liegt überall verstreut auf den Hängen des Drachenbergs.«

»Das ist ein Traum«, keuchte Rand. »Es ist ein Traum, und ich werde erwachen.«

»Tatsächlich?« Aus dem Augenwinkel sah er, wie sich der Finger des Mannes bewegte und auf ihn deutete. »Wirst du tatsächlich erwachen?« Der Finger krümmte sich, und Rand schrie auf, als sein Körper sich rückwärts bog. Jeder Muskel zwang ihn weiter nach hinten. »Wirst du jemals wieder erwachen?«

Verkrampft zuckte Rand in der Dunkelheit hoch. Seine Hände krallten sich in Stoff. Eine Decke. Bleiches Mondlicht schien durch das einzige Fenster. Die schattenhaften Umrisse auf den anderen beiden Betten. Von einem erklang ein Schnarchen, als ob Segeltuch zerrisse: Thom Merrilin. Ein paar Kohlen glimmten in der Asche im Kamin. Es war also ein Traum gewesen, wie der Alptraum in der Weinquellenschenke an Bel Tine – alles, was er gehört oder getan hatte, vermischt mit alten Geschichten und blankem Unsinn. Er zog sich die Decke über die Schultern, aber die Kälte war es nicht, die ihn zittern ließ. Auch sein Kopf schmerzte. Vielleicht konnte Moiraine etwas gegen diese Träume tun. *Sie sagte, sie könne gegen Alpträume etwas unternehmen.*

Mit einem Schnauben legte er den Kopf wieder hin. Waren die Träume wirklich so schlimm, daß er eine Aes Sedai um Hilfe bitten mußte? Andererseits, konnte ihn irgend etwas, was er jetzt tat, noch tiefer in die Sache verwickeln? Er hatte die Zwei Flüsse verlassen und war mit einer Aes Sedai hierhergekommen. Aber er hatte natürlich keine andere Wahl gehabt. Hatte er nun eine andere Wahl, als ihr zu vertrauen? Einer Aes Sedai? Darüber nachzusinnen, war genauso schlecht wie die Träume. Er kuschelte sich unter seine Decke und versuchte im Nichts Ruhe zu finden, so wie Tam es ihn gelehrt hatte. Doch es dauerte lange, bis er wieder einschlief.

KAPITEL 15

Fremde und Freunde

Sonnenschein auf seinem schmalen Bett weckte Rand schließlich aus tiefem, aber unruhigem Schlaf auf. Er zog sich ein Kissen über den Kopf, doch es konnte das Licht nicht abhalten, und er wollte eigentlich auch nicht mehr einschlafen. Nach dem ersten Traum waren noch mehr Träume gekommen. Er konnte sich nur noch an den ersten erinnern, aber er wußte, daß er kein Bedürfnis hatte, noch weitere zu erleben.

Mit einem Seufzer warf er das Kissen weg und setzte sich auf. Beim Strecken verzog er schmerzgeplagt das Gesicht. Alle Schmerzen, die er vermeintlich in der Badewanne losgeworden war, meldeten sich wieder. Und auch sein Kopf tat immer noch weh. Es überraschte ihn nicht. Ein Traum wie jener in dieser Nacht war dazu angetan, jedem Kopfschmerzen zu bereiten. Die anderen Träume waren schon verflogen, doch jener eine nicht.

Die anderen Betten waren leer. Der Sonnenschein kam bereits in einem steilen Winkel durch das Fenster. Zu Hause auf dem Hof hätte er zu dieser Zeit bereits etwas zum Essen bereitet und mit seinen täglichen Arbeiten begonnen. Er stieg aus dem Bett, wobei er ärgerlich in sich hineinbrummte. Eine Stadt, die man sich ansehen sollte, und sie hatten ihn nicht einmal geweckt. Zumindest aber hatte jemand dafür gesorgt, daß in der Kanne Wasser war, warmes Wasser sogar.

Er wusch sich rasch und zog sich hastig an. Bei Tams

Schwert zögerte er für einen Augenblick. Lan und Thom hatten ihre Satteltaschen und Bettrollen hinten im Zimmer abgestellt, ganz klar, aber das Schwert des Behüters war nirgends zu finden. Lan hatte sein Schwert auch in Emondsfeld getragen, lange bevor es irgendein Anzeichen für Schwierigkeiten gab. Er wollte dem Vorbild des älteren Mannes folgen und redete sich ein, es habe nichts damit zu tun, daß er sich oft vorgestellt hatte, mit einem Schwert an der Hüfte durch die Straßen einer richtigen Stadt zu spazieren. So schnallte er es sich um und warf seinen Umhang wie einen Sack über die Schulter.

Er nahm zwei Treppenstufen mit einem Schritt und eilte hinunter zur Küche. Das war sicher der Ort, an dem er am schnellsten etwas zu essen bekam, und an seinem einzigen Tag in Baerlon wollte er nicht noch mehr Zeit verschwenden, als sowieso schon vertan war. *Blut und Asche, sie hätten mich wirklich wecken können.*

Meister Fitch stand in der Küche und schimpfte mit einer molligen Frau, deren Arme bis zu den Ellbogen mit Mehl bedeckt waren – offensichtlich der Köchin. Doch nein, sie schimpfte mit ihm und hielt ihm den Finger drohend unter die Nase. Kellnerinnen und Küchenjungen, Schankkellner und Putzer arbeiteten um sie herum und kümmerten sich nicht darum, was da vor ihnen geschah. »... mein Cirri ist ein guter Kater«, sagte sie gerade in scharfem Ton zu Meister Fitch, »und ich will keine Widerrede hören, verstanden? Ihr beklagt Euch darüber, daß er seine Aufgaben zu gut erfüllt, jawohl, wenn Ihr mich fragt!«

»Es sind Klagen gekommen«, warf Meister Fitch mit Mühe ein. »Beschwerden, meine Liebe. Die Hälfte der Gäste ...«

»Ich will nichts davon hören. Ich will einfach nichts davon hören! Wenn sie sich über meine Katze beschweren wollen, dann sollen sie doch kochen! Meine arme alte Katze, die nur ihre Aufgaben erfüllt, und ich, wir werden woandershin gehen, wo man uns mehr schätzt, paßt nur auf!« Sie band ihre Schürze los und wollte sie über den Kopf streifen.

»Nein!« jammerte Meister Fitch und sprang vor, um sie aufzuhalten. Sie tanzten im Kreis herum. Die Köchin versuchte, die Schürze auszuziehen, und der Wirt versuchte, sie ihr wieder anzuziehen. »Nein, Sara!« schnaufte er. »Das ist nicht nötig. Nicht nötig, sage ich! Was fange ich ohne dich an? Cirri ist eine gute Katze. Eine ausgezeichnete Katze. Die beste Katze in Baerlon. Wenn sich noch mal jemand beschwert, werde ich ihm sagen, er soll dankbar sein, daß die Katze ihre Aufgaben erfüllt. Ja, dankbar! Du darfst nicht gehen! Sara? Sara!«

Die Köchin hörte mit der Herumlauferei auf und brachte es fertig, ihm ihre Schürze zu entreißen. »In Ordnung. Ist schon gut.« Sie hielt ihre Schürze in beiden Händen, band sie sich aber immer noch nicht um. »Aber wenn Ihr wollt, daß bis zum Mittag das Essen fertig ist, dann verschwindet jetzt aus der Küche und laßt mich arbeiten. Es ist vielleicht Eure Schenke, aber dies ist meine Küche. Es sei denn, Ihr wollt selbst kochen ...« Sie tat so, als wolle sie ihm die Schürze reichen.

Meister Fitch trat mit weit gespreizten Armen zurück. Er öffnete den Mund, hielt inne und sah sich zum ersten Mal um. Die Küchenhilfen übersahen noch immer – sehr betont – Köchin und Wirt, während Rand intensiv in seinen Manteltaschen zu suchen begann, obwohl außer Moiraines Münze nichts darin war als ein paar Kupferstücke und eine

Handvoll Krimskrams. Sein Taschenmesser und der Wetzstein. Zwei Reserve-Bogensehnen und ein Stück Schnur, das er für alle Fälle immer dabei hatte.

»Ich bin sicher, Sara«, sagte Meister Fitch vorsichtig, »daß alles so vorzüglich wie immer bei dir schmecken wird.« Damit blickte er zum letzten Mal die Küchenhilfen mißtrauisch an und verließ den Raum mit aller Würde, die er aufbringen konnte.

Sara wartete, bis er draußen war, und band sich entschlossen die Schürze wieder um, bevor sie Rand anblickte. »Ich schätze, du möchtest etwas zum Essen haben, wie? Also dann komm rein.« Sie lächelte ihn verschmitzt an. »Ich beiße nicht, wirklich nicht, gleichgültig, was du vielleicht gesehen haben magst, auch wenn es nicht für deine Augen bestimmt war. Ciel, hol Brot, Käse und Milch für den Jungen! Das ist alles, was im Augenblick da ist. Setz dich, Junge. Deine Freunde sind alle ausgegangen, außer einem, der sich nicht wohl fühlte, wie man mir sagte, und ich denke, du wirst auch weg wollen.«

Eine der Kellnerinnen brachte ein Tablett, während sich Rand auf einen Hocker am Tisch setzte. Er aß, und die Köchin knetete weiter ihren Brotteig. Ihr Wortschwall war aber keineswegs beendet.

»Du mußt das nicht so ernstnehmen, was du gesehen hast. Meister Fitch ist durchaus ein guter Mann. Die Beschwerden der Leute machen ihn nervös, und worüber beschweren sie sich? Möchten sie lieber lebendige Ratten finden als tote? Auch wenn nicht zu Cirri paßt, seine Beute einfach zurückzulassen. Und mehr als ein Dutzend? Cirri würde niemals so viele in die Schenke hereinlassen, er nicht! Dies ist außerdem ein sauberes Haus und wird von

Ratten nicht so heimgesucht. Und alle mit gebrochenem Rückgrat.« Sie schüttelte den Kopf über so viele Ungereimtheiten.

Brot und Käse verwandelten sich in Rands Mund zu Asche. »Ihr Rückgrat war gebrochen?«

Die Köchin wedelte mit mehliger Hand. »Denk einfach an schönere Dinge, das ist meine Meinung. Es ist ein Gaukler da, weißt du. Im Augenblick ist er im Schankraum. Aber ach, du bist ja mit ihm zusammen gekommen, nicht wahr? Du bist einer von denen, die gestern abend mit Frau Alys angekommen sind, ja? Das habe ich mir gedacht. Ich werde nicht viel Gelegenheit haben, dem Gaukler zuzusehen, fürchte ich, nicht bei einer so überfüllten Schenke, und die meisten Gäste noch dazu dieses Pack aus den Bergwerken.« Sie klatschte besonders heftig auf einen Klumpen Teig. »Nicht die Sorte, die wir sonst gern hereinlassen, nur daß der ganze Ort voll von ihnen ist. Aber ich denke, so schlimm sind sie auch wieder nicht. Sag mal, ich habe tatsächlich seit der Zeit vor dem Winteranbruch keinen Gaukler mehr gesehen, und ...«

Rand aß mechanisch. Er schmeckte nichts und hörte der Köchin nicht zu. Tote Ratten mit gebrochenem Rückgrat. Er beendete hastig sein Frühstück, stammelte einen Dank und eilte hinaus. Er mußte mit jemandem sprechen.

Der Schankraum im ›Hirsch und Löwen‹ hatte außer dem Zweck wenig mit dem der Weinquellenschenke gemein. Er war zweimal so breit und dreimal so lang, und auf die Wände waren farbenfrohe Bilder von geschmückten Gebäuden mit Gärten voller hoher Bäume und leuchtender Blumen aufgemalt. Statt eines großen Kamins gab es hier an jeder Wand einen, und Dutzende von Tischen füllten den Raum. Fast jeder Stuhl, jeder Hocker und jede Bank

waren besetzt.

Die Pfeife im Mund und den Krug in der Faust, beugten sich die Gäste vor und richteten die Aufmerksamkeit auf dieselbe Gestalt. Thom stand auf einem Tisch in der Mitte des Raums. Den vielfarbigen Umhang hatte er über einen Stuhl geworfen. Selbst Meister Fitch hielt einen silbernen Krug und ein Poliertuch in erstarrten Händen.

»... tänzelnd, silberne Hufe und stolz gekrümmte Hälse«, deklamierte Thom und schien dabei irgendwie nicht nur auf einem Pferd zu reiten, sondern sich auch noch in einer langen Prozession von Reitern zu befinden. »Seidenfeine Mähnen flattern, wenn die Köpfe hochgeworfen werden. Tausend flatternde Banner weben Regenbogen in den endlosen Himmel. Hundert messingtönende Trompeten lassen die Luft erzittern und Trommeln rasseln wie Donner. Hurrarufe erheben sich Welle um Welle von Tausenden von Zuschauern, ergießen sich über die Dächer und Türme von Illian, brechen und prallen ungehört auf die tausend Ohren von Reitern, deren Augen und Herzen von ihrer heiligen Aufgabe beseelt glänzen. Die Wilde Jagd nach dem Horn reitet hinaus, reitet, um das Horn von Valere zu suchen, das die Helden vergangener Zeitalter aus den Gräbern zurückholt, um für das Licht zu kämpfen ...«

Es war die Darbietung, die der Gaukler das Einfache Lied genannt hatte, als er ihnen in den Nächten neben dem Feuer auf ihrem Weg nach Norden von seiner Arbeit erzählt hatte. Geschichten, hatte er gesagt, wurden in drei Formen erzählt: das Hohe Lied, das Einfache Lied und das Volkslied, das einfach so erzählt wurde, als berichte man einem Nachbarn über die Ernteaussichten. Thom erzählte manchmal Geschichten in der Volksliedform, und es kümmerte ihn nicht, daß in seiner Stimme Verachtung

mitschwang.

Rand schloß die Tür, ohne einzutreten, und ließ sich gegen die Wand sacken. Von Thom konnte er keinen Rat erwarten. Moiraine – was *würde* sie tun, wenn sie es wüßte?

Er bemerkte, daß ihn die Leute im Vorübergehen anstarrten und daß er Selbstgespräche führte. Er strich seinen Mantel glatt und richtete sich auf. Er mußte mit jemandem sprechen. Die Köchin hatte gesagt, einer der anderen sei nicht mit ausgegangen. Es kostete ihn Mühe, nicht zu rennen.

Als er an die Tür des Zimmers klopfte, wo die anderen Jungen geschlafen hatten, und schließlich den Kopf hineinsteckte, war nur Perrin da, der noch unangezogen im Bett lag. Er verdrehte den Kopf auf dem Kissen, um Rand anzusehen, und schloß die Augen wieder. Mats Bogen und Köcher standen in einer Ecke.

»Ich hörte, daß du dich nicht wohl fühlst«, sagte Rand. Er trat ein und setzte sich auf das danebenstehende Bett. »Ich wollte nur reden. Ich ...« Er wußte nicht, wie er anfangen sollte. »Wenn dir schlecht ist«, sagte er halb im Aufstehen, »solltest du vielleicht besser schlafen. Ich kann ja gehen.«

»Ich weiß nicht, ob ich jemals wieder schlafen werde«, seufzte Perrin. »Ich hatte einen schlimmen Traum, wenn du es schon wissen willst, und ich konnte danach nicht mehr einschlafen. Mat wird es dir bestimmt auch erzählen. Er lachte heute morgen, als ich den anderen erzählte, warum ich zu müde war, um mit ihnen auszugehen, aber er hat auch geträumt. Ich habe ihm einen großen Teil der Nacht zugehört, denn er wälzte sich im Bett hin und her und sprach im Schlaf, und keiner kann mir weismachen, daß er

gut geschlafen hat.« Er hielt sich einen starken Arm vor die Augen. »Licht, bin ich vielleicht müde! Wenn ich ein oder zwei Stunden hierbleibe, fühle ich mich vielleicht wohler und kann aufstehen. Mat wird es mir nie verzeihen, wenn ich Baerlon wegen eines Traums nicht anschaue.«

Rand leckte sich die Lippen und fragte: »Hat er eine Ratte getötet?«

Perrin senkte den Arm und blickte ihn an. »Du auch?« fragte er schließlich. Als Rand nickte, fügte er hinzu: »Ich wünschte, ich wäre wieder zu Hause. Er erzählte mir ... Er sagte ... Was sollen wir tun? Hast du es Moiraine erzählt?«

»Nein. Noch nicht. Vielleicht lasse ich es auch bleiben. Ich weiß nicht. Wie steht's mit dir?«

»Er sagte ... Blut und Asche, Rand, ich weiß es nicht.« Perrin stützte sich auf den Ellbogen. »Glaubst du, daß Mat den gleichen Traum hatte? Er lachte, aber es klang gezwungen, und er schaute mich so komisch an, als ich erzählte, ich hätte wegen eines Traums nicht mehr geschlafen.«

»Vielleicht träumte er das gleiche«, sagte Rand. Er hatte ein schlechtes Gewissen, daß er sich so erleichtert fühlte, nicht der einzige mit Alpträumen zu sein. »Ich wollte Thom um Rat fragen. Er hat viel von der Welt gesehen. Du ... du denkst wohl auch, wir sollten es Moiraine nicht erzählen, oder?«

Perrin ließ sich in die Kissen zurückfallen. »Du hast gehört, was man sich über die Aes Sedai erzählt. Glaubst du, wir können Thom vertrauen? Wenn wir überhaupt jemandem vertrauen können. Rand, wenn wir lebend aus dieser Sache herauskommen, wenn wir jemals heimkommen und du hörst mich sagen, ich wolle Emondsfeld wieder verlassen – auch wenn es nur für eine

Reise nach Wachhügel ist –, dann gib mir einen Tritt. Klar?«

»So solltest du nicht sprechen«, sagte Rand. Er verzog das Gesicht zu einem Lächeln, so gutgelaunt, wie er es gerade fertigbrachte. »Natürlich kehren wir wieder heim. Komm, steh auf! Wir sind in einer Stadt und haben einen ganzen Tag Zeit, sie anzusehen. Wo sind deine Kleider?«

»Geh du nur. Ich will nur eine Weile hier liegenbleiben.« Perrin legte den Arm wieder über die Augen. »Geh du nur vor. Ich komme in ein oder zwei Stunden nach.«

»Du bist der Leidtragende«, sagte Rand beim Aufstehen. »Denk mal daran, was du alles versäumst.« Er blieb an der Tür noch einmal stehen. »Baerlon. Wie oft haben wir darüber gesprochen, daß wir eines Tages Baerlon sehen wollten!« Perrin lag mit bedeckten Augen da und sagte kein Wort. Kurz darauf verließ Rand das Zimmer und schloß die Tür hinter sich.

Im Flur lehnte er sich an die Wand. Sein Lächeln verflog. Sein Kopf schmerzte nach wie vor, und zwar schlimmer als zuvor. Er konnte nicht mehr viel Begeisterung für Baerlon empfinden. Er konnte überhaupt keine Begeisterung für irgend etwas aufbringen.

Ein Zimmermädchen kam mit einem Arm voller Bettlaken an ihm vorbei und sah ihn besorgt an. Bevor sie etwas sagen konnte, eilte er den Flur entlang und schlüpfte in seinen Umhang. Thom würde noch stundenlang im Schankraum beschäftigt sein. Er konnte sich also genausogut die Stadt anschauen. Vielleicht würde er Mat aufspüren und herausfinden, ob Ba'alzamon auch durch seine Träume gegeistert war. Er ging diesmal langsamer die Treppe hinunter und rieb sich die Schläfen.

Die Treppe führte zur Küche, und so wählte er diesen Weg nach draußen. Er nickte Sara zu, doch dann beeilte er sich, als sie allem Anschein nach ihre Unterhaltung wieder aufnehmen wollte. Der Stallhof war fast leer. Nur Mutch, der an der Stalltür stand, und einer der Stallknechte, der einen Sack auf der Schulter hatte und ihn in die Ställe trug, befanden sich dort. Rand nickte Mutch zu, aber der Pferdepfleger warf ihm einen gehässigen Blick zu und ging hinein. Er hoffte, die übrigen Städter würden eher Sara ähneln als Mutch. Er war neugierig, den Charakter dieser Stadt kennenzulernen, und beschleunigte seine Schritte.

Am offenen Tor des Stallhofes blieb er stehen und sah sich um. Die Straßen waren von Menschen gefüllt wie ein Pferch mit Schafen. Die Menschen waren bis zu den Augen in Umhänge und Mäntel gehüllt, hatten die Hüte zum Schutz gegen die Kälte tief heruntergezogen und begaben sich mit schnellen Schritten in die Menge hinein oder wieder heraus, als bliese der über die Dächer pfeifende Wind sie immer weiter. Achtlos schoben sie sich aneinander vorbei, grußlos und ohne die anderen anzuschauen. *Alles Fremde,* dachte er. *Keiner von ihnen kennt den anderen.*

Auch die Gerüche waren fremdartig, scharf und sauer und süß, alles zu einem Durcheinander vermischt, das ihn in der Nase juckte. Noch nicht einmal auf dem Höhepunkt eines Festes hatte er bisher erlebt, daß sich so viele Menschen zusammendrängten. Nicht einmal halb so viele. Und dies war nur eine einzige Straße. Die ganze Stadt ... War es überall so? Er trat langsam vom Tor zurück nach hinten, weg von dieser mit Menschen gefüllten Straße. Es war nicht richtig, wegzugehen und Perrin krank im Bett zurückzulassen. Und wenn Thom mit dem Erzählen fertig

würde, während er noch draußen in der Stadt war? Der Gaukler würde dann vielleicht selbst ausgehen, und Rand mußte mit jemandem sprechen. Viel besser, ein wenig zu warten. Er atmete erleichtert auf, als er der überfüllten Straße den Rücken kehrte.

Bei seinem Kopfweh hatte er aber auch keine Lust, zurückzukehren in die Schenke. Er setzte sich auf ein Faß, das umgedreht an der Rückwand der Schenke stand, und hoffte, die kalte Luft möge seinem Kopf guttun. Von Zeit zu Zeit kam Mutch an die Stalltür und starrte ihn an. Sogar auf die Entfernung konnte Rand die böse Miene des Burschen deutlich erkennen. Mochte der Mann keine Leute vom Land? Oder hatte ihn Meister Fitch so in Verlegenheit gebracht, als er sie begrüßte, nachdem Mutch versucht hatte, sie zu verscheuchen, als sie von der Rückseite her hereingekommen waren? *Vielleicht ist er ein Schattenfreund*, dachte er. Eigentlich hätte er von sich erwartet, bei diesem Gedanken zu schmunzeln, aber nun war es alles andere als lustig. Er streichelte mit der Hand über den Knauf von Tams Schwert. Es gab überhaupt kaum noch etwas Lustiges.

»Ein Schafhirte mit einem Schwert, das ein Reiherzeichen trägt«, sagte eine leise Frauenstimme. »Da kann man ja gleich alles glauben. In welchen Schwierigkeiten steckst du denn, Junge vom Land?«

Überrascht sprang Rand auf. Es war die junge Frau mit dem kurzgeschnittenen Haar, die bei Moiraine gestanden hatte, als er aus dem Bad kam. Sie trug immer noch Hosen und Mantel eines Jungen. Sie war ein wenig älter als er, wie er glaubte, und hatte dunkle Augen, noch größer als Egwenes Augen und seltsam intensiv im Blick. »Du heißt Rand, nicht wahr?« fuhr sie fort. »Ich heiße Min.«

»Ich bin nicht in Schwierigkeiten«, sagte er. Er hatte keine Ahnung, was Moiraine ihr alles erzählt hatte, aber er erinnerte sich an Lans Weisung, keine Aufmerksamkeit zu erregen. »Wieso glaubst du, ich sei in Schwierigkeiten? Die Zwei Flüsse sind ein ruhiges Gebiet, und wir sind alle ruhige Leute. Kein Ort für Schwierigkeiten, es sei denn, sie hängen mit der Ernte oder den Schafen zusammen.«

»Ruhig?« fragte Min mit leichtem Lächeln. »Ich habe gehört, was man über euch Zwei-Flüsse-Leute so sagt. Ich habe die Witze gehört, die man über holzköpfige Schäfer gerissen hat, aber es gibt auch Männer, die wirklich dort unten gewesen sind.«

»Holzköpfe?« fragte Rand mit finsterer Miene. »Was für Witze?«

»Diejenigen, die euch kennen«, fuhr sie fort, als habe er nichts gesagt, »berichten, daß ihr immer lächelnd und höflich herumlauft, so sanft und butterweich im Verhalten. Jedenfalls an der Oberfläche. Darunter, sagen sie, seid ihr so zäh wie alte Eichenwurzeln. Wenn du sie zu hart anpackst, behaupten sie, beißt du auf Granit. Aber in dir und deinen Freunden liegt der Granit ziemlich an der Oberfläche. Es ist, als hätte ein Sturm die Erde weggeblasen, die ihn bedeckte. Moiraine hat mir nicht alles erzählt, aber ich habe ja Augen im Kopf.«

Alte Eichenwurzeln? Granit? Das klang kaum nach den Geschichten der Händler und anderer Leute. Der letzte Satz allerdings ließ ihn zusammenfahren.

Er sah sich schnell um. Der Stallhof war leer und die nächsten Fenster geschlossen. »Ich kenne niemanden namens – wie war der Name doch gleich wieder?«

»Also dann eben Frau Alys, wenn dir das lieber ist«, sagte Min mit belustigtem Blick, der Rand die Röte in die

Wangen trieb. »Es ist niemand in der Nähe, der uns belauschen könnte.«

»Wieso glaubst du, daß Frau Alys noch einen anderen Namen hat?«

»Weil sie es mir erzählt hat«, sagte Min so geduldig, daß er schon wieder errötete. »Allerdings hatte sie keine andere Wahl, denke ich. Ich erkannte, daß sie ... anders war ... gleich vom ersten Augenblick an ... als sie auf dem Weg zu euch hier vorbeikam. Sie erkannte mich ebenfalls. Ich habe früher schon mit ... anderen von ihrer Art gesprochen.«

»Du erkanntest – sie?« fragte Rand.

»Na ja, ich glaube nicht, daß du gleich zu den Kindern rennen wirst. Vor allem, wenn man bedenkt, wer deine Reisegenossen sind. Den Weißmänteln würde das, was ich tue, genausowenig gefallen wie das, was sie tut.«

»Ich verstehe nicht.«

»Sie sagt, daß ich Teile des Musters sehen kann.« Min lachte kurz und schüttelte den Kopf. »Hört sich toll an – zu toll, was mich betrifft. Ich sehe einfach nur Dinge, wenn ich die Leute anblicke, und manchmal weiß ich, was sie wirklich wollen. Ich sehe einen Mann und eine Frau an, die noch nie miteinander gesprochen haben, und weiß, daß sie heiraten werden. Und das tun sie dann auch. Das sind die Dinge, die ich sehe. Sie wollte, daß ich dich kennenlerne. Euch alle zusammen.«

Rand schauderte. »Und was hast du gesehen?«

»Wenn ihr alle zusammen seid? Funken schwirren um euch herum, Tausende, und ein großer Schatten, dunkler als Mitternacht. Diese Erscheinung ist so stark, daß ich mich schon fast frage, warum es nicht jeder sieht. Die Funken versuchen, den Schatten zu füllen, und der Schatten versucht, die Funken zu verschlingen.« Sie zuckte

die Achseln. »Ihr seid alle in irgend etwas Gefährlichem verstrickt, und ich kann einfach nicht mehr darüber herausfinden.«

»Wir alle?« murmelte Rand. »Auch Egwene? Aber sie waren nicht hinter ... Ich meine ...«

Min schien seinen Versprecher nicht zu bemerken. »Das Mädchen? Sie gehört auch dazu. Und der Gaukler. Ihr alle. Und du bist in sie verliebt.« Er sah sie entgeistert an. »Das kann ich sagen, ohne mein inneres Auge bemühen zu müssen. Sie liebt dich auch, aber sie ist nicht für dich bestimmt und du nicht für sie. Jedenfalls nicht in der Art, die ihr euch beide wünscht.«

»Was soll das heißen?«

»Wenn ich sie ansehe, erblicke ich das gleiche wie bei ... Frau Alys. Auch andere Dinge, die ich nicht verstehe, doch zumindest weiß ich, was *das* bedeutet. Sie wird es nicht verweigern.«

»Das ist doch alles Unsinn«, sagte Rand unsicher. Sein Kopfweh verflog langsam; der Kopf war wie taub, als ob man ihn voll Wolle gepackt hätte. Er wollte weg von diesem Mädchen und den Dingen, die sie sah. Und doch ... »Was siehst du, wenn du den Rest von uns anblickst?«

»Alles mögliche«, sagte Min mit einem Lächeln, als wisse sie, was er wirklich fragen wollte. »Der Krieg ... äh ... Meister Andra hat sieben zerstörte Festungen um den Kopf und ein Kind in der Wiege um sich, das ein Schwert hält und ...« Sie schüttelte den Kopf. »Männer wie er – verstehst du? – haben so viele Bilder um sich herum, daß ein Bild das andere verdrängt. Die stärksten Eindrücke, die den Gaukler umgeben: ein Mann – nicht er selbst –, der Feuer schluckt, und der Weiße Turm. Bei einem Mann ergibt das überhaupt keinen Sinn. Die stärksten Eindrücke

bei dem großen krausköpfigen Burschen sind ein Wolf, eine zerbrochene Krone und Bäume, die um ihn herum blühen. Und bei dem anderen – ein roter Adler, ein Auge auf einer Waagschale, ein Dolch mit einem Rubin, ein Horn und ein lachendes Gesicht. Da gibt es noch mehr, aber ich denke, du siehst, was ich meine. Diesmal kann ich einfach nichts Rechtes damit anfangen.« Dann wartete sie, immer noch lächelnd, bis er sich schließlich räusperte und fragte: »Wie steht's bei mir?«

Ihr Lächeln wurde zu einem offenen Lachen. »Dieselben Dinge wie bei den anderen. Ein Schwert, das kein Schwert ist, eine goldene Krone in Form von Lorbeerblättern, ein Bettelstab, du, wie du Wasser auf Sand schüttest, eine blutende Hand und ein weißglühendes Eisen, drei Frauen, die bei einer Beerdigung an der Bahre stehen, auf der du liegst, schwarzer Fels, naß von Blut ...«

»Ist schon gut«, unterbrach er sie verlegen. »Du mußt nicht alles aufzählen.«

»Vor allem sehe ich Blitze um dich herum. Manche zucken auf dich zu, manche kommen aus dir heraus. Ich weiß nicht, was das alles bedeutet, außer bei einer Sache. Du und ich, wir werden uns wiedersehen.« Sie sah ihn fragend an, als verstehe sie auch das nicht.

»Warum auch nicht?« fragte er. »Ich werde auf dem Heimweg wieder hier durchkommen.«

»Ich denke schon.« Plötzlich war ihr Lächeln wieder da, versonnen und geheimnisvoll, und sie tätschelte ihm die Wange. »Aber wenn ich dir alles erzähle, was ich sah, dann wäre dein Haar genauso kraus wie bei deinem Freund mit den breiten Schultern.«

Er zuckte vor ihrer Hand zurück, als sei sie rotglühend. »Was meinst du damit? Siehst du irgend etwas über

Ratten? Oder Träume?«

»Ratten! Nein, keine Ratten. Und was die Träume betrifft, vielleicht träumst du so was gern, aber ich habe sonst nie davon geträumt.«

Er fragte sich, ob sie übergeschnappt sei, so lächelte sie ihn an. »Ich muß gehen«, sagte er und schob sich an ihr vorbei. »Ich ... ich muß meine Freunde treffen.«

»Also geh. Aber du wirst nicht entkommen.«

Er rannte nicht gerade weg, wurde aber doch mit jedem Schritt etwas schneller. »Renn, wenn du willst!« rief sie ihm nach. »Du kannst mir nicht entkommen.«

Ihr Lachen verfolgte ihn über den Hof und hinaus auf die Straße in das Menschengewühl hinein. Ihre letzten Worte glichen zu sehr denen von Ba'alzamon. Er rempelte Leute an, als er sich durch die Menge schob, was ihm scharfe Blicke und böse Worte einbrachte, aber er verlangsamte seine Schritte nicht, bis er einige Straßen von der Schenke entfernt war.

Nach einer Weile begann er, wieder auf seine Umgebung zu achten. Sein Kopf fühlte sich an wie ein Ballon, aber er sah sich trotzdem um und genoß den Anblick. Er fand, Baerlon war schon eine tolle Stadt, wenn auch nicht auf dieselbe Art wie die Städte in Thoms Geschichten. Er wanderte durch breite Straßen, meist mit großen Platten gepflastert, und durch kleine gewundene Gassen, wohin auch immer der Zufall und die Menschenmenge ihn trieben. Es hatte in der Nacht geregnet, und die ungepflasterten Straßen waren von der Menge bereits zu Matsch zertrampelt worden. Doch schlammige Straßen waren für ihn nichts Neues. Keine der Straßen in Emondsfeld war gepflastert.

Es gab nun bestimmt auch keine Paläste, und nur wenige

Häuser waren sehr viel größer als die zu Hause, aber jedes Haus hatte ein Ziegel- oder Schieferdach, das genauso schön war wie das der Weinquellenschenke. Er schätzte, daß es in Caemlyn vielleicht ein oder zwei Paläste gab. Was Schenken betraf, so zählte er neun, und keine davon war kleiner als die Weinquelle. Die meisten waren genauso groß wie der ›Hirsch und Löwe‹, und es gab ja noch eine Menge Straßen, die er nicht gesehen hatte.

An jeder Straße gab es Läden mit Markisen, die mit Waren vollgeladene Tische schützten. Man bekam alles – vom Stoff, über Bücher bis zu Töpfen und Stiefeln. Es war, als hätten hundert Händlerwagen ihren Inhalt verstreut. Er sah sich alles so auffällig an, daß er mehr als einmal unter den mißtrauischen Blicken eines Ladeninhabers flüchten mußte. Beim ersten Ladeninhaber hatte er noch nicht verstanden, warum er ihn so ansah. Als er endlich kapierte, wurde er zuerst wütend, bis er sich daran erinnerte, daß er hier der Fremde war. Er hätte sowieso nicht viel kaufen können. Er schnappte nach Luft, als er sah, wie viele Kupfermünzen man für ein Dutzend verfärbte Äpfel oder eine Handvoll verschrumpelter Rüben hinlegen mußte – die man bei den Zwei Flüssen an die Pferde verfüttert hätte, aber die Leute zahlten ganz eifrig.

Es gab hier für seinen Geschmack wirklich mehr als genug Leute. Für eine Weile überwältigte ihn der Anblick der Massen beinahe. Einige trugen feinere Kleider, als irgend jemand in den Zwei Flüssen besaß – beinahe die Qualität von Moiraines Kleidung –, und recht viele waren in pelzbesetzte lange Mäntel gehüllt, die bis zu den Knöcheln reichten. Die Bergarbeiter, von denen man in der Schenke soviel geredet hatte, gingen gebeugt einher wie alle Männer, die unter der Erde gruben. Doch die meisten

Menschen sahen auch nicht anders aus als jene, mit denen er aufgewachsen war, weder was die Gesichter noch was die Kleidung betraf. Er hatte irgendwie mehr Unterschiede erwartet. Und nun erinnerten ihn manche Gesichter so sehr an die Zwei Flüsse, daß er sich vorstellen konnte, sie gehörten der einen oder anderen Familie an, die er aus der Gegend von Emondsfeld kannte. Ein zahnloser grauhaariger Bursche mit Ohren wie die Henkel an einem Bierkrug, der auf einer Bank vor einer Schenke saß und trauernd in den leeren Humpen blickte, hätte sehr wohl ein Vetter Bili Congars sein können. Der Schneider mit dem kantigen Kinn, der vor seinem Laden nähte, mochte Jon Thanes Bruder sein – bis hin zu dem kahlen Fleck auf dem Hinterkopf. Ein Beinahe-Spiegelbild von Samel Crawe drängte sich an Rand vorbei, als er um eine Ecke kam und ...

Ungläubig starrte er den kleinen hageren Mann mit langen Armen und großer Nase an, der sich hastig durch die Menge schob. Seine Kleider wirkten wie ein Bündel Lumpen. Die Augen waren von dunklen Ringen umgeben, und das Gesicht wirkte eingefallen, als hätte er tagelang nicht geschlafen und nichts gegessen, aber Rand hätte schwören können ... Der zerlumpte Mann sah ihn und erstarrte mitten im Schritt. Er achtete nicht auf die Menschen, die ihn aus Versehen beinahe anrempelten. Rands letzter Zweifel verschwand.

»Meister Fain!« rief er. »Wir dachten alle, Ihr wärt ...«

Schnell wie der Blitz eilte der Händler davon, aber Rand lief ihm hinterher. Er rief den Leuten, die er anrempelte, über die Schulter Entschuldigungen zu. Durch die Menge hindurch erhaschte er einen Blick auf Fain, als dieser gerade in eine Gasse rannte. Rand bog hinter ihm in

dieselbe Gasse ein. Der Händler war nach ein paar Schritten stehengeblieben. Ein hoher Zaun machte die Gasse zu einer Sackgasse. Als Rand sich abfing und mit Mühe stehenblieb, tat Fain so, als wolle er gleich über ihn herfallen. Er duckte sich, zog sich dann aber zurück. Mit schmutzigen Händen bedeutete er Rand, nicht näher zu kommen. In seinem Mantel war mehr als ein Riß zu erkennen, und der Umhang war so abgetragen und zerfleddert, als sei er eher mißbraucht als getragen worden. »Meister Fain«, fragte Rand zögernd, »was ist los? Ich bin es, Rand al'Thor aus Emondsfeld. Wir dachten alle, die Trollocs hätten Euch gefangengenommen.«

Fain gestikulierte mit abgehackten Bewegungen und rannte gebückt ein paar Schritte in Richtung auf das offene Ende der Gasse zu. Er versuchte aber nicht, an Rand vorbeizukommen oder sich ihm auch nur zu nähern. »Nicht!« krächzte er. Sein Kopf war ständig in Bewegung, da er sich bemühte, die Straße jenseits von Rand immer im Auge zu behalten. »Erwähne nicht ...« Seine Stimme wurde zu einem heiseren Flüstern. Er drehte den Kopf weg und beobachtete Rand von der Seite her. »Erwähne *sie* nicht! Es sind Weißmäntel in der Stadt.«

»Sie haben keinen Grund, uns zu belästigen«, sagte Rand. »Kommt mit zurück zum ›Hirsch und Löwen‹! Ich bin dort mit meinen Freunden. Ihr kennt die meisten von ihnen. Sie werden sich freuen, Euch zu sehen. Wir dachten alle, Ihr wärt tot.«

»Tot?« fauchte der Händler beleidigt. »Nicht Padan Fain. Padan Fain weiß, wie man wieder auf den Füßen landet.« Er richtete seine Lumpenkleider, als seien sie ein Festtagsgewand. »Das habe ich immer geschafft, und das werde ich auch immer schaffen. Ich werde lange leben.

Länger als ...« Plötzlich straffte sich sein Gesicht, und die Hände verkrampften sich in dem Vorderteil seines Mantels. »Sie haben meinen Wagen und alle Waren verbrannt. Hatten keinen Grund, das zu tun, nicht wahr? Ich konnte meine Pferde nicht holen. *Meine* Pferde, aber dieser fette alte Wirt ließ sie in seinen Stall sperren. Ich mußte schnell entkommen, um meinen Hals zu retten, und was habe ich davon? Alles, was mir bleibt, sind die Sachen, die ich anhabe. Ist das etwa anständig? Wirklich?«

»Eure Pferde sind in Sicherheit in Meister al'Veres Stall. Ihr könnt sie jederzeit abholen. Wenn Ihr mit mir zur Schenke kommt, sorgt Moiraine sicher dafür, daß Ihr zu den Zwei Flüssen zurückkommt.«

»Aaaah! Sie ist ... sie ist die Aes Sedai, ja?« Fains Gesicht nahm einen lauernden Ausdruck an. »Vielleicht aber auch ...« Er schwieg und leckte sich nervös über die Lippen. »Wie lange bleibt Ihr in dieser ... Wie heißt das? Wie hast du die Schenke genannt? ›Hirsch und Löwe‹?«

»Wir reisen morgen ab«, sagte Rand. »Aber was hat das mit ...«

»Du kannst das einfach nicht nachfühlen«, winselte Fain, »wie du da mit vollem Bauch und nach einer Nacht in einem weichen Bett dastehst. Ich habe seit der bewußten Nacht kaum ein Auge zugetan. Meine Stiefel sind fast durchgelaufen, und was ich essen mußte ...« Sein Gesicht verzog sich. »Ich will mich lieber meilenweit entfernt von einer Aes Sedai aufhalten« – bei diesem Namen spuckte er beinahe aus –, »meilenweit, aber vielleicht muß ich doch ... Ich habe keine Wahl, nicht wahr? Der Gedanke, daß sie mich ansieht, daß sie überhaupt weiß, wo ich mich aufhalte ...« Er streckte die Hände nach Rand aus, als wolle er ihn am Mantel packen, doch hielt er kurz davor zitternd inne

und trat statt dessen einen Schritt zurück. »Versprich mir, daß du ihr nichts erzählst. Ich habe Angst vor ihr. Es ist nicht notwendig, ihr von mir zu erzählen. Eine Aes Sedai muß nicht wissen, daß ich noch lebe. Du mußt es mir versprechen. Du mußt!«

»Ich verspreche es«, sagte Rand in beruhigendem Ton. »Aber Ihr habt keinen Grund, Euch vor ihr zu fürchten. Kommt mit! Zumindest bekommt Ihr dann eine heiße Mahlzeit.«

»Vielleicht. Vielleicht.« Fain rieb sich nachdenklich das Kinn. »Morgen, sagst du? Während dieser Zeit ... Du wirst dein Versprechen doch nicht vergessen? Du erzählst ihr bestimmt nicht ...?«

»Ich werde dafür sorgen, daß sie Euch nichts tut«, versprach Rand und fragte sich insgeheim, wie er wohl eine Aes Sedai aufhalten sollte, was auch immer sie vorhatte.

»Sie wird mir nichts tun«, sagte Fain. »Nein, das wird sie nicht. Ich lasse es nicht zu.« Wie der Blitz schnellte er an Rand vorbei und verschwand in der Menge.

»Meister Fain!« rief Rand. »Wartet!«

Er rannte gerade rechtzeitig aus der Sackgasse heraus, um einen zerfledderten Mantel um die nächste Ecke herum verschwinden zu sehen. Er rief nochmals nach Fain und rannte hinterher. Als er um die Ecke flitzte, konnte er gerade noch den Rücken eines Mannes sehen, bevor er auch schon mit ihm zusammenstieß. Sie beide landeten aufeinander im Matsch.

»Kannst du nicht aufpassen, wohin du rennst?« kam eine Stimme unter ihm hervor, und Rand rappelte sich überrascht hoch.

»Mat?«

Mat setzte sich mit vorwurfsvollem Blick auf und streifte mit den Händen den Matsch von seinem Umhang. »Du scheinst dich wirklich in einen Stadtmenschen zu verwandeln. Den ganzen Morgen schlafen und dann Leute über den Haufen rennen.« Er stand auf, betrachtete seine verschmierten Hände, fluchte leise und wischte sie sich am Umhang ab. »Paß mal auf! Du wirst nie erraten, wen ich gerade eben sah.«

»Padan Fain«, sagte Rand.

»Padan Fa ... Woher weißt du das?«

»Ich habe mit ihm gesprochen, aber er rannte weg.«

»Also haben die Tro ...« Mat hielt inne und sah sich mißtrauisch um, doch die Menge marschierte vorbei, ohne ihnen die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Rand war froh, daß Mat ein wenig vorsichtiger geworden war. »Also haben sie ihn nicht erwischt. Ich frage mich, warum er Emondsfeld so heimlich verlassen hat. Möglich, daß er weglief und nicht mehr innehielt, bis er hier ankam. Aber warum ist er jetzt wieder weggelaufen?«

Rand schüttelte den Kopf und verwünschte die Bewegung gleich wieder. Es war ein Gefühl, als werde ihm der Kopf gleich abfallen. »Ich weiß auch nicht ... außer er hat Angst vor M ... vor Frau Alys.« Es war nicht leicht, die Zunge immer im Zaum zu halten. »Sie soll nicht erfahren, daß er hier ist. Ich mußte ihm versprechen, daß ich es ihr nicht erzähle.«

»Also, dieses Geheimnis werde ich auch wahren«, sagte Mat. »Ich wünschte, sie wüßte auch nicht, wo ich bin.«

»Mat?« Die Leute strömten immer noch vorbei, ohne sie zu beachten, aber Rand senkte trotzdem die Stimme und beugte sich näher zu Mat hinüber. »Mat, hattest du letzte Nacht einen Alptraum? Von einem Mann, der eine Ratte

tötete?«

Mat sah ihn mit großen Augen an. »Du auch?« fragte er schließlich. »Und Perrin auch, schätze ich. Ich hätte ihn heute morgen beinahe gefragt, aber ... Er muß es auch geträumt haben. Blut und Asche! Jetzt bringt uns jemand dazu, scheußliche Dinge zu träumen. Rand, ich wünschte, *niemand* wüßte, wo ich bin.«

»Heute morgen lagen überall in der Schenke tote Ratten herum.« Er fühlte die Angst nicht in solchem Maß in sich aufsteigen, wie er sie vorher beim Erzählen noch gefühlt hätte. Er fühlte überhaupt nicht viel. »Ihr Rückgrat war gebrochen.« Die eigene Stimme hallte ihm in den Ohren wider. Falls er krank wurde, mußte er zu Moiraine gehen. Er war überrascht, daß ihn der Gedanke, die Eine Macht werde bei ihm angewandt, nicht weiter störte. Mat holte tief Luft und blickte sich um, als überlege er, wohin er gehen könne. »Was geschieht mit uns, Rand? Was?«

»Ich weiß es nicht. Ich werde Thom um Rat fragen. Ob ich ... jemandem davon erzählen soll?«

»Nein! Nicht ihr. Vielleicht ihm, aber ihr nicht.«

Die Schärfe in Mats Reaktion überraschte Rand. »Dann hast du ihm geglaubt?« Er mußte gar nicht erklären, wen er mit ›ihm‹ meinte; die Grimasse auf Mats Gesicht verriet ihm, daß er verstand.

»Nein«, sagte Mat langsam. »Es sind alles Möglichkeiten ... Wenn wir es ihr sagen und er hat gelogen, dann geschieht vielleicht gar nichts. Vielleicht. Aber vielleicht ist die Tatsache, daß er in unseren Träumen war, genug, um ... Ich weiß nicht.« Er schwieg und schluckte. »Wenn wir ihr nichts erzählen, haben wir vielleicht weitere Träume. Ratten oder nicht, Träume sind besser als ... Erinnerst du dich an die Fähre? Ich sage, wir

halten den Mund.«

»In Ordnung.« Rand erinnerte sich an die Fähre und auch an Moiraines Drohung, aber alles schien bereits so weit zurückzuliegen. »In Ordnung.«

»Perrin wird nichts verraten, oder?« fuhr Mat fort. Er stellte sich auf die Zehenspitzen. »Wir müssen zu ihm zurück. Wenn er es ihr erzählt, dann kommt es heraus, daß wir alle diese Träume hatten. Du kannst darauf wetten. Komm!« Er marschierte strammen Schrittes durch die Menge. Rand stand da und blickte ihm nach, bis Mat zurückkam und ihn packte. Bei der Berührung durch seinen Arm zwinkerte er und folgte dann dem Freund.

»Was ist mit dir los?« fragte Mat. »Schläfst du schon wieder ein?«

»Ich denke, ich bin erkältet«, sagte Rand. Sein Kopf war so angespannt wie ein Trommelfell und fast so leer wie eine Trommel.

»Du kannst etwas Hühnersuppe essen, wenn wir wieder in der Schenke sind«, sagte Mat. Er schwatzte andauernd weiter, während sie sich durch die vollen Straßen drängten. Rand *strengte* sich an, ihm zuzuhören und sogar von Zeit zu Zeit etwas einzuwerfen, aber es strengte ihn an. Er war nicht müde; er wollte nicht schlafen. Er fühlte sich nur so, als ob er dahintriebe. Nach einer Weile bemerkte er, daß er Mat von Min erzählte. »Ein Dolch mit einem Rubin, eh?« fragte Mat. »Das gefällt mir. Aber ich weiß nichts von dem Auge. Bist du sicher, daß sie es nicht erfunden hat? Mir scheint, wenn sie wirklich eine Wahrsagerin ist, müßte sie eigentlich wissen, was das alles bedeuten soll.«

»Sie sagte nicht, daß sie Wahrsagerin sei«, sagte Rand. »Ich glaube, sie sieht nur Dinge. Denk daran, Moiraine sprach mit ihr, als wir badeten. Und sie weiß, wer Moiraine

ist.«

Mat sah ihn vorwurfsvoll an. »Ich dachte, wir sollten diesen Namen nicht benutzen.«

»Nein«, murmelte Rand. Er rieb sich mit beiden Händen den Kopf. Es war so schwer, sich auf irgend etwas zu konzentrieren.

»Ich glaube, du bist wirklich krank«, sagte Mat mit hochgezogenen Augenbrauen. Plötzlich hielt er Rand am Mantelärmel fest. »Schau mal die an!«

Drei Männer mit Brustpanzer und konisch zulaufenden Stahlkappen, die so poliert waren, daß sie wie Silber glänzten, gingen die Straße hinunter auf Rand und Mat zu. Sogar die Kettenringe an ihren Armen glänzten. Ihre langen Umhänge, jungfräulich weiß und mit einem aufgestickten goldenen Sonnenaufgang auf der linken Brust, endeten gerade eben über dem Matsch und den Pfützen der Straße. Ihre Hände ruhten auf den Griffen ihrer Schwerter, und sie blickten drein, als sähen sie nur Dinge, die sich unter einem fauligen Baumstamm hervorringelten. Niemand sah sie an. Niemand schien sie auch nur zu bemerken. Trotzdem mußten sich die drei ihren Weg durch die Menge nicht bahnen; sie teilte sich wie zufällig, wich auf beiden Seiten aus und ließ sie so in einem leeren Raum einherschreiten, der sich mit ihnen weiterbewegte. »Glaubst du, sie gehören zu den Kindern des Lichts?« fragte Mat mit lauter Stimme. Ein Passant sah Mat böse an und beschleunigte seine Schritte.

Rand nickte. Kinder des Lichts. Weißmäntel. Männer, die Aes Sedai haßten. Männer, die anderen Leuten befahlen, wie sie zu leben hatten, und allen denen Schwierigkeiten bereiteten, die sich zu gehorchen weigerten. Falls man niedergebrannte Bauernhöfe und noch

Schlimmeres unter ›Schwierigkeiten‹ einordnen wollte. *Ich sollte Angst haben*, dachte er. *Oder neugierig sein*. Jedenfalls irgendeine Reaktion zeigen. Statt dessen starrte er sie nur passiv an.

»Für mich sehen sie nicht so toll aus«, meinte Mat. »Ziemlich von sich eingenommen, nicht wahr?«

»Sie spielen keine Rolle«, sagte Rand. »Die Schenke. Wir müssen mit Perrin sprechen.«

»Wie Eward Congar. Der hat auch immer seine Nase in der Luft.« Plötzlich grinste Mat mit glitzernden Augen. »Erinnerst du dich daran, wie er von der Wagenbrücke fiel und klitschnaß nach Hause laufen mußte? Das hat ihn für einen Monat vom hohen Roß geholt.«

»Was hat das mit Perrin zu tun?«

»Siehst du das?« Mat deutete auf einen Karren, der in einer Einfahrt ein Stück von den Kindern entfernt stand. Eine einzige Strebe hielt ein Dutzend gestapelter Fässer auf der Ladefläche des Karrens. »Paß auf!« Lachend verschwand er im Laden eines Messerschmieds zu ihrer Linken.

Rand sah ihm nach und wußte, daß Rand etwas anstellen würde. Dieser Blick in Mats Augen verhieß immer wieder einen seiner Streiche. Aber seltsamerweise freute er sich darauf, was Mat wieder anstellen würde. Irgend etwas sagte ihm, daß dieses Gefühl falsch war, ja sogar gefährlich, aber trotzdem lächelte er erwartungsvoll. Nach einer Minute erschien Mat über ihm. Er beugte sich aus einem Giebelfenster im Ziegeldach des Ladens. In den Händen hielt er seine Schleuder. Sie begann sich bereits zu drehen. Rands Augen wanderten zu dem Karren zurück. Beinahe im gleichen Moment hörte er einen scharfen Knall und die Strebe, die die Fässer hielt, zerbrach, just in dem

Moment, als die Weißmäntel sich daneben befanden. Menschen sprangen aus dem Weg, als die Fässer mit hohlem Poltern herunterrollten und auf der Straße aufprallten. Matsch und schmutziges Wasser spritzten nach allen Seiten. Die drei Männer sprangen nicht weniger schnell als die anderen. Die Überlegenheit in ihrem Blick verwandelte sich in Bestürzung. Ein paar Passanten fielen hin. Es platschte wieder. Doch die drei bewegten sich geschickt und mieden mühelos den Aufprall der Fässer. Allerdings konnten sie dem herumfliegenden Schmutz nicht ausweichen, und so wurden ihre weißen Umhänge bespritzt.

Ein bärtiger Mann in einer langen Schürze eilte aus der Einfahrt, schwenkte die Arme und schrie zornig, doch ein Blick auf die drei, die vergebens versuchten, den Schmutz von ihren Umhängen abzustreifen, und er verschwand schneller wieder in seiner Einfahrt, als er herausgekommen war. Rand sah zu dem Dach des Ladens hinauf; Mat war weg. Es war ein leichter Schuß für einen Jungen der Zwei Flüsse gewesen, aber die Wirkung übertraf fast noch die Absicht. Er konnte nicht anders – er mußte lachen. Der Humor schien in Wolle gehüllt, aber die Szene wirkte trotzdem noch lustig. Als er sich wieder der Straße zuwandte, sahen ihn die drei Weißmäntel an. »Du findest irgend etwas lustig, wie?« Der Sprecher stand ein wenig vor den anderen. Er wirkte hochmütig, und in seinen Augen stand geschrieben, daß er etwas sehr Wichtiges wußte, er allein und niemand anders.

Rands Lachen erstarb. Er und die Weißmäntel standen allein zwischen Matsch und Fässern. Die Menge, die sich vorher noch um sie gedrängt hatte, hatte offenbar die Straße hinauf oder hinunter Wichtiges zu tun.

»Schweigt deine Zunge aus Angst vor dem Licht?« Der Zorn machte das schmale Gesicht des Weißmantels noch schmaler und härter, als es von Haus aus war. Er blickte verächtlich auf den Schwertknauf, der unter Rands Umhang sichtbar war. »Vielleicht bist du dafür verantwortlich, wie?« Im Unterschied zu den anderen trug er unter dem Sonnenzeichen noch einen goldenen Knoten.

Rand wollte sein Schwert bedecken, aber statt dessen schob er seinen Umhang nach hinten zurück. Im Hinterkopf fragte er sich verzweifelt, was er da tat, aber es war nur ein entfernter Gedanke. »Unfälle geschehen nun mal«, sagte er. »Auch bei den Kindern des Lichts.«

Der Mann mit dem schmalen Gesicht hob eine Augenbraue. »Bist du so gefährlich, Jüngling?« Er war nicht viel älter als Rand.

»Das Reiherzeichen, Lord Bornhald«, sagte einer der anderen warnend.

Der schmalgesichtige Mann sah noch einmal Rands Schwertknauf an – der bronzene Reiher war klar zu sehen –, und seine Augen weiteten sich für einen Moment. Dann erhob er den Blick zu Rands Gesicht und schniefte voller Verachtung. »Er ist zu jung. Du bist nicht von hier, wie?« fragte er Rand kalt. »Woher kommst du?«

»Ich bin gerade in Baerlon angekommen.« Ein Schauer rann über Rands Arme und Beine. Er fühlte sich erhitzt, beinahe sommerlich warm. »Ihr kennt wohl keine gute Schenke hier, oder?«

»Du weichst meinen Fragen aus«, fauchte Bornhald. »Was hast du Böses in dir, daß du mir nicht antwortest?« Seine Begleiter traten an seine Seite, die Gesichter hart und ausdruckslos. Trotz der Schmutzflecken auf ihren Umhängen war jetzt nichts mehr Lustiges an ihnen.

Ein Kribbeln erfüllte Rand; die Hitze war zu einem Fieber geworden. Er wollte lachen; das war so ein schönes Gefühl. Eine dünne Stimme in seinem Hinterkopf rief ihm zu, daß etwas nicht stimme, aber er konnte nur daran denken, wie energieerfüllt er sich fühlte. Er platzte beinahe vor Energie. Lächelnd verlagerte er sein Gewicht auf die Fersen und wartete darauf, was wohl geschehen werde. Ganz undeutlich und entfernt fragte er sich, was es wohl sein werde.

Das Gesicht des Anführers verfinsterte sich. Einer der anderen zog sein Schwert ein Stück aus der Scheide und sagte mit zornbebender Stimme: »Wenn die Kinder des Lichts dich etwas fragen, du grauäugiger Bauerntölpel, dann erwarten sie Antworten, oder ...« Er hielt inne, als der schmalgesichtige Mann ihm einen Arm über die Brust legte. Bornhald bedeutete ihm mit einer Kopfbewegung, er solle die Straße hinaufblicken.

Die Stadtwache war eingetroffen, ein Dutzend Männer mit runden Stahlkappen und metallbeschlagenen Lederwämsern. Sie trugen ihre Schlagstöcke, als wüßten sie damit umzugehen. Sie standen da und beobachteten schweigend die Szene aus etwa zehn Schritten Entfernung. »Diese Stadt hat das Licht vergessen«, grollte der Mann mit dem halbgezogenen Schwert. Er erhob die Stimme und rief der Wache zu: »Baerlon steht im Schatten des Dunklen Königs!« Auf eine Geste Bornhalds hin rammte er sein Schwert wieder in die Scheide.

Bornhald wandte seine Aufmerksamkeit wieder Rand zu. Das Licht der Erkenntnis brannte in seinen Augen. »Schattenfreunde entkommen uns nicht, Jüngling, nicht einmal in einer Stadt, die im Schatten steht. Wir treffen uns wieder. Da kannst du sicher sein!«

Er drehte sich auf der Stelle um und schritt weiter, seine beiden Begleiter dicht hinter ihm, als hätte Rand zu existieren aufgehört. Zumindest für diesen Augenblick. Als sie den dicht bevölkerten Teil der Straße erreichten, öffnete sich der gleiche scheinbar zufällige Freiraum wie zuvor, um sie durchzulassen. Die Wachen zögerten und sahen Rand an. Dann schulterten sie ihre Schlagstöcke und folgten den drei Weißgekleideten. Sie mußten sich durch die Menge schieben und riefen deshalb: »Platz für die Wache!« Nur wenige machten ihnen murrend Platz.

Rand balancierte immer noch auf den Fersen und wartete. Das Prickeln war so stark, daß er beinahe zitterte; er fühlte sich so, als verbrenne er innerlich.

Mat trat aus dem Laden und starrte ihn an. »Du bist nicht krank«, sagte er schließlich. »Du bist verrückt!«

Rand atmete tief ein, und mit einem Schlag war alles vorbei wie eine geplatzte Seifenblase. Er taumelte, als ihm bewußt wurde, was er getan hatte. Er leckte sich die Lippen und bemühte sich, Mats Blick standzuhalten. »Ich denke, wir kehren jetzt besser zur Schenke zurück«, sagte er unsicher.

»Ja«, sagte Mat. »Ja, ich glaube auch, das ist das beste.«

Die Straße hatte sich langsam wieder gefüllt, und mehr als ein Passant sah die beiden Jungen an und murmelte einem Begleiter etwas zu. Rand war sicher, daß sich die Geschichte wie ein Lauffeuer ausbreiten würde. Ein Verrückter hatte versucht, sich mit drei Kindern des Lichts herumzustreiten. Das war ein guter Gesprächsstoff. *Vielleicht treiben die Träume mich zum Wahnsinn.*

Die beiden verliefen sich mehrmals in den unregelmäßig angelegten Straßen, doch nach einer Weile schlossen sie sich Thom Merrilin an, der allein wie eine ganze

Prozession wirkte, als er so durch die Menge stolzierte. Der Gaukler sagte, er sei hier, um sich etwas die Beine zu vertreten und frische Luft zu schnappen, aber immer wenn jemand seinen vielfarbigen Umhang näher betrachtete, verkündete er mit hallender Stimme: »Ich werde nur heute abend im ›Hirsch und Löwen‹ auftreten.«

Es war Mat, der ziemlich wirr von dem Traum von ihrem Problem zu erzählen begann und, ob sie Moiraine davon etwas sagen sollten oder nicht, aber Rand griff dann und wann ein, denn es gab Unterschiede in ihren Erinnerungen. *Vielleicht war ja auch jeder Traum ein bißchen anders*, dachte er. Der Hauptteil der Träume war allerdings jeweils der gleiche.

Sie waren mit dem Erzählen noch nicht weit gekommen, als Thom ihnen endlich die volle Aufmerksamkeit widmete. Als Rand Ba'alzamon erwähnte, packte der Gaukler beide Jungen an den Schultern und befahl ihnen, den Mund zu halten, erhob sich auf Zehenspitzen, um über die Köpfe der Menge blicken zu können, und führte sie dann aus dem Gewühl in eine Sackgasse, die bis auf ein paar Kisten und einen abgemagerten hellbraunen Hund, der in einer Ecke vor der Kälte Schutz suchte, leer war.

Thom blickte in die Menge hinaus und suchte nach Leuten, die möglicherweise stehenblieben, um sie zu belauschen, bevor er sich wieder Rand und Mat zuwandte. Der Blick aus seinen blauen Augen bohrte sich in ihren Blick, zwischendurch aber wanderte er in Richtung Straßeneinmündung. »Sagt niemals mehr diesen Namen, wenn Fremde zuhören können.« Seine Stimme war leise, aber sehr eindringlich. »Nicht einmal dort, wo ein Fremder *vielleicht* zuhören könnte. Es ist ein sehr gefährlicher Name, sogar dann, wenn sich keine Kinder des Lichts auf

den Straßen befinden.«

Mat schnaubte. »Ich könnte dir etwas über die Kinder des Lichts erzählen«, sagte er mit einem sarkastischen Seitenblick auf Rand. Thom überhörte die Bemerkung. »Wenn nur einer von euch diesen Traum gehabt hätte ...« Er zupfte zornig an seinem Schnurrbart. »Sagt mir alles, woran ihr euch erinnern könnt. Jede Einzelheit.« Während er zuhörte, blieb er stets wachsam und beobachtete die Straße. »... er nannte die Namen von Männern, die angeblich benutzt wurden«, sagte Rand schließlich. Er war sicher, alles andere berichtet zu haben. »Guaire Amalasan. Raolin Dunkelbann.«

»Davian«, fügte Mat hinzu, bevor Rand weitersprechen konnte. »Und Yurian Steinbogen.«

»Und Logain«, beendete Rand die Aufzählung.

»Gefährliche Namen«, sagte Thom leise. Seine Augen schienen sie noch eindringlicher als zuvor zu durchbohren. »Fast genauso gefährlich wie jener andere, so oder so. Alle sind tot bis auf Logain. Einige davon schon lange. Raolin Dunkelbann seit beinahe zweitausend Jahren. Aber immer noch gefährlich. Am besten sprecht ihr die Namen nicht laut aus, selbst wenn ihr allein seid. Die meisten Leute können nichts damit anfangen, aber wenn der Falsche zuhört ...«

»Aber wer waren sie?« fragte Rand.

»Männer«, murmelte Thom, »Männer, die an den Säulen des Himmels rüttelten und die Grundmauern der Welt erschütterten.« Er schüttelte den Kopf. »Es spielt keine Rolle. Vergeßt sie. Sie sind zu Staub geworden.«

»Haben die ... wurden sie benutzt, wie er behauptete?« fragte Mat. »Und getötet?«

»Man könnte sagen, daß der Weiße Turm sie getötet hat.

Man könnte das durchaus sagen.« Thoms Mund verzog sich einen Augenblick lang, und dann schüttelte er nochmals den Kopf. »Aber benutzt ...? Nein, das kann ich nicht behaupten. Das Licht weiß, wie viele Intrigen der Amyrlin-Sitz im Moment wieder schmiedet, aber diese Sache gehörte nicht dazu, soweit ich das sagen kann.«

Mat lief ein Schauer den Rücken hinunter. »Er hat soviel behauptet. Verrückte Sachen. All das von Lews Therin Brudermörder und Artur Falkenflügel. Und vom Auge der Welt. Was, beim Licht, soll das denn sein?«

»Eine Legende«, sagte der Gaukler langsam. »Vielleicht. Als Legende genauso berühmt wie die vom Horn von Valere, zumindest in den Grenzlanden. Dort droben gehen junge Männer auf die Suche nach dem Auge der Welt, so wie in Illian die jungen Männer das Horn suchen. Vielleicht ist es eine Legende.«

»Was sollen wir tun, Thom?« fragte Rand. »Es ihr erzählen? Ich möchte keine weiteren Träume dieser Art erleben. Vielleicht könnte sie etwas tun?«

»Vielleicht würde uns nicht gefallen, was sie tut«, grollte Mat.

Thom betrachtete sie, überlegte und strich sich dabei mit einem Finger über den Schnurrbart. »Ich sage, haltet Frieden«, sagte er schließlich. »Erzählt niemandem davon, jedenfalls im Augenblick. Ihr könnt es euch immer noch anders überlegen, wenn es nötig ist, aber wenn ihr es einmal erzählt habt, dann ist es draußen, und Ihr seid mehr als zuvor an sie ... gebunden.« Plötzlich richtete er sich auf. Seine gebückte Haltung verschwand fast vollständig. »Der andere Junge! Ihr sagt, er hatte den gleichen Traum? Ist er vernünftig genug, den Mund zu halten?«

»Ich denke schon«, sagte Rand zur gleichen Zeit, als

Mat heraussprudelte: »Wir wollten zur Schenke zurückgehen und ihn warnen.«

»Ich hoffe beim Licht, daß es nicht zu spät ist!« Mit wehendem Umhang – die Flicken flatterten im Wind – schritt Thom aus der Gasse. Ohne sich aufzuhalten blickte er über die Schulter auf sie zurück. »Also, was ist? Sind eure Füße am Boden festgefroren?«

Rand und Mat eilten ihm hinterher, aber er wartete nicht darauf, daß sie ihn einholten. Diesmal blieb er nicht stehen, wenn Leute seinen Umhang anschauten oder ihn als Gaukler ansprachen. Er bahnte sich einen Weg durch die überfüllten Straßen, als seien sie leer. Rand und Mat mußten beinahe rennen, um ihm folgen zu können. In viel kürzerer Zeit, als Rand erwartet hatte, erreichten sie den ›Hirsch und Löwen‹.

Als sie gerade hineingehen wollten, kam Perrin herausgerannt und versuchte beim Rennen seinen Umhang überzuziehen. Er wäre beinahe gestürzt, so mußte er sich bremsen, um nicht in sie hineinzurennen. »Ich wollte nach euch suchen«, brachte er schnaufend heraus, nachdem er sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte.

Rand ergriff seinen Arm. »Hast du irgend jemandem von dem Traum erzählt?«

»Sag bitte, daß du es nicht getan hast!« verlangte Mat.

»Es ist sehr wichtig«, sagte Thom.

Perrin sah sie verwirrt an. »Nein, habe ich nicht. Ich bin bis vor einer Stunde nicht mal aus dem Bett gekommen.« Seine Schultern sackten nach unten. »Ich habe schon Kopfschmerzen von der Anstrengung bekommen, nicht daran zu denken, geschweige denn darüber zu reden. Warum habt ihr es ihm erzählt?« Er nickte in Richtung Gaukler.

»Wir mußten einfach mit jemand darüber sprechen, sonst hätten wir durchgedreht«, sagte Rand.

»Ich erkläre es euch später«, fügte Thom mit einem bedeutungsvollen Blick auf die Leute hinzu, die in den ›Hirsch und Löwen‹ hineingingen oder herauskamen.

»In Ordnung«, antwortete Perrin langsam. Er wirkte immer noch verwirrt. Plötzlich schlug er sich vor die Stirn. »Jetzt hätte ich beinahe vergessen, weswegen ich euch suchte. Ich vergäße es ja gern, aber ... Nynaeve ist drinnen.«

»Blut und Asche!« jaulte Mat auf. »Wie ist sie hierhergekommen? Moiraine ... Die Fähre ...«

Perrin schnaubte. »Glaubst du, eine Kleinigkeit wie eine gesunkene Fähre könnte sie aufhalten? Sie hat Hochturm aus dem Bett geworfen – ich weiß nicht, wie er über den Fluß zurückgekommen ist, aber sie sagte, er habe sich in seinem Schlafzimmer versteckt und wollte nicht einmal mehr in die Nähe des Flusses gehen – jedenfalls hat sie ihn so eingeschüchtert, daß er ein Boot für sie und ihr Pferd auftrieb und sie hinüberruderte. Persönlich. Sie hat ihm nur soviel Zeit gelassen, daß er einen seiner Helfer holen konnte, um ein zweites Paar Ruder zu bedienen.«

»Licht!« hauchte Mat.

»Was tut sie da drinnen?« wollte Rand wissen. Mat und Perrin warfen ihm einmütig einen spöttischen Blick zu. »Sie ist uns gefolgt«, sagte Perrin. »Sie ist jetzt bei ... bei Frau Alys und da drinnen ist es kalt genug, daß es schneien könnte.«

»Könnten wir nicht eine Weile woandershin gehen?« fragte Mat. »Mein Pa sagt immer, nur ein Narr steckt seine Hand in ein Hornissennest, wenn er es nicht unbedingt muß.«

Rand warf ein: »Sie kann uns nicht zwingen, zurückzukehren. Die Winternacht sollte ihr zu dieser Einsicht verholfen haben. Wenn nicht, müssen wir es ihr beibringen.«

Mats Augenbrauen hoben sich bei jedem seiner Worte und als Rand fertig war, stieß er einen leisen Pfiff aus. »Hast du jemals versucht, Nynaeve etwas beizubringen, was sie nicht lernen wollte? Ich hab's probiert. Ich meine, wir sollten bis zum Abend wegbleiben und uns dann hineinschleichen.«

»Nach allem, was ich an dieser jungen Frau beobachtet habe«, sagte Thom, »glaube ich nicht, daß sie aufhören wird, bevor sie nicht alles gesagt hat. Wenn ihr nicht gestattet wird, schnell alles loszuwerden, dann macht sie vielleicht so lange weiter, bis sie eine Aufmerksamkeit erregt, an der keiner von uns Interesse hat.«

Bei der Vorstellung fuhren alle zusammen. Sie sahen sich an, atmeten tief durch und marschierten hinein, als erwarteten sie, Trollocs zu sehen.

KAPITEL 16

Die Seherin

Perrin führte sie in die Tiefe der Schenke hinein. Rand konzentrierte sich so sehr darauf, was er Nynaeve sagen wollte, daß er Min nicht sah, bis sie ihn am Arm packte und zur Seite zog. Die anderen gingen noch ein paar Schritte weiter den Flur entlang, bevor sie bemerkten, daß er stehengeblieben war. Dann blieben auch sie stehen, einerseits ungeduldig, andererseits zögernd.

»Dafür haben wir keine Zeit, Junge«, sagte Thom barsch. Min sah den weißhaarigen Gaukler scharf an. »Geh und vollführe irgendwelche Kunststückchen«, fuhr sie ihn an und zog Rand noch weiter von den anderen weg. »Ich habe wirklich keine Zeit«, sagte Rand zu ihr. »Und ganz bestimmt nicht für närrisches Geschwätz über Entkommen und so was.« Er versuchte, seinen Arm loszureißen, aber jedesmal, wenn er ihn befreit hatte, packte sie ihn erneut.

»Und ich habe auch keine Zeit für irgendwelchen Blödsinn. Halte also bitte den Mund!«

Sie betrachtete kurz die anderen, dann näherte sie sich ihm und sagte mit gedämpfter Stimme: »Vor kurzem ist eine Frau angekommen – kleiner als ich, jung, mit dunklen Augen und sie trägt das dunkle Haar in einem Zopf, der ihr bis an die Taille reicht. Sie ist ein Teil des Ganzen, genauso wie der Rest von euch.«

Rand starrte sie eine Minute lang an. *Nynaeve? Was kann sie damit zu tun haben? Licht, wieso bin ich eigentlich darin verwickelt?* »Das ist ... unmöglich.«

»Du kennst sie?« flüsterte Min.

»Ja, und sie kann nicht in ... in was auch immer das alles bedeutet ... verwickelt sein.«

»Die Funken, Rand. Sie hat Frau Alys getroffen, als sie hereinkam, und es gab Funken, obwohl nur sie beide zusammenstanden. Gestern konnte ich keine Funken wahrnehmen, wenn nicht wenigstens drei oder vier von euch zusammenkamen, aber heute ist alles klarer und heftiger.« Sie sah Rands Freunde an, die ungeduldig warteten, und sie schauderte, bevor sie sich wieder zu ihm umdrehte. »Es ist beinahe ein Wunder, daß die Schenke nicht Feuer fängt. Ihr seid alle in größerer Gefahr als gestern. Seit sie ankam.«

Rand blickte zu seinen Freunden hinüber. Thom, dessen Brauen sich zu einem buschigen V verzogen hatten, beugte sich vor, offensichtlich bereit, etwas zu unternehmen, damit Rand schneller folgen konnte. »Sie wird nichts unternehmen, was uns verletzen könnte«, sagte er zu Min. »Ich muß jetzt gehen.« Diesmal gelang es ihm, seinen Arm zu befreien.

Er mißachtete ihr empörtes Quieken und begab sich zu den anderen. Sie gingen weiter den Korridor hinunter. Rand sah einmal zurück. Min schüttelte die Faust in seine Richtung und stampfte mit dem Fuß auf.

»Was hatte sie zu sagen?« fragte Mat.

»Nynaeve ist ein Teil davon«, sagte Rand ohne nachzudenken. Dann sah er Mat scharf an und erwischte ihn gerade noch mit bereits geöffnetem Mund. Die Erleuchtung breitete sich langsam auf Mats Gesicht aus. »Teil wovon?« sagte Thom leise. »Weiß dieses Mädchen etwas?«

Während Rand noch überlegte, was er sagen sollte,

sprach Mat bereits: »Natürlich gehört sie dazu«, sagte er ärgerlich. »Sie ist ein Teil des Pechs, das wir seit der Winternacht hatten. Vielleicht ist es für euch keine große Sache, die Seherin hier vorzufinden, aber ich sähe beinahe noch lieber die Weißmäntel hier als sie.«

»Sie sah, wie Nynaeve ankam«, sagte Rand. »Sah auch, daß sie sich mit Frau Alys unterhielt, und dachte, sie könne etwas mit uns zu tun haben.« Thom sah ihn von der Seite her an, und sein Schnauben brachte seine Schnurrbarthaare durcheinander, aber die anderen schienen Rands Erklärung zu akzeptieren. Er hatte nicht gern Geheimnisse vor seinen Freunden, aber Mins Geheimnis konnte für sie selbst genauso gefährlich werden wie für ihre ganze Gruppe.

Perrin blieb plötzlich vor einer Tür stehen, und trotz seiner Größe schien er ängstlich zu zögern. Er atmete tief ein, sah seine Begleiter an, atmete noch einmal durch, öffnete dann langsam die Tür und ging hinein. Einer nach dem anderen folgte ihm. Rand war der letzte, und er schloß die Tür mit äußerstem Widerstreben hinter sich.

Es war der Raum, in dem sie am Abend zuvor gegessen hatten. Im Kamin prasselte ein Feuer. In der Mitte des Tisches stand ein glänzendes Silbertablett mit einer Silberkanne und Bechern. Moiraine und Nynaeve saßen an den gegenüberliegenden Tischenden. Keine wandte den Blick von der anderen. Moiraines Hände ruhten auf dem Tisch, genauso bewegungslos wie ihr Gesicht. Nynaeves Zopf war über ihre Schulter nach vorn geschlungen, und das Ende lag in ihrer Faust verborgen. Sie zupfte immer wieder ein wenig daran, so wie sie es zu tun pflegte, wenn sie dem Gemeinderat noch sturer als üblicherweise gegenüberstand. *Perrin hatte recht.* Trotz des Feuers war die Atmosphäre eisig kalt, und die Kälte ging von den

beiden Frauen am Tisch aus.

Lan lehnte am Kaminsims, starrte in die Flammen und rieb seine Hände, um sie zu wärmen. Egwene lehnte mit dem Rücken an der Wand. Sie hatte ihren Umhang um und die Kapuze über den Kopf gezogen. Thom, Mat und Perrin blieben unsicher an der Tür stehen.

Rand fühlte sich alles andere als wohl in seiner Haut. Doch er zuckte die Achseln und ging zum Tisch. *Manchmal muß man den Wolf bei den Ohren packen*, machte er sich selbst Mut. Allerdings erinnerte er sich auch an ein anderes Sprichwort: *Wenn du einen Wolf an den Ohren hältst, ist es genauso schwer, loszulassen, wie sich festzuhalten.* Er fühlte Moiraines Blick und den von Nynaeve, und sein Gesicht begann zu brennen, aber er nahm trotzdem genau zwischen den beiden Platz.

Eine Minute lang bewegte sich absolut nichts im Raum. Dann traten Egwene und Perrin und schließlich auch Mat vor, gingen zögernd zum Tisch und setzten sich neben Rand in die Mitte. Egwene zog ihre Kapuze noch weiter vor, genug, ihr Gesicht halb zu verbergen, und sie alle vermieden es, irgend jemanden anzusehen.

»Also«, schnaubte Thom von seinem Standort neben der Tür her, »soviel wäre nun geschafft.«

»Da nun alle hier sind«, sagte Lan, verließ den Kamin und füllte einen der silbernen Becher mit Wein, »werdet Ihr dies vielleicht endlich von mir annehmen.« Er bot Nynaeve den Becher an. Sie betrachtete ihn mißtrauisch. »Keine Angst«, sagte er geduldig. »Ihr habt gesehen, wie der Wirt den Wein brachte, und keiner von uns hatte Gelegenheit, etwas hineinzutun. Er ist ganz rein.«

Der Mund der Seherin verzog sich bei dem Wort *Angst* zornig, doch sie nahm den Becher und murmelte: »Danke.«

»Ich möchte gern wissen«, sagte er, »wie Ihr uns gefunden habt.«

»Ich auch.« Moiraine beugte sich gespannt vor. »Vielleicht seid Ihr jetzt gewillt zu sprechen, nachdem Egwene und die Jungen zu Euch gebracht wurden?«

Nynaeve nippte an dem Wein, bevor sie der Aes Sedai antwortete. »Ihr konntet nirgendwo anders als nach Baerlon hingehen. Um sicher zu gehen, folgte ich dann aber eurer Spur. Ihr seid ja ganz schön im Zickzack geritten. Aber ich schätze, ihr hattet kein Interesse daran, anständigen Leuten über den Weg zu laufen.«

»Ihr ... seid unserer Spur gefolgt?« sagte Lan, der zum ersten Mal, seit Rand ihn kannte, wirklich überrascht wirkte. »Ich muß wohl leichtsinnig geworden sein.«

»Ihr habt nicht viele Spuren hinterlassen, aber ich kann mindestens ebensogut Spuren lesen wie jeder Mann in den Zwei Flüssen, vielleicht mit Ausnahme von Tam al'Thor.« Sie zögerte und fügte dann hinzu: »Bis mein Vater starb, nahm er mich immer mit auf die Jagd und lehrte mich, was er sonst den Söhnen beigebracht hätte, die er nie hatte.« Sie sah Lan herausfordernd an, aber er nickte nur beifällig.

»Wenn Ihr einer Spur folgen könnt, die ich zu verbergen versucht habe, dann hat er Euch gut unterrichtet. Nur wenige schaffen das, selbst in den Grenzlanden.«

Plötzlich verbarg Nynaeve das Gesicht in ihrem Becher. Rands Augen weiteten sich. Sie errötete. Nynaeve zeigte sich niemals auch nur im geringsten verwirrt. Zornig, ja, oftmals auch wütend, aber niemals aus der Fassung gebracht. Doch nun waren ihre Wangen deutlich gerötet, und sie bemühte sich, das durch den Becher zu verdecken.

»Vielleicht«, sagte Moiraine ruhig, »werdet Ihr nun einige meiner Fragen beantworten. Ich habe Eure ehrlich

genug beantwortet.«

»Mit einem Haufen Gaukler-Märchen«, schoß Nynaeve zurück. »Die einzige *Tatsache*, die ich feststellen kann, ist, daß vier junge Leute aus einem unerfindlichen Grund von einer Aes Sedai entführt wurden.«

»Man hat Euch gesagt, daß das hier niemand weiß«, sagte Lan scharf. »Ihr müßt lernen, Eure Zunge zu hüten.«

»Warum sollte ich?« wollte Nynaeve wissen. »Warum sollte ich Euch helfen, Euch oder das, was Ihr seid, zu verbergen? Ich bin gekommen, um Egwene und die Jungen nach Emondsfeld zurückzubringen, und nicht, um Euch zu helfen, sie wegzulocken.«

Thom mischte sich mit Verachtung in der Stimme ein: »Wenn Ihr wollt, daß sie ihr Dorf wiedersehen – und Ihr selbst auch –, dann solltet Ihr vorsichtiger sein. Es gibt in Bearlon solche, die sie« – er machte eine schnelle Kopfbewegung auf Moiraine zu – »töten würden für das, was sie darstellt. Ihn auch!« Er zeigte auf Lan, und dann trat er plötzlich vor und stemmte die Fäuste auf den Tisch. Er ragte über Nynaeve auf, und sein langer Schnurrbart und die dichten Augenbrauen wirkten mit einemmal bedrohlich.

Ihre Augen weiteten sich und sie wollte sich schon von ihm wegdrehen, doch dann versteifte sie trotzig den Rücken. Thom schien es gar nicht zu bemerken; er fuhr mit unheilverheißend sanfter Stimme fort: »Nur ein Gerücht, ein Flüstern in ein falsches Ohr, würde genügen, und sie würden diese Schenke wie ein Schwarm vor Kriegerameisen überschwemmen. Ihr Haß ist so stark, ihr Wunsch, jeden von der Sorte dieser beiden gefangenzunehmen oder zu töten. Und das Mädchen? Die Jungen? Ihr? Ihr hängt alle mit ihnen zusammen. Jedenfalls wäre es genug für die Weißmäntel. Es würde Euch nicht

gefallen, wie sie ihre Fragen stellen, besonders wenn es irgendwie um den Weißen Turm geht. Die Folterknechte der Weißmäntel nehmen von vornherein an, daß Ihr schuldig seid, und für diese Art von Schuld gibt es nur ein Urteil. Sie haben kein Interesse daran, die Wahrheit herauszufinden; sie glauben, diese ohnehin bereits zu kennen. Alles, was sie mit ihren Brandeisen und Zangen erreichen wollen, ist ein Geständnis. Also erinnert Euch besser daran, daß manche Geheimnisse zu gefährlich sind, sie laut auszusprechen, selbst wenn Ihr glaubt zu wissen, wer zuhört.« Er richtete sich auf und murmelte noch: »Wie es scheint, muß ich das in letzter Zeit viel zu oft sagen.«

»Das war gut gesprochen, Gaukler«, sagte Lan. Der Behüter blickte wieder abwägend drein. »Ich bin überrascht, daß Ihr so besorgt seid.«

Thom zuckte die Achseln. »Es ist auch bekannt, daß ich mit Euch gekommen bin. Ich lege keinen Wert darauf, daß mir ein Folterknecht mit einem Brandeisen sagt, ich solle meinen Sünden bereuen und im Licht wandeln.«

»Das«, warf Nynaeve mit beißender Stimme ein, »ist noch ein Grund mehr, warum sie morgen mit mir heimkehren sollten. Oder schon heute nachmittag. Je eher wir weg sind von Euch und auf dem Rückweg nach Emondsfeld, desto besser.«

»Das können wir nicht«, sagte Rand und war froh, daß seine Freunde alle zur gleichen Zeit protestierten. Nynaeves böser Blick mußte nun wenigstens allen gleichermaßen gelten, und sie bekamen ihn auch prompt zu spüren. Doch da er zuerst gesprochen hatte, schwiegen alle anderen und sahen ihn an. Selbst Moiraine lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und sah ihn über die verschränkten Finger hinweg an. Es kostete ihn einige Mühe, der Seherin

ins Auge zu blicken. »Wenn wir nach Emondsfeld zurückgehen, dann kommen auch die Trollocs zurück. Sie ... sie jagen uns. Ich weiß nicht, warum, aber es stimmt. Vielleicht werden wir in Tar Valon herausfinden, warum. Vielleicht finden wir auch heraus, wie wir das beenden können. Es ist der einzige Weg.«

Nynaeve hob verzweifelt die Hände. »Du hörst dich genau wie Tam an. Er ließ sich in die Dorfversammlung tragen und versuchte, alle zu überzeugen. Zuvor hatte er das schon beim Gemeinderat probiert. Das Licht weiß, wie eure ... Frau Alys« – ihre Stimme schüttete eine Wagenladung Verachtung über den Namen aus – »es geschafft hat, ihn zu überzeugen. Normalerweise verfügt er über gesunden Menschenverstand, mehr als die meisten anderen Männer. Jedenfalls besteht der Gemeinderat auch sonst aus einem Haufen alter Narren. Aber dafür waren selbst sie nicht närrisch genug, und die anderen auch nicht. Sie stimmten zu, daß man euch suchen müsse. Dann wollte Tam derjenige sein, der euch folgt, dabei konnte er sich noch nicht einmal auf den Beinen halten. Eure Familie muß aus lauter Narren bestehen.«

Mat räusperte sich und nuschelte dann: »Wie steht's mit meinem Pa? Was hat er gesagt?«

»Er hat Angst, daß du deine Streiche an Ausländern versuchst und dafür eins über den Kopf kriegst. Er schien davor mehr Angst zu haben, als vor ... Frau Alys hier. Aber er war noch nie viel schlauer als du.«

Mat schien sich nicht sicher zu sein, wie er das verstehen sollte oder was er antworten sollte oder ob überhaupt eine Antwort fällig war.

»Ich erwarte«, begann Perrin zögernd, »ich meine, ich denke, Meister Luhhan war auch nicht gerade glücklich

über meine Abreise.«

»Hast du erwartet, daß er sich freut?« Nynaeve schüttelte angewidert den Kopf und sah Egwene an. »Ich sollte mich eigentlich bei diesen drei nicht über solche idiotischen Einfälle wundern, aber ich dachte, andere hätten etwas mehr Urteilsvermögen.«

Egwene lehnte sich zurück, damit sie von Perrin verdeckt wurde. »Ich habe eine Nachricht hinterlassen«, sagte sie schwach. Sie zupfte an ihrer Kapuze herum, als habe sie Angst, ihr loses Haar könne sich zeigen. »Ich habe alles erklärt.« Nynaeves Gesicht lief dunkel an.

Rand seufzte. Die Seherin war drauf und dran, einen ihrer Wutanfälle zu bekommen und es sah nach einem ganz hochkarätigen aus. Wenn sie sich in ihrem Zorn auf etwas versteifte – wenn sie zum Beispiel sagte, sie werde sie nach Emondsfeld zurückschicken, ganz gleich, was irgend jemand behauptete –, dann wäre es fast unmöglich, sich dem zu entziehen. Er öffnete den Mund.

»Eine Nachricht!« begann Nynaeve, gerade als Moiraine sagte: »Ihr und ich, wir müssen uns immer noch unterhalten, Seherin.«

Hätte Rand sich selbst noch am Sprechen hindern können, dann wäre es in diesem Augenblick angebracht gewesen, doch seine Worte strömten heraus, als habe er statt seines Mundes ein Wehr geöffnet. »Alles schön und gut, aber es ändert nichts an der Lage. Wir können nicht zurück. Wir müssen weiter.« Das letztere sagte er etwas langsamer, und seine Stimme sank zu einem Flüstern ab. Die Seherin und die Aes Sedai sahen ihn an. Es war die Art von Blick, wie er ihn kannte, wenn er auf Frauen traf, die über Angelegenheiten des Frauenzirkels sprachen – die Art, die ihm sagte, er solle seine Nase nicht in die

Angelegenheiten anderer stecken. Er lehnte sich zurück und wünschte sich, er sei irgendwo anders.

»Seherin«, sagte Moiraine, »Ihr müßt mir glauben, daß sie bei mir sicherer sind als in den Zwei Flüssen.«

»Sicherer!« Nynaeve schüttelte verächtlich den Kopf. »Ihr seid diejenige, die sie hierher gebracht hat, wo sich die Weißmäntel aufhalten. Dieselben Weißmäntel, wenn der Gaukler die Wahrheit gesagt hat, die ihnen *Euretwegen* etwas antun könnten. Sagt mir, wieso sie hier sicherer sind, Aes Sedai!«

»Es gibt viele Gefahren, vor denen ich sie nicht beschützen kann«, stimmte Moiraine zu, »genauso wie Ihr sie nicht vor dem Blitz beschützen könnt, wenn Ihr mit ihnen zurückkehrt. Aber es ist nicht der Blitz, vor dem sie sich fürchten müssen, und es sind auch nicht die Weißmäntel. Es sind der Dunkle König und seine Abgesandten. Und vor denen *kann* ich sie beschützen. Ich kann die Wahre Quelle berühren, kann *Saidar* benützen, und das gibt mir so wie jeder Aes Sedai die Macht, die zu ihrem Schutz notwendig ist.« Nynaeves Mund verzog sich zweifelnd. Auch Moiraines Lippen verzogen sich, aber vor Ärger, und doch fuhr sie fort, wenn auch ihre Stimme klang, als sei sie mit ihrer Geduld am Ende. »Selbst jene armen Männer, die für kurze Zeit über die Macht verfügen, genießen diesen Schutz. Obwohl *Saidin* nicht nur beschützt, denn gelegentlich werden sie durch das Verderben, das daran klebt, auch erst richtig verwundbar. Aber ich kann, wie jede andere Aes Sedai, meinen Schutz auf die ausdehnen, die sich in meiner Nähe befinden. Kein Blasser kann ihnen etwas antun, solange sie sich – so wie jetzt – dicht bei mir aufhalten. Kein Trolloc kann sich auf mehr als eine Viertelmeile nähern, ohne daß Lan es merkt,

denn er fühlt das Böse an ihnen. Könnt Ihr ihnen halb soviel bieten, wenn sie mit Euch nach Emondsfeld zurückkehren?«

»Ihr traut Euch reichlich viel zu«, sagte Nynaeve. »Wir haben ein Sprichwort in den Zwei Flüssen, das heißt: ›Es ist gleich, wer gewinnt, der Wolf oder der Bär – das Kaninchen ist immer der Verlierer.‹ Tragt Euren Streit irgendwo anders aus, und laßt die Leute aus Emondsfeld in Frieden.«

»Egwene«, sagte Moiraine nach einem Moment des Schweigens, »geh mit den anderen weg, und laß die Seherin eine Weile mit mir allein.« Ihr Gesicht sagte nichts aus; Nynaeve machte sich am Tisch breit, als sei sie bereit, einen Ringkampf zu beginnen.

Egwene sprang auf die Beine. Ihr Wunsch, sich würdevoll zu bewegen, stand offenbar mit ihrem Wunsch auf dem Kriegsfuß, eine Auseinandersetzung mit der Seherin wegen ihres offen getragenen Haares zu vermeiden. Sie hatte keinerlei Schwierigkeiten; durch einen Blick die anderen um sich zu versammeln. Mat und Perrin schoben ihre Stühle hastig nach hinten, murmelten irgendwelche Höflichkeitsfloskeln und bemühten sich, nicht gleich hinauszurennen. Selbst Lan ging auf ein Zeichen Moiraines zur Tür und zog Thom mit sich.

Rand folgte, und der Behüter schloß die Tür hinter ihnen. Dann stand er auf der anderen Seite des Flurs Wache. Unter Lans argwöhnischen Blicken gingen die anderen ein kleines Stück weiter den Korridor hinunter. Es durfte auch nicht die geringste Gelegenheit für jemanden geben, sie zu belauschen. Als sie gerade weit genug entfernt waren, daß es ihm paßte, lehnte sich der Behüter entspannt gegen die Wand. Auch ohne seinen

farbverändernden Umhang wirkte er so bewegungslos, daß er nur schwer zu bemerken war, außer man stand direkt vor ihm.

Der Gaukler äußerte, daß er Besseres zu tun habe, und verließ sie mit einem ernsten: »Erinnert Euch daran, was ich gesagt habe!« über seine Schulter hinweg. Kein anderer schien das Bedürfnis zu haben, sich wegzustehlen.

»Was hat er gemeint?« fragte Egwene abwesend. Ihre Augen waren auf die Tür gerichtet, hinter der Moiraine und Nynaeve miteinander sprachen. Sie spielte an ihren Haaren herum, als sei sie innerlich gespalten: Sollte sie weiterhin die Tatsache verbergen, daß sie die Haare offen trug oder die Kapuze einfach zurückschlagen?

»Er hat uns einige Ratschläge erteilt«, sagte Mat.

Perrin sah ihn warnend an. »Er sagte, wir sollten den Mund nicht aufmachen, bevor wir sicher seien, was wir eigentlich sagen wollten.«

»Das klingt nach einem guten Ratschlag«, sagte Egwene, doch sie wirkte dabei ganz eindeutig desinteressiert. Rand stand in Gedanken versunken da. Wie konnte denn Nynaeve Teil dieses Ganzen sein? Wie konnte irgendeiner von ihnen überhaupt mit Trollocs und Blassen und einem in den Träumen erscheinenden Ba'alzamon zu tun haben? Es war verrückt. Er fragte sich, ob Min Moiraine von Nynaeve berichtet hatte. *Was sagen sie dort drinnen?*

Er hatte keine Ahnung, wie lange er dort gestanden hatte, als sich die Tür endlich öffnete. Nynaeve trat heraus und erschrak, als sie Lan bemerkte. Der Behüter sagte ihr leise etwas, was sie ihren Kopf ärgerlich in den Nacken werfen ließ, und dann schlüpfte er an ihr vorbei durch die Tür.

Sie wandte sich Rand zu, und nun wurde ihm erst bewußt, daß die anderen alle heimlich verschwunden waren. Er wollte der Seherin nicht allein gegenüberstehen, doch jetzt, da sie ihn erblickt hatte, gab es kein Entrinnen mehr. *Ein forschender Blick,* dachte er erstaunt. *Was haben sie nur gesprochen?* Er richtete sich auf, als sie sich ihm näherte.

Sie zeigte auf Tams Schwert. »Das scheint heutzutage zu dir zu passen, obwohl es mir lieber wäre, das wäre nicht der Fall. Du bist gewachsen, Rand.«

»In einer Woche?« Er lachte, doch es klang gezwungen und sie schüttelte den Kopf, als verstehe sie nicht. »Hat sie dich überzeugt?« fragte er. »Es ist wirklich die einzige Möglichkeit.« Er unterbrach sich und dachte an Mins Funken. »Kommst du mit uns?«

Nynaeve machte große Augen. »Mit euch kommen? Warum sollte ich? Mavra Mallen ist von Devenritt herübergekommen, um mich zu vertreten, bis ich zurückkehre, aber sie wird zurückkehren wollen, sobald sie nur kann. Ich hoffe immer noch, daß ich euch zum Einlenken bringe und ihr mit mir heimkommt.«

»Das können wir nicht.« Er glaubte, an der immer noch geöffneten Tür eine Bewegung zu sehen, aber sie waren allein im Flur.

»Das hast du mir schon einmal gesagt, und sie auch.« Nynaeve zog die Stirn in Falten. »Wenn sie nicht darin verwickelt wäre ... Aes Sedai kann man nicht trauen, Rand.«

»Du hörst dich an, als ob du uns in Wirklichkeit glaubst«, sagte er bedächtig. »Was ist bei der Dorfversammlung geschehen?«

Nynaeve blickte zur Tür zurück, bevor sie antwortete.

Dort bewegte sich jetzt nichts. »Es war ein totales Durcheinander, aber sie muß nicht unbedingt wissen, daß wir unsere eigenen Angelegenheiten nicht besser regeln können. Und ich glaube nur eine Sache: Ihr seid alle in Gefahr, solange ihr euch bei ihr befindet.«

»Es ist etwas geschehen«, beharrte er. »Warum willst du, daß wir zurückkommen, wenn du glaubst, es bestünde eine Möglichkeit, daß wir doch recht haben? Und warum überhaupt du? Man könnte dann genausogut den Bürgermeister schicken wie die Seherin.«

»Du *bist* gewachsen.« Sie lächelte, und das ließ ihn einen Augenblick lang unruhig von einem Fuß auf den anderen treten. »Ich kann mich an eine Zeit erinnern, da hättest du nicht in Frage gestellt, wohin ich zu gehen beschließe oder was ich tun will, gleich, worum es ging. Das ist gerade eine Woche her.«

Er räusperte sich und fragte stur weiter. »Es ergibt sonst keinen Sinn. Warum bist du wirklich hier?«

Sie sah so halb zu der leeren Türöffnung hinüber und nahm dann seinen Arm. »Laufen wir ein Stück weiter, während wir sprechen.« Er ließ sich von ihr wegführen, und als sie sich weit genug von der Tür entfernt hatten, um nicht mehr belauscht zu werden, begann sie wieder. »Wie ich schon sagte: Die Versammlung war ein einziges Durcheinander. Alle waren sich einig, daß euch jemand nachgeschickt werden mußte, aber das Dorf war in zwei Gruppen gespalten. Die einen wollten, daß ihr gerettet werdet, obwohl es kräftigen Streit darüber gab, wie das bewerkstelligt werden könne, wenn man bedenkt, daß ihr bei einer ... bei einer von *diesen* seid.«

Er war froh, daß sie bei der Wahl ihrer Worte sehr vorsichtig war. »Die anderen glaubten Tam?« fragte er.

»Nicht unbedingt, aber sie dachten, ihr solltet euch nicht bei Fremden aufhalten, besonders nicht bei einer wie *ihr*. Was auch immer – beinahe jeder Mann wollte bei der Suchaktion dabei sein. Tam und Bran al'Vere mit den Waagschalen seines Amtes um den Hals, und Haral Luhhan, bis Alsbet es fertigbrachte, daß er sich wieder hinsetzte. Sogar Cenn Buie! Das Licht bewahre mich vor Männern, die mit dem Haar auf ihrer Brust zu denken versuchen! Obwohl ich nicht weiß, ob es überhaupt andere gibt.« Sie schniefte kräftig und blickte anklagend zu ihm auf. »Jedenfalls wurde mir klar, daß es noch einen geschlagenen Tag dauern würde, bis sie zu einer Entscheidung kämen, und irgendwie ... irgendwie war ich sicher, daß wir nicht so lange warten durften. Also berief ich den Frauenzirkel ein und sagte ihnen, was geschehen müsse. Ich kann nicht behaupten, daß es ihnen gefiel, aber sie sahen ein: Ich hatte recht. Und deshalb bin ich hier. Die Männer aus Emondsfeld sind sture Wollköpfe. Sie streiten sich vermutlich immer noch darüber, wen sie schicken sollen, obwohl ich hinterließ, daß ich mich darum kümmern werde.«

Nynaeves Geschichte erklärte ihre Anwesenheit, aber sie konnte ihn nicht beruhigen. Sie war immer noch entschlossen, mit ihnen zusammen nach Hause zu gehen.

»Was hat sie dir da drinnen gesagt?« fragte er. Moiraine hätte doch sicherlich jedes Argument benützt, aber sollte sie etwas vergessen haben, dann konnte er das ja nachholen.

»Praktisch das gleiche«, erwiderte Nynaeve. »Und sie wollte mehr über euch Jungen wissen. Um herauszufinden, warum ihr ... diese Art von Aufmerksamkeit erregt habt ... *sagte* sie jedenfalls.« Sie legte eine Pause ein und

beobachtete ihn aus den Augenwinkeln. »Sie versuchte, es zu verschleiern, aber vor allem wollte sie herausfinden, ob einer von euch außerhalb der Zwei Flüsse geboren wurde.«

Sein Gesichtshaut spannte sich plötzlich wie ein Trommelfell. Er brachte es fertig, heiser zu lachen. »Sie hat aber eigenartige Ideen. Ich hoffe, du hast ihr versichert, daß wir alle in Emondsfeld geboren wurden.«

»Natürlich«, antwortete sie. Sie hatte nur einen Herzschlag lang gezögert, bevor sie sprach, so kurz, daß er es gar nicht bemerkt hätte, wenn er nicht darauf gewartet hätte.

Er versuchte krampfhaft, sich etwas einfallen zu lassen, was er sagen konnte, aber seine Zunge fühlte sich an wie ein Stück Leder. *Sie weiß es*. Sie war schließlich die Seherin, und von einer Seherin nahm man an, daß sie alles über jeden wußte. *Wenn sie davon weiß, dann war es kein Fiebertraum. O Licht hilf mir, Vater!*

»Ist alles in Ordnung?« fragte Nynaeve.

»Er sagte ... sagte, daß ich ... nicht sein Sohn sei. Als er im Delirium war ... wegen des Fiebers. Er sagte, er habe mich gefunden. Ich dachte, es sei nur ...« Seine Kehle begann zu brennen, und er mußte aufhören zu sprechen.

»O Rand!« Sie hielt inne und nahm sein Gesicht in ihre beiden Hände. Sie mußte ihre Hände dazu nach oben strecken. »Die Menschen sagen im Fieber die seltsamsten Sachen. Verdrehte Sachen. Sachen, die nicht wahr und wirklich sind. Hör auf mich! Tam al'Thor ist weggelaufen, um Abenteuer zu suchen, als er ein Junge war und nicht älter als du. Ich kann mich gerade noch daran erinnern, wie er zurück nach Emondsfeld kam; ein erwachsener Mann mit einer rothaarigen ausländischen Frau und einem Baby in Windeln. Ich erinnere mich daran, daß Kari al'Thor

dieses Kind mit so viel Liebe und Freude in den Armen hielt, wie ich es nur jemals bei einer Mutter erlebt habe. Ihr Kind, Rand. Du. Nun reiß dich zusammen und höre auf mit solchen Verrücktheiten.«

»Natürlich«, sagte er. *Ich wurde außerhalb der Zwei Flüsse geboren.* »Natürlich.« Vielleicht hatte Tam einen Fiebertraum gehabt, und vielleicht hatte er nach einer Schlacht ein Baby gefunden. »Warum hast du es ihr nicht gesagt?«

»Das geht keinen Ausländer etwas an.«

»Sind auch noch andere außerhalb geboren?« Sobald er die Frage gestellt hatte, schüttelte er auch schon den Kopf. »Nein, antworte nicht. Es geht mich auch nichts an.« Aber es wäre gut, zu wissen, ob Moiraine an ihm ein besonderes Interesse hatte, das über das Interesse an ihnen als Gruppe hinausging. *Wäre das wirklich gut?*

»Nein, es geht dich nichts an«, stimmte Nynaeve zu. »Es braucht auch nichts zu bedeuten. Es kann sein, daß sie einfach blind nach einem Grund sucht, irgendeinem Grund, warum diese Wesen hinter dir her sind. Hinter euch *allen*.«

Rand brachte ein schwaches Grinsen fertig. »Dann glaubst du also schon, daß sie uns jagen.«

Nynaeve schüttelte ungerührt den Kopf. »Du hast ziemlich gut gelernt, einem das Wort im Mund zu verdrehen, seit du sie kennengelernt hast.«

»Was wirst du tun?« fragte er.

Sie betrachtete ihn. Er sah ihr standhaft in die Augen. »Heute werde ich ein Bad nehmen. Was das andere angeht, werden wir ja sehen.«

KAPITEL 17

Beobachter und Jäger

Nachdem die Seherin weg war, ging Rand in den Schankraum. Er brauchte den Klang von Lachen in den Ohren, um zu vergessen, was Nynaeve gesagt hatte und welche Schwierigkeiten sie ihnen damit bereiten konnte.

Der Raum war tatsächlich voll, aber niemand lachte, obwohl jeder Stuhl und jede Bank besetzt war und andere Leute an den Wänden standen. Thom trat gerade auf. Er stand auf einem Tisch an der gegenüberliegenden Wand. Seine Gesten waren umfassend genug, um den ganzen Raum zu füllen. Es war wieder einmal *Die Wilde Jagd nach dem Horn*, aber natürlich beklagte sich niemand darüber. Es gab so viel über jeden der Jäger zu erzählen und so viele Jäger waren auf der Suche nach dem Horn, daß die Geschichte jedesmal anders klang. Es hätte sowieso eine Woche oder mehr gedauert, die ganze Geschichte auf einmal zu erzählen. Der einzige Laut, der neben Stimme und Harfe des Gauklers erklang, war das Prasseln der Feuer in den Kaminen.

»... Zu den acht Ecken der Welt reiten die Jäger, zu den acht Säulen des Himmels, wo der Wind der Zeit weht und das Schicksal die Kleinen wie die Großen bei der Stirn packt. Nun ist Rogosch von Talmour, Rogosch Adlerauge, berühmt am Hof des Hochkönigs, gefürchtet an den Hängen des Shayol Ghul, der größte aller Jäger ...« Die Jäger waren immer gefürchtete Helden – allesamt.

Rand machte seine beiden Freunde aus und quetschte

sich neben Perrin an das Ende einer Sitzbank. Küchengerüche, die durch den Raum zogen, erinnerten ihn an seinen Hunger, doch sogar die Leute, die ihr Essen vor sich stehen hatten, beachteten es kaum. Die Kellnerinnen, die eigentlich hätten bedienen sollen, standen verzaubert da, die Hände in die Schürzen verkrampft, und sahen den Gaukler an. Niemand schien etwas dagegen zu haben. Zuhören war besser als essen, ganz gleich, wie gut das Essen auch sein mochte.

›... seit dem Tag ihrer Geburt hat der Dunkle König Blaes als sein eigen betrachtet, aber nie wird er ihre Zustimmung gewinnen. Blaes von Matuchin ist kein Schattenfreund! Stark wie eine Esche steht sie da, biegsam wie der Zweig einer Weide, schön wie eine Rose. Goldhaarige Blaes. Bereit, zu sterben, um nicht nachgeben zu müssen. Doch lauscht! Von den Türmen der Stadt klingt das Schmettern von Trompeten, ehern und kühn. Ihre Herolde verkünden die Ankunft eines Helden an ihrem Hof. Trommelklang rollt, und Beckenschläge erklingen! Rogosch Adlerauge kommt, um ihr zu huldigen ...‹

›Rogosch Adlerauges Handel‹ neigte sich dem Ende zu, aber Thom unterbrach die Erzählung nur, um seine Kehle aus einem Bierkrug zu befeuchten, und dann erklang ›Lians Wehr‹. Dem folgte dann ›Der Fall von Aleth-Loriel‹ und ›Gaidal Cains Schwert‹ und ›Der letzte Ritt von Buad von Albhain‹. Als sich der Abend hinzog, wurden die Pausen länger, und als Thom schließlich die Harfe weglegte und zur Flöte griff, wußte jeder, daß die Erzählung für diesen Abend beendet war. Zwei Männer begleiteten Thom auf einer Trommel und einem Hackbrett, aber sie saßen neben dem Tisch, während er noch immer auf ihm stand.

Die drei jungen Männer aus Emondsfeld begannen bei

den ersten Tönen von ›Der Wind, der die Weide beugt‹ mitzuklatschen, und sie waren nicht die einzigen. Es war ein besonders beliebtes Lied, sowohl in den Zwei Flüssen, wie auch in Baerlon, schien es. Hier und da fielen Stimmen ein, und sie klangen nicht so falsch, daß man sie hätte zum Schweigen bringen müssen.

»Meine Liebe ist fort, weggeweht,
vom Wind, der die Weide beugt,
und alles Land wird niedergedrückt
vom Wind, der die Weide beugt.
Doch will ich sie halten, fest und treu,
in meiner Erinnerung,
ihre Kraft macht meine Seele stark,
ihre Liebe wärmt mein Herz.
So steh ich, wo wir einst uns liebten,
trotz des Winds, der die Weide beugt.«

Das zweite Lied war nicht so traurig. ›Nur einen Eimer Wasser‹ schien im Gegensatz dazu sogar noch fröhlicher als sonst üblich, und das hatte der Gaukler ja vielleicht auch bezweckt. Die Leute beeilten sich, Tische wegzuschieben und eine Tanzfläche freizumachen. Bald warfen sie die Beine im Takt, bis die Wände wackelten von all dem Stampfen und Wirbeln. Der erste Tanz endete. Lachende Tänzer verließen die Tanzfläche und hielten sich die Seiten. Neue Tänzer nahmen ihre Plätze ein.

Thom spielte die ersten Takte von ›Der Flug der Wildgänse‹ und wartete dann, bis die Leute ihre Plätze in den Reihen eingenommen hatten.

»Ich glaube, ich probier's auch mal«, sagte Rand und stand auf. Perrin schoß sofort auch hoch. Mat bewegte sich

als letzter, und so mußte er zurückbleiben und auf die Umhänge, Rands Schwert und Perrins Axt aufpassen.

»Denkt daran, daß ich auch mal tanzen will!« rief Mat ihnen nach.

Die Tänzer stellten sich in zwei langen Reihen gegenüber auf, die Frauen auf der einen und die Männer auf der anderen Seite. Zuerst gab die Trommel den Rhythmus an, dann fiel das Hackbrett ein, und alle Tänzer begannen, im gleichen Takt die Knie zu beugen. Das Mädchen gegenüber Rand – sie trug die dunklen Haare in Zöpfen und erinnerte ihn an die Heimat – lächelte ihn erst schüchtern an und dann zwinkerte sie ihm gar nicht mehr schüchtern zu. Thoms Flöte schwang sich in die Melodie hinein, und Rand ging vorwärts auf das dunkelhaarige Mädchen zu. Sie warf den Kopf in den Nacken und lachte, als er sie herumwirbelte und an den nächsten Mann in der Reihe weiterreichte.

Jeder im Saal lachte, zumindest bildete er sich das ein, während er um seine nächste Partnerin herumtanzte, eine der Kellnerinnen, deren Schürze wild flatterte. Das einzige ernste Gesicht, das er sah, gehörte einem Mann, der an einem der Kamine kauerte, und dieser Bursche hatte eine Narbe quer übers ganze Gesicht, von einer Schläfe bis an die gegenüberliegende Kante seines Unterkiefers. Sie ließ seine Nase schräg erscheinen und zog einen Mundwinkel herunter. Der Mann sah ihm in die Augen und verzog das Gesicht. Rand schaute verlegen zur Seite. Vielleicht konnte der Bursche mit einer solchen Narbe nicht mehr lächeln.

Er fing seine nächste Partnerin im Drehen auf und wirbelte sie im Kreis herum, bevor er sie weiterreichte. Drei weitere Frauen tanzten mit ihm, während die Musik immer schneller wurde, und dann hatte er wieder das erste

dunkelhaarige Mädchen am Arm, als sie in einer kurzen Promenade die Reihen komplett tauschten. Sie lachte immer noch und zwinkerte ihm wieder zu.

Der narbengesichtige Mann sah ihn finster an. Sein Schritt wurde unsicher, und seine Wangen erhitzten sich. Er hatte den Burschen nicht beschämen wollen; er glaubte wirklich nicht, ihn auffällig angestarrt zu haben. Er drehte sich nach seiner nächsten Partnerin um und vergaß den Mann. Die nächste Frau, die in seine Arme tanzte, war Nynaeve.

Er stolperte in die nächsten Tanzschritte hinein und fiel fast über die eigenen Füße. Beinahe wäre er ihr noch auf die Füße getreten. Sie tanzte leichtfüßig genug, um seine Unbeholfenheit auszugleichen, und lächelte auch noch dabei. »Ich dachte, du seist ein besserer Tänzer«, lachte sie beim Partnerwechsel.

Ihm blieb nur ein Augenblick, sich wieder zusammenzureißen, dann wechselten sie wieder, und er tanzte auf einmal mit Moiraine. Wenn er sich schon bei der Seherin unbeholfen angestellt hatte, dann war das nichts gegen sein Gefühl jetzt beim Tanz mit der Aes Sedai. Sie glitt elegant über den Tanzboden. Ihr langes Kleid schwang um ihre Beine. Er fiel dagegen zweimal beinahe hin. Sie lächelte ihn mitleidsvoll an, doch das half nicht – im Gegenteil. Es war eine Erleichterung, die nächste Partnerin weitergereicht zu bekommen, selbst wenn es sich um Egwene handelte.

Er gewann wieder etwas an Haltung. Schließlich hatte er jahrelang mit ihr getanzt. Ihr Haar hing immer noch offen herunter, doch sie hatte es hinten mit einem roten Band zusammengebunden. *Konnte sich vielleicht nicht entscheiden, ob sie es Moiraine oder Nynaeve recht*

machen sollte, dachte er mürrisch. Ihre Lippen waren geöffnet, und sie wirkte, als wolle sie etwas sagen, aber sie sprach nicht, und er wollte nicht zuerst sprechen. Nicht, nachdem sie seinen früheren Versuch im Speisesaal so schroff abgewürgt hatte. Sie sahen einander ernüchtert an und bewegten sich wortlos wieder voneinander weg.

Er war froh, als der Tanz zu Ende war und er auf die Bank zurückkehren konnte. Die Musik zum nächsten Tanz, einer Gigue, begann, als er sich gerade setzte. Mat eilte auf die Tanzfläche, und Perrin setzte sich auf die freigewordene Bank. »Hast du sie gesehen?« begann Perrin, der noch nicht einmal richtig saß. »Hast du?«

»Welche?« fragte Rand. »Die Seherin oder Frau Alys? Ich habe mit beiden getanzt.«

»Mit der Ae ... mit Frau Alys auch?« rief Perrin. »Ich habe mit Nynaeve getanzt. Ich wußte nicht einmal, daß sie tanzt. Zu Hause tut sie das nie.«

»Ich frage mich«, sagte Rand nachdenklich, »was der Frauenzirkel wohl davon hielte, wenn die Seherin tanzt? Vielleicht tut sie's deswegen nicht.«

Dann waren Musik und Klatschen und Singen zu laut, um sich weiter zu unterhalten. Rand und Perrin klatschten mit, als die Tänzer um den Tanzboden kreisten. Mehrmals wurde ihm bewußt, daß der Mann mit der Narbe ihn anstarrte. Der Mann hatte ein Recht darauf, wegen der Narbe empfindlich zu sein, aber Rand fiel nun nichts ein, was er hätte tun können, ohne alles noch schlimmer zu machen. Er konzentrierte sich ganz auf die Musik und vermied es, den Burschen anzusehen.

Tanz und Gesang gingen bis tief in die Nacht hinein weiter. Die Kellnerinnen erinnerten sich schließlich ihrer Pflichten; Rand war froh, ein wenig heißen Eintopf und

Brot herunterschlingen zu können. Jeder aß, wo er gerade saß oder stand. Rand tanzte noch dreimal, und er beherrschte sich besser, wenn er dabei auf Nynaeve und auch auf Moiraine traf. Diesmal lobten beide seine Fähigkeiten als Tänzer, und er stammelte verwirrt seinen Dank. Er tanzte auch wieder mit Egwene. Sie sah ihn mit ihren dunklen Augen an und schien immer etwas auf der Zunge zu haben, doch sie sagte kein Wort. Er war genauso still wie sie, aber er war sich sicher, daß er sie nicht irgendwie böse angesehen hatte, auch wenn Mat das behauptete, als er zur Bank zurückkehrte.

Gegen Mitternacht ging Moiraine. Egwene bemerkte den resignierenden Blick, den Moiraine in Richtung Nynaeve schickte, und eilte ihr nach. Die Seherin beobachtete beide mit ausdruckslosem Gesicht und tanzte dann mit voller Absicht noch einmal, bevor auch sie den Saal verließ. Sie wirkte, als habe sie einen Punktsieg über die Aes Sedai errungen.

Bald legte Thom seine Flöte in den Kasten und debattierte freundlich mit denen, die noch weitermachen wollten. Lan kam und holte Rand und die anderen ab.

»Wir müssen früh aufbrechen«, sagte der Behüter, der sich des Lärms wegen ganz nah zu ihnen hinbeugen mußte, »und wir müssen uns so gut wie möglich ausruhen.«

»Ein Kerl hat mich angestarrt«, sagte Mat. »Ein Mann mit einer Narbe im Gesicht. Glaubt Ihr, er könnte einer der ... *Freunde* sein, vor denen Ihr uns gewarnt habt?«

»So eine Narbe?« sagte Rand und fuhr sich mit dem Finger über die Nase bis zum Mundwinkel. »Er hat mich auch angestarrt.« Er blickte sich im Saal um. Die Leute gingen langsam hinaus, und die meisten derer, die immer noch blieben, hatten sich um Thom versammelt. »Er ist

jetzt nicht mehr da.«

»Ich habe den Mann gesehen«, sagte Lan. »Laut Meister Fitch ist er ein Spion der Weißmäntel. Der sollte uns kein Kopfzerbrechen bereiten.« Vielleicht nicht, aber Rand bemerkte, daß irgend etwas den Behüter störte.

Rand sah Mat an, der wieder diesen unbeweglichen Gesichtsausdruck zeigte, der immer bedeutete, daß er etwas verbarg. *Ein Spion der Weißmäntel. Konnte es sein, daß Bornhald sich unbedingt an ihnen rächen wollte?* »Wir brechen früh auf?« sagte er. »Wirklich früh?«

Vielleicht könnten sie schon weg sein, bevor etwas in der Hinsicht geschah?

»Beim ersten Tageslicht«, antwortete der Behüter.

Als sie den Schankraum verließen, sang Mat leise Bruchstücke von Liedern, und Perrin blieb manchmal stehen, um einen neuen Tanzschritt auszuprobieren, den er gelernt hatte. Thom gesellte sich in bester Laune zu ihnen. Lans Gesicht zeigte keinen Ausdruck, als sie zur Treppe gingen.

»Wo schläft Nynaeve?« fragte Mat. »Meister Fitch sagte, er habe uns die letzten Zimmer gegeben.«

»Sie hat ein Bett«, sagte Thom trocken, »bei Frau Alys und dem Mädchen.«

Perrin pfiff durch die Zähne, und Mat knurrte: »Blut und Asche! Ich möchte nicht in Egwenes Haut stecken, selbst wenn sie mir alles Gold in Caemlyn böten!«

Nicht zum ersten Mal wünschte sich Rand, Mat könnte einmal ernsthaft mehr als zwei Minuten lang über dieselbe Sache nachdenken. Sie fühlten sich im Moment nicht gerade wohl in ihrer Haut. »Ich gehe und hole Milch«, sagte er. Vielleicht würde ihm das beim Einschlafen helfen. *Vielleicht werde ich heute nacht nicht träumen.*

Lan sah ihn scharf an. »Irgend etwas stimmt heute abend nicht. Geh nicht weit weg. Und denk daran: Wir reiten los, gleich, ob du wach genug bist, um aufrecht im Sattel zu sitzen, oder ob wir dich festbinden müssen.«

Der Behüter ging die Treppe hinauf, und die anderen folgten ihm mit unterdrückter Fröhlichkeit. Rand stand allein im Flur. Nachdem die ganze Zeit so viele Menschen um ihn herum gewesen waren, fühlte er sich nun wirklich einsam.

Er eilte in die Küche, wo eines der Küchenmädchen immer noch bei der Arbeit war. Sie goß ihm einen Krug Milch aus einer großen Steinkanne ein. Als er trinkend aus der Küche kam, bewegte sich eine Gestalt in stumpfem Schwarz durch den Flur auf ihn zu. Sie erhob blasse Hände und warf die dunkle Kapuze zurück, die das Gesicht darunter verborgen hatte. Der Umhang hing regungslos herunter, während sich die Gestalt bewegte, und das Gesicht ... war das Gesicht eines Mannes, doch totenbleich wie eine Larve unter einem Felsblock. Es hatte keine Augen. Vom fettigschwarzen Haar bis zu den runden Wangen war es glatt wie eine Eierschale. Rand verschluckte sich und verschüttete Milch.

Rand ließ den Krug fallen und trat vorsichtig zurück. Er wollte rennen, aber alles, was er fertigbrachte, war, seine Füße zu einem zögernden Schritt nach dem anderen zu bewegen. Er konnte sich nicht von diesem augenlosen Gesicht befreien; sein Blick wurde davon angezogen, und sein Magen drehte sich um. Er versuchte, um Hilfe zu rufen, zu schreien, doch seine Kehle war wie ein Stein. Jeder rauhe Atemzug schmerzte.

Der Blasse glitt ohne Eile näher. Seine Schritte zeigten eine sinnlich-tödliche Eleganz, wie bei einer Schlange,

wobei die Ähnlichkeit noch durch die überlappenden Schuppen des Brustpanzers betont wurde. Dünne, blutleere Lippen verzogen sich in einem grausamen Lächeln. Der Hohn des Lächelns wirkte unter der glatten, blassen Haut, wo die Augen sein sollten, besonders einprägsam. Gegen diese Stimme wirkte die Bornhalds warm und sanft. »Wo sind die anderen? Ich weiß, daß sie hier sind. Rede, Junge, und ich werde dich am Leben lassen.«

Rands Rücken berührte Holz, eine Wand oder eine Tür; er konnte sich nicht dazu bringen, sich danach umzusehen. Nun, da seine Füße einmal stehengeblieben waren, konnte er sie nicht wieder zum Gehen bringen. Er schauderte und beobachtete, wie der Myrddraal näher glitt. Bei jedem langsamen Schritt wurde sein Zittern stärker.

»Sprich, sage ich, oder ...«

Von oben kam das schnelle Trampeln von Stiefeln, von der Treppe weiter hinten im Flur her, und der Myrddraal unterbrach sich und wirbelte herum. Der Umhang hing bewegungslos herunter. Einen Augenblick lang beugte der Blasse den Kopf zur Seite, als könne dieser augenlose Blick die Holzwand durchbohren. Ein Schwert erschien in der totenblassen Hand. Die Schneide war genauso schwarz wie der Umhang. Das Licht im Flur trübte sich in der Gegenwart dieser Klinge. Das Stiefelgetrampel wurde lauter, und der Blasse fuhr mit einer knochenlos-weichen Bewegung wieder zu Rand herum. Die schwarze Klinge hob sich; dünne Lippen zogen sich in einem tierischen Knurren hoch. Zitternd wurde Rand klar, daß er sterben mußte. Mitternachtsstahl zuckte auf seinen Kopf zu ... und verhielt.

»Du gehörst dem Großen Herren der Dunkelheit an.« Das von rauhem Atmen durchsetzte Krächzen dieser

Stimme klang, als kratzten Fingernägel über eine Schieferplatte. »Du gehörst ihm.«

Der Blasse wirbelte verschwommen schwarz herum und eilte den Flur hinunter – weg von Rand. Die Schatten am Ende des Flurs streckten Arme aus und zogen ihn an sich, und dann war er verschwunden.

Lan sprang die letzten Stufen herunter und landete mit einem Krachen, das Schwert in der Hand.

Rand rang um Worte. »Ein Blasser«, keuchte er. »Er war ...«

Plötzlich erinnerte er sich an sein Schwert. Solange der Myrddraal ihm gegenübergestanden hatte, war ihm dieser Gedanke überhaupt nicht gekommen. Nun zog er unbeholfen die Klinge mit dem Reiherzeichen heraus, und es war ihm gleich, ob es nun zu spät war. »Er ist dort hinunter gerannt!«

Lan nickte abwesend; er schien nach etwas anderem zu lauschen. »Ja. Es geht fort, es verschwindet langsam. Keine Zeit zur Verfolgung. Wir reisen ab, Schafhirte.«

Weitere Stiefel polterten die Treppe herunter: Mat und Perrin und Thom mit Decken und Satteltaschen beladen. Mat schnürte im Laufen noch seine Bettrolle; den Bogen hatte er quer unter den Arm geklemmt.

»Abreisen?« fragte Rand. Er steckte das Schwert wieder in die Scheide und nahm Thom seine Sachen ab. »Jetzt? In der Nacht?«

»Willst du warten, bis der Halbmensch zurückkommt, Schafhirte?« sagte der Behüter ungeduldig. »Auf ein halbes Dutzend von ihnen? Es weiß jetzt, wo wir sind.«

»Ich werde wieder mit Euch reiten«, sagte Thom zu dem Behüter, »falls Ihr nichts dagegen habt. Zu viele Leute erinnern sich daran, daß ich mit Euch gekommen bin. Ich

fürchte, noch vor Anbruch des Tages wird es sich als schlecht erweisen, als Euer Freund zu gelten.«

»Ihr könnt mit uns oder auch zum Shayol Ghul reiten, Gaukler.« Lans Scheide dröhnte, so heftig rammte er sein Schwert hinein.

Ein Stallbursche rannte von der Hintertür her an ihnen vorbei, und dann erschien Moiraine mit Meister Fitch und dahinter Egwene mit ihrem zusammengerollten Schal auf den Armen. Und Nynaeve. Egwene sah beinahe zu Tränen verängstigt aus, doch das Gesicht der Seherin war eine Maske aus beherrschtem Zorn.

»Ihr müßt das ernst nehmen«, sagte Moiraine zu dem Wirt. »Es wird hier spätestens gegen Morgen Ärger geben. Vielleicht Schattenfreunde, vielleicht auch noch Schlimmeres. Wenn es beginnt, dann macht ihnen ganz schnell klar, daß wir fort sind. Leistet keinen Widerstand. Laßt nur denjenigen, wer es auch sein mag, wissen, daß wir in der Nacht abgereist sind, dann wird man Euch nicht weiter belästigen. Sie sind hinter uns her.«

»Macht Euch keine Sorgen in bezug auf Ärger, wie Ihr es nennt«, antwortete Meister Fitch jovial. »Keine Angst. Wenn jemand in meine Schenke kommt und meinen Gästen ans Leder will ... dann machen meine Burschen und ich kurzen Prozeß mit ihnen. Kurzen Prozeß. Und wir werden ihnen kein Wort darüber sagen, wohin Ihr geritten oder wann Ihr aufgebrochen seid und noch nicht einmal, daß Ihr überhaupt hier wart. Ich kann so was nicht ausstehen. Hier wird keiner ein Wort über Euch verlieren. Kein Wort!«

»Aber ...«

»Frau Alys, ich muß mich jetzt wirklich um Eure Pferde kümmern, wenn Ihr schnell abreisen wollt.« Er entzog

seinen Ärmel ihrem Griff und trabte in Richtung Stall.

Moiraine seufzte bedrückt. »Ein schrecklich sturer Mann. Er hört einfach nicht auf mich.«

»Glaubt Ihr, daß hier Trollocs nach uns suchen werden?« fragte Mat.

»Trollocs!« fuhr Moiraine ihn an. »Natürlich nicht! Es gibt andere Dinge, vor denen wir uns fürchten müssen! Nicht zuletzt, weil man uns hier aufgespürt hat.« Sie mißachtete Mats Verärgerung und fuhr gleich fort: »Der Blasse wird nicht glauben, daß wir hier bleiben, nachdem wir nun wissen, daß er uns gefunden hat. Aber Meister Fitch nimmt die Schattenfreunde nicht ernst genug. Er glaubt, sie sind erbärmliche Kriecher, die sich in den Schatten verstecken, aber Schattenfreunde findet man in den Läden und in den Straßen einer jeden Stadt und manchmal auch in den höchsten Ratsversammlungen. Der Myrddraal schickt sie vielleicht aus, um herauszufinden, was wir planen.« Sie drehte sich auf der Stelle um und ging, dicht gefolgt von Lan.

Als sie zu den Ställen weitergingen, lief Rand neben Nynaeve her. Auch sie trug ihre Satteltaschen und Decken. »Also kommst du nun doch mit«, sagte er. *Min hatte recht.*

»War da *wirklich* etwas hier unten?« fragte sie ruhig. »Sie behauptete, es sei ...« Sie schwieg plötzlich und sah ihn an.

»Ein Blasser«, antwortete er. Es überraschte ihn selbst, daß er so ruhig darüber sprechen konnte. »Er war im Flur bei mir, und dann kam Lan.«

Nynaeve zog ihren Umhang zurecht, um sich vor dem Wind zu schützen, als sie die Schenke verließen. »Vielleicht ist etwas hinter euch her. Aber ich bin gekommen, um euch sicher nach Emondsfeld

zurückzubringen, euch alle, und ich werde nicht gehen, bevor ich das nicht erreicht habe. Ich lasse euch nicht mit einer von *ihrer* Art allein.« In den Ställen bewegten sich Laternen, wo die Stallburschen ihre Pferde sattelten.

»Mutch!« rief der Wirt von der Stalltür her, wo er mit Moiraine stand. »Beweg deine Knochen!« Er wandte sich wieder ihr zu. Dabei schien er zu versuchen, sie zu beruhigen, anstatt ihr richtig zuzuhören, auch wenn er es auf sehr ehrerbietige Art tat. Zwischen den Befehlen an die Stallknechte verbeugte er sich immer wieder.

Die Pferde wurden herausgeführt. Die Stallknechte beschwerten sich leise über die Eile und die späte Abreise. Rand hielt Egwenes Bündel und reichte es ihr hinauf, als sie auf Belas Rücken Platz genommen hatte. Sie sah ihn mit großen, angsterfüllten Augen an. *Wenigstens glaubt sie jetzt nicht mehr, daß es bloß ein Abenteuer ist.*

Er schämte sich, kaum daß ihm dieser Gedanke gekommen war. Sie befand sich seinetwegen und der anderen wegen in Gefahr. Selbst allein nach Emondsfeld heimzureiten wäre sicherer, als mit ihnen weiterzuziehen. »Egwene, ich ...«

Die Worte erstarben ihm im Mund. Sie war zu halsstarrig, um jetzt zurückzukehren, nicht, nachdem sie gesagt hatte, sie werde bis Tar Valon dabei sein. *Wie ist es mit dem, was Min gesehen hat? Sie ist ein Teil des Ganzen. Licht, wovon eigentlich?*

»Egwene«, sagte er, »es tut mir leid. Ich kann einfach nicht mehr klar denken.«

Sie beugte sich herunter und drückte ihm fest die Hand. Im Licht vom Stall her konnte er ihr Gesicht ganz deutlich sehen. Sie sah nicht mehr so verängstigt aus wie vorher.

Als sie alle aufgesessen waren, bestand Meister Fitch

darauf, sie selbst zum Tor zu führen, während die Stallburschen den Weg mit ihren Laternen beleuchteten. Der rundliche Wirt verabschiedete sich unter Verbeugungen und versicherte ihnen, er werde ihr Geheimnis wahren, und er lud sie ein wiederzukommen. Mutch beobachtete ihren Abschied genauso mürrisch, wie er ihre Ankunft beobachtet hatte.

Das war einer, dachte Rand, der keineswegs kurzen Prozeß mit jemandem machen oder überhaupt jemanden abweisen würde. Mutch würde dem ersten, der ihn fragte, erzählen, wann sie losgeritten waren und alles andere außerdem, was sie betraf. Ein kleines Stück die Straße hinunter blickte er zurück. Eine Gestalt stand noch da, die Laterne hoch erhoben, und sah ihnen nach. Er mußte das Gesicht nicht sehen, um zu wissen, daß es sich um Mutch handelte.

Zu dieser Nachtstunde lagen die Straßen Baerlons verlassen da. Den geschlossenen Fensterläden entkamen nur hier und da schwache Lichtstrahlen, und der Mondschein veränderte seine Helligkeit ständig durch die vom Wind getriebenen Wolkenfetzen. Gelegentlich bellte ein Hund, wenn sie an einer Einfahrt vorbeikamen, aber ansonsten störte kein anderer Laut die Nachtruhe, bis auf das Hufegeklapper ihrer Pferde und den Wind, der über die Dächer pfiff. Die Reiter schwiegen. Jeder war in seinen Umhang gehüllt und hing seinen eigenen Gedanken nach.

Wie gewöhnlich führte der Behüter sie an, und Moiraine und Egwene ritten dicht hinter ihm. Nynaeve hielt sich nahe bei dem Mädchen, während die anderen eng zusammengedrückt den Schluß bildeten. Lan ließ die Pferde eine schnelle Gangart anschlagen.

Rand beobachtete die Straßen um sie herum mißtrauisch,

und er bemerkte, daß seine Freunde es ihm gleichtaten. Die sich verschiebenden Schatten, die der Mond warf, erinnerten ihn an die Schatten am Ende des Flurs und wie sie scheinbar nach dem Blassen gegriffen hatten. Bei jedem gelegentlichen Geräusch in der Ferne, wie einem heruntergefallenen Faß oder dem Bellen eines weiteren Hundes, fuhren alle Köpfe ruckartig herum. Langsam und beinahe unmerklich rückten sie bei ihrem Weg durch die Stadt immer näher an Lans schwarzen Hengst und Moiraines weiße Stute heran.

Am Caemlyn-Tor stieg Lan ab und hämmerte mit der Faust an die Tür eines kleinen, viereckigen Steingebäudes, das an die Stadtmauer angebaut war. Ein müder Wächter erschien. Er rieb sich schläfrig die Augen. Als Lan sprach, verschwand seine Schlaftrunkenheit, und er sah an dem Behüter vorbei und betrachtete die anderen. »Ihr wollt die Stadt verlassen?« rief er. »Jetzt? Mitten in der Nacht? Ihr müßt verrückt geworden sein!«

»Wenn es keinen Befehl des Statthalters gibt, der unsere Abreise verbietet ...?« sagte Moiraine. Sie war ebenfalls abgestiegen, aber sie blieb von der Tür weg und mied das aus ihr auf die dunkle Straße fallende Licht. »Nicht direkt, Herrin.« Der Wächter sah angestrengt nach ihr und verzog das Gesicht bei dem Versuch, ihres zu erkennen. »Aber die Tore sind zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang geschlossen. Man kann nur bei Tageslicht hereinkommen. So lautet der Befehl. Außerdem gibt es dort draußen Wölfe. Letzte Woche haben sie ein Dutzend Kühe gerissen. Könnten auch einen Menschen ganz leicht töten.«

»Keiner darf hereinkommen, aber der Befehl sagt nichts vom Verlassen der Stadt«, sagte Moiraine, als sei damit das letzte Wort gesprochen. »Seht Ihr? Wir verlangen nicht,

daß Ihr dem Befehl des Statthalters zuwiderhandelt.«

Lan drückte dem Wächter etwas in die Hand. »Für Eure Mühe«, murmelte er.

»Ich schätze«, sagte der Wächter bedächtig. Er sah auf seine Hand hinunter; Gold glänzte darin, und er steckte den Inhalt hastig in seine Tasche. »Ich schätze, der Befehl sagt nichts über das Verlassen der Stadt aus. Einen Moment, bitte.« Er steckte den Kopf durch die Tür. »Arin! Dar! Kommt heraus und helft mir, das Tor zu öffnen. Da sind Leute, die hinaus wollen. Widersprecht nicht! Tut's einfach!«

Zwei weitere Wächter kamen aus dem Haus, blieben stehen und betrachteten in schläfriger Überraschung die Reisegesellschaft von acht Leuten, die darauf wartete, hinausgelassen zu werden. Unter den Anweisungen des ersten Wächters schlurften sie hinüber und drehten das große Rad, mit dem der dicke Riegel heruntergelassen wurde. Dann konzentrierten sie ihre Anstrengungen darauf, das Tor aufzuschieben. Das Sperrad klickte schnell beim Mitdrehen, aber die gut geölten Torflügel schwangen ansonsten lautlos auf. Bevor sie allerdings auch nur ein Viertel geöffnet waren, sprach eine kalte Stimme aus der Dunkelheit: »Was soll das bedeuten? Muß dieses Tor nicht bis Sonnenaufgang geschlossen bleiben?«

Fünf in weiße Mäntel gehüllte Gestalten traten in den Lichtschein aus der Tür des Wachhauses. Ihre Schals waren hochgezogen und verbargen die Gesichter, aber jeder der Männer hatte eine Hand auf den Griff seines Schwertes gelegt, und die goldenen Sonnen auf ihrer linken Brustseite zeigten deutlich, wer sie waren. Mat fluchte leise vor sich hin. Die Wächter hörten auf zu drehen und sahen sich unentschlossen an.

»Das geht Euch nichts an«, sagte der erste Wächter grob. Fünf weiße Kapuzen drehten sich zu ihm hin und er endete mit kläglicher Stimme: »Die Kinder haben hier nichts zu sagen. Der Statthalter ...«

»Die Kinder des Lichts«, sagte der Mann im weißen Mantel, der zuerst gesprochen hatte, sanft, »haben etwas zu sagen, wo auch immer Menschen im Licht wandeln. Nur dort, wo der Schatten des Dunklen Königs regiert, lehnt man die Kinder ab, ja?« Er drehte sich vom Wächter weg Lan zu, und dann plötzlich sah er sich den Behüter genauer und aufmerksamer an.

Der Behüter hatte sich nicht bewegt; im Gegenteil, er wirkte völlig entspannt. Doch nicht viele Menschen waren in der Lage, die Kinder so unbeachtet zu lassen. Lans steinernes Gesicht hätte genausogut einen Schuhputzer anblicken können. Als der Weißmantel weitersprach, klang es mißtrauisch.

»Welche Art von Menschen will die Mauern einer Stadt zu dieser Nachtzeit und in solchen Zeiten verlassen? Wenn Wölfe in der Dunkelheit lauern und das Geschöpf des Dunklen Königs über die Stadt fliegt?« Er betrachtete das geflochtene Lederband um Lans Stirn, das seine langen Haare zurückhielt. »Einer aus dem Norden, ja?«

Rand machte sich im Sattel kleiner. Ein Draghkar. Es mußte einer sein, außer der Mann hätte irgend etwas, das er nicht verstand, einfach als ein Geschöpf des Dunklen Königs bezeichnet. Wenn schon ein Blasser im Hirsch und Löwen war, dann sollte man auch einen Draghkar erwarten, doch im Moment wollte er darüber nicht nachdenken. Er glaubte, die Stimme des Weißmantels zu erkennen.

»Reisende«, erwiderte Lan ruhig. »Unwichtig, was Euch

und die Euren betrifft.«

»Für die Kinder des Lichts ist niemand unwichtig.«

Lan schüttelte leicht den Kopf. »Wollt Ihr wirklich noch mehr Schwierigkeiten mit dem Statthalter bekommen? Er hat Eure Anzahl in der Stadt beschränkt, auch wenn Ihr seinen Befehlen hier gehorcht. Was wird er tun, wenn er feststellt, daß Ihr ehrliche Bürger an seinen Toren belästigt?« Er wandte sich dem Wächter zu. »Warum habt Ihr aufgehört?« Sie zögerten, legten die Hände auf die Winde und zögerten doch wieder, als der Weißmantel sprach.

»Der Statthalter weiß nicht, was unter seiner eigenen Nase geschieht. Es gibt Böses, das er nicht sieht oder riecht. Aber die Kinder des Lichts sehen es.« Die Wächter sahen sich an; ihre Hände öffneten und schlossen sich, als bedauerten sie, ihre Speere im Wachhaus gelassen zu haben. »Die Kinder des Lichts riechen das Böse.« Die Augen des Weißmantels kehrten zu den Berittenen zurück. »Wir riechen es und jäten es, wo immer wir das Böse finden.«

Rand versuchte, sich noch kleiner zu machen, aber die Bewegung erregte die Aufmerksamkeit des Mannes. »Was haben wir denn hier? Jemand, der nicht gesehen werden möchte? Was wollt Ihr ...? Ah!« Der Mann streifte die Kapuze seines weißen Mantels zurück, und Rand blickte in das Gesicht, von dem er gewußt hatte, daß es da war. Bornhald nickte in offensichtlicher Befriedigung. »Ganz eindeutig, Wächter, habe ich Euch vor einer großen Katastrophe bewahrt. Dies sind Schattenfreunde, denen Ihr beinahe geholfen hättet, vor dem Licht zu entfliehen. Ihr solltet dem Statthalter zur Bestrafung gemeldet werden, oder vielleicht sollte man Euch den Folterknechten zur

Befragung überstellen, um herauszufinden, was Ihr heute nacht wirklich geplant hattet.« Er unterbrach sich und sah den Wächter scharf an. Seine Worte schienen jedoch keine Wirkung gehabt zu haben. »Das wollt Ihr doch nicht, oder? Statt dessen werde ich diese Schurken in unser Lager bringen, damit man sie im Licht befragen kann – statt Eurer, ja?«

»Ihr wollt mich in Euer Lager bringen, Weißmantel?« Moiraines Stimme kam plötzlich aus allen Richtungen gleichzeitig. Beim Näherkommen der Kinder hatte sie sich in die Nacht zurückgezogen, und sie war von dichten Schatten eingehüllt. »Ihr wollt mich verhören?« Die Dunkelheit verzerrte ihre Gestalt, als sie einen Schritt vorwärts tat; sie ließ sie größer erscheinen. »Ihr wollt meinen Weg versperren?«

Ein weiterer Schritt, und Rand schnappte nach Luft. Sie *war* größer. Ihr Kopf befand sich auf einer Höhe mit seinem, obwohl er auf dem Rücken des Grauen saß. Schatten hingen wie Gewitterwolken um ihr Gesicht herum.

»Aes Sedai!« rief Bornhald, und fünf Schwerter fuhren aus ihren Scheiden. »Stirb!« Die anderen vier zögerten, doch er hieb in Fortführung der Bewegung, mit der er sein Schwert gezogen hatte, bereits nach ihr. Rand schrie auf, als Moiraines Stab sich hob, um die Klinge abzufangen. Dieser fein geschnitzte Holzstab konnte wohl kaum den mit voller Kraft geschwungenen Stahl aufhalten. Schwert und Stab berührten einander, und eine Funkenfontäne sprühte auf. Ein Zischen und Dröhnen, und Bornhald wurde auf seine weißgekleideten Begleiter geschleudert. Alle fünf fielen übereinander. Aus Bornhalds Schwert erhoben sich Rauchfäden. Das Schwert lag neben ihm am

Boden. Die Klinge war im rechten Winkel verbogen und beinahe in zwei Teile geschmolzen. »Ihr wagt es, mich anzugreifen?« Moiraines Stimme rollte wie Donner. Schatten wand sich um sie und verhüllte sie wie ein Kapuzenmantel. Sie ragte so hoch auf wie die Stadtmauer. Ihre Augen glühten auf sie hinunter: ein Riese, der Insekten anblickte.

»Weg!« schrie Lan. In einer blitzschnellen Bewegung riß er die Zügel von Moiraines Stute an sich und sprang in seinen eigenen Sattel. »Jetzt!« kommandierte er. Seine Schultern streiften die Torflügel, als sein Hengst wie ein geworfener Stein durch die enge Öffnung sauste. Einen Moment lang saß Rand wie angewurzelt da und stierte Moiraine an. Ihr Kopf und ihre Schultern ragten nun über die Mauer hinaus. Wächter genauso wie Kinder duckten sich und kauerten mit dem Rücken zur Wand an der Vorderseite des Wachhauses. Das Gesicht der Aes Sedai verlor sich in der Nacht, doch ihre Augen, so groß wie Vollmonde, zeigten Ungeduld und Ärger, als ihr Blick auf ihn fiel. Er schluckte schwer, rammte Wolke die Fersen in die Flanken und galoppierte hinter den anderen her.

Fünfzig Schritte von der Mauer entfernt ließ Lan sie noch einmal anhalten, und Rand blickte zurück. Moiraines schattenhafte Gestalt ragte hoch über der Palisadenwand auf. Kopf und Schultern bildeten ein Stück noch tieferer Dunkelheit vor dem Nachthimmel und waren vom Schein des dahinter verborgenen Mondes wie von einer silbernen Aura umrahmt. Als er mit offenem Mund auf die Gestalt starrte, schritt die Aes Sedai über die Mauer hinweg. Die Torflügel schlossen sich hastig. Sobald ihre Füße den Boden außerhalb der Stadt berührten, hatte sie plötzlich wieder ihre normale Größe.

»Haltet ein!« rief eine unsichere Stimme hinter der Mauer. Rand glaubte, es sei Bornhald. »Wir müssen sie verfolgen und gefangennehmen!« Aber die Wächter verlangsamten ihr Arbeitstempo keineswegs. Die Torflügel schlugen zu, und Augenblicke später krachte der Riegel herunter und verschloß das Tor. *Vielleicht haben einige der anderen Weißmäntel ein geringeres Bedürfnis, sich einer Aes Sedai zum Kampf zu stellen, als Bornhald.*

Moiraine eilte zu Aldieb und streichelte der Stute über die Nase, bevor sie ihren Stab hinter den Sattelgurt schob. Diesmal mußte Rand gar nicht erst hinsehen, um zu wissen, daß der Stab noch nicht einmal eine Kerbe aufwies.

»Ihr wart größer als ein Riese«, sagte Egwene atemlos und rutschte auf Belas Sattel hin und her. Keiner der anderen sagte etwas, obwohl Mat und Perrin ihre Pferde ein wenig von der Aes Sedai wegtänzeln ließen. »Tatsächlich?« sagte Moiraine abwesend, als sie sich in ihren Sattel schwang.

»Ich habe Euch gesehen«, beharrte Egwene.

»Der Verstand spielt einem in der Nacht manchen Streich; das Auge sieht etwas, das nicht da ist.«

»Das ist nicht die richtige Zeit für Spiele«, begann Nynaeve wütend, aber Moiraine unterbrach sie sofort.

»Wirklich nicht der richtige Zeitpunkt für Spiele. Der Vorsprung, den wir im Hirsch und Löwen gewonnen haben, ist nun vielleicht wieder verloren.« Sie sah zum Tor zurück und schüttelte den Kopf. »Wenn ich nur glauben könnte, daß sich der Draghkar im Moment auf dem Boden befindet.« Mit einem Schnüffeln, das nach Selbstmitleid klang, fügte sie hinzu: »Wenn nur der Myrddraal wirklich blind wäre. Wenn ich mir schon etwas wünsche, kann es doch auch gleich das Unmögliche sein. Ach, spielt keine

Rolle. Sie wissen, welchen Weg wir nehmen müssen, aber mit etwas Glück können wir ihnen immer einen Schritt voraus sein. Lan!«

Der Behüter ritt los – die Straße nach Caemlyn in östlicher Richtung hinunter. Die anderen folgten dicht hinter ihm. Die Hufe trommelten in gleichmäßigem Rhythmus auf die festgetrampelte Erde.

Sie behielten ein gleichmäßiges Tempo bei, einen schnellen Trab, den die Pferde stundenlang auch ohne die Hilfe einer Aes Sedai durchhalten konnten. Bevor sie jedoch nur eine Stunde unterwegs waren, stieß Mat einen Schrei aus und zeigte nach hinten. »Seht dort!«

Sie ließen die Pferde anhalten und blickten zurück. Flammen erhellten die Nacht über Baerlon, als habe jemand ein Freudenfeuer von der Größe eines Hauses angelegt. Die Unterseite der Wolken war rot gefärbt. Der Wind wirbelte Funkenströme durch die Luft.

»Ich habe ihn gewarnt«, sagte Moiraine, »aber er wollte es nicht ernst nehmen.« Aldieb tänzelte zur Seite. Die Bewegung spiegelte die Enttäuschung der Aes Sedai wider. »Er wollte es nicht ernst nehmen.«

»Die Schenke?« fragte Perrin. »Das ist der Hirsch und Löwe? Wie könnt Ihr so sicher sein?«

»Wie lange wirst du noch an Zufälle glauben?« fragte Thom. »Es könnte auch das Haus des Statthalters sein, aber das ist es nicht. Und es ist kein Lagerhaus oder irgendein Herd, der eine Küche in Brand setzte, und auch nicht der Heustadel deiner Großmutter.«

»Vielleicht leuchtet uns das Licht ein wenig heute nacht«, sagte Lan, und Egwene fuhr ihn zornig an: »Wie könnt Ihr so etwas sagen? Die Schenke des armen Meister Fitch steht in Flammen! Menschen könnten verletzt

werden!«

»Wenn sie die Schenke angegriffen haben«, sagte Moiraine, »dann blieb möglicherweise unser Ritt aus der Stadt und mein ... Kunststück unbemerkt.«

»Oder das ist genau das, was uns der Myrddraal glauben machen will«, fügte Lan hinzu.

Moiraine nickte in der Dunkelheit. »Vielleicht. Auf jeden Fall müssen wir schnell weiter. Diese Nacht wird sich keiner von uns ausruhen können.«

»Ihr sagt das so leichthin, Moiraine«, rief Nynaeve. »Was ist mit den Menschen in der Schenke? Es muß Verwundete geben, und der Wirt hat seinen Lebensunterhalt Euretwegen verloren! Mit all Eurem Geschwätz darüber, im Licht zu wandeln, wollt Ihr bereitwillig weiterreiten, ohne an ihn zu denken. Er hat Euretwegen nun Schwierigkeiten!«

»Wegen diesen dreien«, sagte Lan zornig. »Das Feuer, die Verwundeten, alles geschieht wegen diesen drei Burschen. Die Tatsache, daß ein solcher Preis bezahlt werden muß, zeigt, daß er das Bezahlen wert ist. Der Dunkle König will diese Jungen haben, und alles, wonach er so angestrengt sucht, muß von ihm ferngehalten werden. Oder überlaßt Ihr sie nun dem Blassen?«

»Beruhige dich, Lan«, sagte Moiraine. »Entspanne dich. Seherin, glaubt Ihr, ich könne Meister Fitch und den Leuten in der Schenke helfen? Na ja, Ihr habt recht.« Nynaeve wollte etwas sagen, aber Moiraine wischte es mit einer Handbewegung zur Seite und fuhr fort: »Ich kann allein zurückgehen und helfen. Nicht zu viel natürlich. Das würde die Aufmerksamkeit auf jene lenken, denen ich helfe, und dafür würden sie mir nicht danken, besonders weil die Kinder des Lichts in der Stadt sind. Dann wäre

allerdings nur Lan übrig, euch zu schützen. Er ist sehr fähig, aber es wird doch mehr nötig sein, falls ihr von einem Myrddraal und einer Faust Trollocs aufgespürt werdet. Natürlich könnten wir auch alle zurückkehren, obwohl ich bezweifle, daß ich alle unbemerkt wieder nach Baerlon hineinbringen könnte. Das würde euch alle demjenigen aussetzen, der das Feuer gelegt hat, von den Weißmänteln ganz zu schweigen. Welche Möglichkeit würdet Ihr wählen, Seherin, wenn Ihr an meiner Stelle wärt?«

»Ich würde etwas unternehmen«, murmelte Nynaeve undeutlich.

»Und höchstwahrscheinlich dem Dunklen König seinen Sieg schenken«, antwortete Moiraine. »Denkt daran, was – wer – es ist, den er haben will. Wir befinden uns in einem Krieg, genauso wie die Leute in Ghealdan, obwohl dort Tausende kämpfen und hier nur acht von uns. Ich werde Meister Fitch Gold schicken lassen, genug, um den Hirsch und Löwen wieder aufbauen zu lassen, Gold, dessen Weg man nicht nach Tar Valon zurückverfolgen kann. Und natürlich auch Hilfe für alle, die verletzt wurden. Alles weitere würde sie aber nur gefährden. Es ist keineswegs einfach, wie Ihr seht. Lan.« Der Behüter ließ sein Pferd wenden und ritt wieder los.

Von Zeit zu Zeit blickte Rand zurück. Schließlich war alles, was er noch sehen konnte, das Glühen unter den Wolken, und dann verlor sich auch das in der Dunkelheit. Er hoffte, daß Min nichts geschehen war.

Alles war immer noch pechschwarz, als Lan sie endlich von der festgetrampelten Straße wegführte und abstieg. Rand schätzte, daß es nur noch wenige Stunden bis zum Morgen sein konnten. Sie legten den Pferden Fußfesseln

an, ließen sie aber voll gesattelt stehen und bereiteten sich ein kaltes Lager. »Eine Stunde«, warnte Lan sie, als sich jeder außer ihm in eine Decke wickelte. Er würde Wache stehen, während sie schliefen. »Eine Stunde, dann müssen wir uns wieder auf den Weg machen.« Stille senkte sich über sie.

Nach ein paar Minuten flüsterte Mat Rand etwas so leise zu, daß er es kaum hören konnte: »Ich frage mich, was Dav mit dem Dachs angefangen hat.« Rand schüttelte schweigend den Kopf, und Mat zögerte. Schließlich sagte er: »Ich dachte, wir seien sicher, weißt du, Rand? Kein Anzeichen einer Verfolgung, seit wir den Taren überquerten, und dann waren wir auch noch in einer befestigten Stadt. Ich dachte, wir seien in Sicherheit. Und dann dieser Traum. Und ein Blasser. Werden wir jemals wieder sicher sein?«

»Nicht, bevor wir Tar Valon erreichen«, sagte Rand. »Das hat sie uns gesagt.«

»Werden wir uns dann in Sicherheit befinden?« fragte Perrin leise, und alle drei schauten hinüber zu der schattenhaften Erhebung am Boden, die von der Aes Sedai zu sehen war. Lan war mit der Dunkelheit verschmolzen; er konnte überall sein.

Rand gähnte plötzlich anhaltend. Die anderen zuckten bei dem Geräusch nervös zusammen. »Ich glaube, wir sollten ein wenig schlafen«, sagte er. »Wach zu bleiben hilft uns auch nicht, Antworten auf unsere Fragen zu finden.«

Perrin sagte ruhig: »Sie hätte etwas tun sollen.«

Keiner antwortete.

Rand drehte sich auf die Seite, um eine Wurzel zu meiden, legte sich auf den Rücken, rollte sich von einem

Stein weg auf den Bauch und lag schon wieder auf einer Wurzel. Sie hatten nicht gerade an einem guten Lagerplatz Halt gemacht, keinem wie jene, die der Behüter auf seinem Weg vom Taren nach Norden ausgewählt hatte. Er schlief mit dem Gedanken ein, ob ihn die in seine Rippen gebohrten Wurzeln wohl zum Träumen bringen würden, und erwachte, als Lan seine Schulter berührte. Seine Rippen schmerzten, und er war dankbar dafür, daß er sich nicht an irgendwelche Träume erinnern konnte, falls er überhaupt welche gehabt hatte. Es war noch in der Dunkelheit kurz vor Anbruch der Dämmerung, doch als die Decken eingerollt und hinter die Sättel geschnallt waren, ließ Lan sie weiter nach Osten zu reiten. Bei Sonnenaufgang bereiteten sie sich mit rotgeränderten Augen ein Frühstück mit Brot und Käse und Wasser und aßen im Reiten. Ihre Umhänge hatten sie zum Schutz gegen den Wind ganz eng um sich herumgeschlungen. Alle außer Lan natürlich. Er aß, und seine Augen wiesen keine roten Ränder auf, und er duckte sich nicht in den Sattel. Er hatte wieder seinen farbverändernden Umhang angelegt, und der flatterte um seine Gestalt, wechselte von Grau zu Grün, und er achtete nur insofern darauf, als daß er seinen Schwertarm frei hielt. Sein Gesicht blieb ausdruckslos, aber seine Augen suchten fortwährend, als erwarte er ständig einen Überfall.

KAPITEL 18

Die Straße nach Caemlyn

Die Straße nach Caemlyn unterschied sich nicht wesentlich von der Nordstraße durch das Gebiet der Zwei Flüsse. Sie war natürlich um einiges breiter und zeigte deutlich mehr Merkmale von Beanspruchung, aber sie bestand immer noch aus festgetrampeltem Lehm und war auf beiden Seiten von Bäumen umrahmt, die man auch in den Zwei Flüssen hätte finden können, besonders jetzt, wo nur die Nadelbäume noch Grün zeigten.

Das umliegende Land sah allerdings anders aus, denn gegen Mittag erreichten sie ein Gebiet niedriger Hügel. Zwei Tage lang führte die Straße durch diese Hügel – schnitt sogar manchmal mitten hindurch, wo sie so breit waren, daß die Straße einen großen Bogen gemacht hätte, und nicht groß genug, um das Durchgraben zu schwierig zu gestalten. Als sich der Einfallswinkel des Sonnenlichts jeden Tag ein wenig veränderte, wurde ihnen klar, daß sich die so gerade erscheinende Straße auf ihrem Weg nach Osten ganz langsam in Richtung Süden krümmte. Rand hatte sich, wie die Hälfte aller Jungen in Emondsfeld, im Geist immer wieder mit Meister al'Veres alter Landkarte beschäftigt, und er erinnerte sich nun daran, daß sie etwas, genannt die ›Hügel von Abscher‹, umrundete und dann nach Weißbrücke führte.

Von Zeit zu Zeit ließ Lan sie alle auf der Spitze eines Hügels absteigen, von wo aus er die Straße voraus und hinter ihnen und natürlich auch das Land um sie herum gut

überblicken konnte. Der Behüter sah sich dann alles sehr genau an, während die anderen sich die Beine vertraten oder sich unter einen Baum setzten und etwas aßen.

»Ich mochte Käse früher einmal«, sagte Egwene am dritten Tag, nachdem sie Baerlon verlassen hatten: Sie hatte sich mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt und verzog das Gesicht bei diesem Mittagessen. Es war das gleiche wie beim Frühstück, und das Abendessen würde auch nicht anders aussehen. »Keine Gelegenheit, wenigstens Tee zu trinken. Schönen heißen Tee.« Sie zog den Umhang enger zusammen und veränderte ihre Stellung hinter dem Baum in einem vergeblichen Versuch, dem fauchenden Wind zu entgehen.

»Flachwurz-Tee und Andilei Wurzeln sind die besten Mittel gegen Erschöpfung«, sagte Nynaeve zu Moiraine. »Sie machen den Kopf wieder frei und dämpfen das Brennen der erschöpften Muskeln.«

»Da bin ich ganz Eurer Meinung«, murmelte die Aes Sedai und sah Nynaeve von der Seite her an.

Nynaeves Unterkiefer verkrampfte sich, doch sie fuhr im gleichen Tonfall fort. »Wenn man längere Zeit ohne Schlaf auskommen muß ...«

»Kein Tee!« sagte Lan in scharfem Ton zu Egwene. »Kein Feuer! Wir können sie noch nicht sehen, aber sie sind irgendwo dort hinten, ein oder zwei Blasse und ihre Trollocs, und sie wissen, daß wir uns auf dieser Straße befinden. Wir müssen ihnen nicht auch noch genau zeigen, wo wir sind.«

»Ich habe keinen Tee verlangt«, murmelte Egwene in ihren Umhang hinein. »Ich habe es nur bedauert.«

»Wenn sie wissen, daß wir auf der Straße sind«, fragte Perrin, »warum kürzen wir dann nicht ab und reiten über

Land nach Weißbrücke?«

»Selbst Lan kann querfeldein nicht so schnell vorwärtskommen wie über die Straße«, sagte Moiraine und unterbrach damit Nynaeve, »und vor allem nicht durch die Hügel von Abscher.« Die Seherin seufzte ergeben. Rand fragte sich, was sie wohl plante. Nachdem sie am ersten Tag die Aes Sedai vollständig ignoriert hatte, hatte sie anschließend versucht, ständig mit ihr über Kräuter zu sprechen. Moiraine entfernte sich von der Seherin, als sie fortfuhr: »Warum glaubt Ihr, daß die Straße einen Bogen um sie macht? Und wir müßten schließlich doch wieder auf diese Straße zurückkommen. Es könnte sein, daß sie sich dann vor uns befänden und nicht hinter uns.«

Rand sah zweifelnd drein, und Mat äußerte etwas von einem »langen Umweg«.

»Habt Ihr heute morgen einen Bauernhof gesehen?« fragte Lan. »Oder wenigstens Rauch aus einem Schornstein? Nein, denn zwischen Baerlon und Weißbrücke liegt nur Wildnis, und in Weißbrücke müssen wir den Arinelle überqueren. Dort ist die einzige Brücke über den Arinelle südlich von Maradon in Saldaea.«

Thom schnaubte und pustete die Enden seines Schnurrbarts hoch. »Was kann sie daran hindern, jemanden oder etwas bereits jetzt nach Weißbrücke zu schicken?«

Aus westlicher Richtung kam das durchdringende Wehklagen eines Horns. Lans Kopf fuhr herum, und er musterte die Straße hinter ihnen. Rand lief es kalt den Rücken herunter. Ein Teil seines Verstands jedoch blieb ganz ruhig und schätzte die Entfernung auf höchstens zehn Meilen ein.

»Nichts kann sie daran hindern, Gaukler«, sagte der Behüter. »Wir vertrauen dem Licht und unserem Glück.

Aber nun wissen wir sicher, daß Trollocs hinter uns her sind.«

Moiraine wischte sich die Hände ab. »Es wird Zeit für uns, weiterzureiten.« Die Aes Sedai bestieg ihre weiße Stute.

Das löste einen Ansturm auf die Pferde aus, der noch beschleunigt wurde, als das Horn ein zweites Mal erklang. Diesmal antworteten andere. Die dünnen Töne trieben vom Westen her wie ein Trauerlied durch die Lüfte. Rand bereitete sich darauf vor, Wolke gleich in vollem Galopp laufen zu lassen, und die anderen rissen mit der gleichen verzweifelten Mühe an ihren Zügeln. Alle außer Lan und Moiraine. Der Behüter und die Aes Sedai sahen sich lange an.

»Laßt sie weiterreiten, Moiraine Sedai«, sagte Lan schließlich. »Ich werde zurückkehren, sobald ich nur kann. Falls ich versage, werdet Ihr es wissen.« Er legte eine Hand auf den Sattel Mandarbs, sprang mit einem Satz auf den Rücken des schwarzen Hengstes und galoppierte den Hügel hinunter. Er ritt gen Westen. Die Hörner erklangen wieder.

»Das Licht sei mit Euch, letzter Lord der Sieben Türme«, sagte Moiraine so leise, daß Rand es kaum hören konnte. Sie holte tief Luft und wandte Aldieb in Richtung Osten. »Wir müssen weiter«, sagte sie und ritt in langsamem, gleichmäßigem Tempo los. Die anderen folgten ihr in einer Linie.

Rand drehte sich einmal im Sattel um und wollte nach Lan sehen, aber der Behüter war bereits zwischen den niedrigen Hügeln und kahlen Bäumen außer Sicht geraten. Letzter Lord der Sieben Türme hatte sie ihn genannt. Er fragte sich, was das heißen mochte. Er hatte nicht geglaubt, daß noch jemand außer ihm die Worte verstanden haben

konnte, doch Thom kaute an den Enden seines Schnurrbarts, und sein Gesicht zeigte einen Ausdruck, als spekuliere er ... Der Gaukler schien eine Menge zu wissen.

Die Hörner riefen und antworteten noch einmal hinter ihnen. Rand rutschte im Sattel hin und her. Diesmal waren sie näher, da war er sich ganz sicher. Acht Meilen. Vielleicht sieben. Mat und Egwene blickten sich um, und Perrin duckte sich, als erwarte er, daß ihn etwas im Rücken treffen werde. Nynaeve ritt schneller, um mit Moiraine sprechen zu können.

»Können wir nicht schneller reiten?« fragte sie. »Diese Hörner kommen näher.«

Die Aes Sedai schüttelte den Kopf. »Und warum lassen sie uns wissen, daß sie da sind? Vielleicht gerade, damit wir uns beeilen und nicht darüber nachdenken, was uns da vorn erwarten mag.«

Sie behielten ihr Tempo gleichmäßig bei. Von Zeit zu Zeit schrien die Hörner hinter ihnen auf, und jedesmal klangen sie näher. Rand bemühte sich, nicht nachzurechnen, wie nahe sie sein könnten, aber jedesmal, wenn das blecherne Wehklagen erklang, rechnete sein Verstand ungebeten mit. Fünf Meilen, dachte er gerade voller Grauen, da kam Lan in vollem Galopp hinter ihnen den Hügel hoch.

Auf Moiraines Höhe hielt er den Hengst an. »Mindestens drei Fäuste Trollocs, und jede von einem Halbmenschen angeführt. Vielleicht sind es auch fünf.«

»Wenn Ihr ihnen nahe genug wart, um sie sehen zu können«, sagte Egwene besorgt, »dann könnten sie Euch auch gesehen haben. Sie sind Euch vielleicht auf den Fersen.«

»Sie sahen ihn nicht.« Nynaeve richtete sich im Sattel

auf, als alle sie anblickten. »Erinnert Ihr euch? Ich bin seiner Spur gefolgt.«

»Ruhe!« befahl Moiraine. »Lan will uns sagen, daß uns vielleicht an die fünfhundert Trollocs folgen.« Erschüttertes Schweigen, und dann sagte Lan: »Und sie holen auf. In einer Stunde oder noch weniger haben sie uns erreicht.«

Die Aes Sedai meinte, mehr zu sich selbst als zu den anderen gewandt: »Wenn sie so viele zur Verfügung hatten, warum wurden sie nicht schon in Emondsfeld eingesetzt? Und wenn nicht, wie haben sie die alle so schnell hierherbekommen?«

»Sie rücken auf breiter Front an, um uns vor sich herzutreiben«, sagte Lan. »Dazu haben sie auch noch Kundschafter vorgeschickt.«

»Wohin wollen sie uns treiben?« überlegte Moiraine. Wie zur Antwort erklang im Westen in einiger Entfernung ein Horn wie ein langgezogener Klagelaut, der diesmal von anderen *vor* ihnen beantwortet wurde. Moiraine hielt Aldieb an. Die anderen folgten ihrem Beispiel. Thom und die Emondsfelder blickten sich angsterfüllt um. Hörnerklang vor ihnen und hinter ihnen. Rand glaubte, aus den Tönen einen gewissen Triumph herauszuhören.

»Was machen wir jetzt?« fragte Nynaeve zornig. »Wohin sollen wir uns wenden?«

»Alles, was noch übrigbleibt, sind der Norden und der Westen«, sagte Moiraine. Es war mehr ein lautes Denken als eine Antwort auf die Frage der Seherin. »Im Süden liegen die Hügel von Abscher, kahl und tot, und der Taren. Aber es gibt hier keinen Übergang und kein Boot. Im Norden könnten wir den Arinelle vor Einbruch der Dunkelheit erreichen, und dort ist es auch möglich, das

Boot eines Händlers zu finden. Wenn das Eis bei Maradon mittlerweile gebrochen ist.«

»Es gibt einen Ort, an den die Trollocs nicht gehen werden«, sagte Lan, aber Moiraines Kopf fuhr sofort zu ihm herum.

»Nein!« Sie winkte den Behüter heran, und sie steckten die Köpfe zusammen, um nicht gehört zu werden.

Die Hörner erklangen, und Rands Pferd tänzelte nervös.

»Sie versuchen, uns Angst einzujagen«, murrte Thom, der sich bemühte, sein Pferd zu beruhigen. Er klang halb wütend und halb, als hätten die Trollocs damit Erfolg gehabt. »Sie versuchen, uns Angst einzujagen, damit wir in Panik davonlaufen. Dann erwischen sie uns gewiß.«

Egwenes Kopf drehte sich bei jedem Hornstoß. Zuerst sah sie nach vorn, dann nach hinten, als halte sie nach den ersten Trollocs Ausschau. Rand wollte eigentlich das gleiche tun, doch er bemühte sich, den Drang zu unterdrücken. Er trieb Wolke näher zu ihr hin. »Wir reiten nach Norden«, verkündete Moiraine.

Die Hörner tönten schrill, als sie die Straße verließen und zwischen die sie umgebenden Hügel ritten.

Die Hügel waren wohl niedrig, aber es war ein ständiges Auf und Ab; niemals ein ebenes Stück Wegs dazwischen, die Strecke führte unter Bäumen mit kahlen Asten hinweg und durch totes Unterholz. Die Pferde erkletterten mühsam einen Hang und galoppierten den nächsten wieder hinunter. Lan gab ein strammes Tempo vor; viel schneller als vorher auf der Straße.

Zweige peitschten auf Rands Gesicht und Brust. Alte Schlingpflanzen wickelten sich um seine Arme und zogen sogar manchmal seinen Fuß aus dem Steigbügel. Die durchdringenden Töne aus den Hörnern kamen immer

näher und erklangen immer häufiger.

So sehr sich Lan auch bemühte, sie kamen einfach nicht sehr schnell vorwärts. Für jeden Schritt nach vorn mußten sie zwei nach oben und wieder einen nach unten tun, und jeder Schritt bedeutete ein mühsames Vorwärtsschieben. Und die Hörner kamen näher. *Zwei Meilen*, dachte er. *Vielleicht noch weniger*.

Nach einer Weile blickte Lan unruhig erst in die eine Richtung, dann in die andere. Sein Gesicht zeigte beinahe schon etwas wie Sorge. Einmal stand er aufgerichtet in den Steigbügeln und starrte nach hinten, woher sie gekommen waren. Alles, was Rand sehen konnte, waren Bäume. Lan setzte sich wieder in den Sattel und schob mit einer unbewußten Geste seinen Umhang zurück, um das Schwert griffbereit zu haben, während er mit Blicken den Wald absuchte.

Rand suchte fragend Mats Blick, aber Mat schnitt nur eine Grimasse in Richtung auf den Rücken des Behüters und zuckte hilflos die Achseln.

Dann sagte Lan über seine Schulter hinweg: »Trollocs sind nah.« Sie erreichten die Spitze eines Hügels und begannen den Abstieg. »Einige Kundschafter, die vor den anderen herlaufen. Möglicherweise jedenfalls. Wenn wir auf sie treffen, dann bleibt unter allen Umständen in meiner Nähe und macht dasselbe wie ich. Wir müssen auf dem einmal eingeschlagenen Weg verbleiben.«

»Blut und Asche!« murrte Thom. Nynaeve gab Egwene ein Zeichen, dicht bei ihr zu bleiben.

Verstreute Gruppen von Nadelbäumen boten die einzige wirkliche Deckung für sie. Rand versuchte, in alle Richtungen gleichzeitig zu blicken. Seine Phantasie ließ graue Baumstümpfe, die er aus den Augenwinkeln

erblickte, zu Trollocs werden. Auch die Hörner waren wieder ein Stück näher. Und direkt hinter ihnen. Da war er sicher. Hinter ihnen, und sie holten weiter auf.

Wieder erreichten sie einen Hügelkamm. Unter ihnen begannen gerade Trollocs mit langen Stangen, an deren Enden sich Seilschlingen oder große Haken befanden, den Hügel hochzumarschieren. Viele Trollocs. Die Linie erstreckte sich weit nach beiden Seiten. Ein Ende war nicht in Sicht, doch in der Mitte, geradewegs vor Lan, ritt ein Blasser.

Der Myrddraal schien zu zögern, als auf dem Hügel oben die Menschen erschienen, aber im nächsten Augenblick schwang er ein Schwert mit der schwarzen Klinge, an die sich Rand so ungern erinnerte, über seinem Kopf. Die Trolloc-Kette rannte los.

Noch bevor sich der Myrddraal bewegte, hatte auch Lan sein Schwert in der Hand. »Bleibt bei mir!« schrie er, und dann stürzte sich Mandarb hügelabwärts auf die Trollocs. »Für die Sieben Türme!« rief Lan.

Rand schluckte und rammte dem Grauen die Fersen in die Flanken. Die ganze Gruppe galoppierte dem Behüter hinterher. Er war überrascht, Tams Schwert plötzlich in seiner Faust zu finden. Von Lans Schlachtruf mitgerissen, fand er einen eigenen: »Manetheren! Manetheren!«

Perrin fiel mit ein. »Manetheren! Manetheren!«

Aber Mat rief: *»Carai an Caldazar! Carai an Ellisande! Al Ellisande!«*

Der Kopf des Blassen wandte sich von den Trollocs den Reitern zu, die ihn angriffen. Das schwarze Schwert erstarrte über seinem Kopf, und die Öffnung seiner Kapuze drehte sich hin und her und suchte die auf ihn zu galoppierenden Reiter ab. Dann hatte Lan den Myrddraal

erreicht, und gleichzeitig griffen die Menschen die Reihe der Trollocs an. Die Klinge des Behüters traf auf den schwarzen Stahl aus den Schmieden von Thakan'dar. Es gab ein Klingen wie von einer großen Glocke. Der Schlag wurde von den Hügeln als Echo zurückgeworfen, und ein blauer Blitz erfüllte die Luft wie Wetterleuchten. Beinahe-Menschen mit Tierschnauzen drängten sich um jeden der Menschen herum. Fangseile und Haken wurden wild umhergeschwenkt. Sie mieden nur Lan und den Myrddraal. Diese beiden fochten in einem freigebliebenen Kreis. Die Rappen paßten ihren Schritt jeweils dem anderen an, und die Schwerter parierten einander Schlag für Schlag. In der Luft blitzte und läutete es.

Wolke rollte mit den Augen und wieherte laut. Er bäumte sich und schlug mit den Hufen nach den knurrenden Gesichtern mit ihren scharfen Reißzähnen, die ihn umgaben. Schwere Körper umringten ihn, Schulter an Schulter. Rand ließ den Grauen die Fersen spüren und trieb ihn rücksichtslos vorwärts. Sein Schwert schwang er – verglichen mit Lan – ungeschickt; er hackte drauflos, als müsse er Holz spalten. *Egwene!* Verzweifelt suchte er nach ihr, als er den Grauen weitertrieb. Er hackte sich einen Weg durch die haarigen Körper wie durch dichtes Unterholz.

Moiraines weiße Stute galoppierte und schlug bei der leisesten Bewegung der Aes Sedai an ihren Zügeln aus. Moiraines Gesicht war genauso hart wie das Lans, wenn sie ihren Stab auf die Gegner richtete. Trollocs wurden von Flammen eingehüllt, die dann mit einem Aufbrüllen explodierten, das nur noch gekrümmte Gestalten bewegungslos am Boden zurückließ. Nynaeve und Egwene ritten in verzweifelter Eile dicht neben der Aes Sedai. Sie

bleckten die Zähne beinahe genauso wild wie die Trollocs und hatten Dolche in den Händen. Diese kurzen Klingen wurden ihnen überhaupt nichts nützen, wenn ein Trolloc ganz nahe kam. Rand versuchte, Wolke in ihre Richtung zu lenken, aber der Graue ging durch. Wiehernd und ausschlagend kämpfte er sich weiter vorwärts, gleich, wie stark Rand an den Zügeln zerrte.

Um die drei Frauen herum ergab sich ein wenig freier Raum, als Trollocs vor Moiraines Stab flüchteten, doch wie sie auch versuchten, ihr zu entgehen, so folgte sie ihnen. Feuer prasselte, und die Trollocs heulten vor Wut und Kampfeslust. Über dem Prasseln und Heulen donnerte der Glockenschlag der Schwerter des Behüters und des Myrddraal; die Luft um sie herum leuchtete blau auf, dann wieder und immer wieder.

Eine Schlinge am Ende einer Stange fuhr auf Rands Kopf zu. Mit einem ungeschickten Schlag spaltete er die Stange in zwei Teile und hackte dann auf den ziegenbockartigen Trolloc los, der sie hielt. Ein Haken erwischte seine Schulter von hinten und verfing sich in seinem Umhang, zog ihn mit einem Ruck nach hinten. Verzweifelt paßte er das Sattelhorn, um nicht zu stürzen, wobei er beinahe noch sein Schwert verloren hätte. Wolke wand sich und wieherte schrill. Rand klammerte sich voller Angst an Sattel und Zügel. Er fühlte, wie er Handbreit um Handbreit abrutschte, von dem Haken gezogen. Wolke drehte sich herum. Einen Augenblick lang sah Rand Perrin, halb aus dem Sattel hängend, der mit drei Trollocs um seine Axt kämpfte. Sie hielten ihn an einem Arm und beiden Beinen fest. Wolke warf sich nach vorn, und Rands Blickfeld war nur noch von Trollocs erfüllt.

Ein Trolloc stürmte auf ihn zu und packte sein Bein. Er

zerrte Rands Fuß aus dem Steigbügel. Schwer atmend ließ er den Sattel fahren, um den Trolloc zu erstechen. Sofort zog ihn der Haken aus dem Sattel auf Wolkes Hinterhand. Nur sein verkrampfter Haltegriff am Zügel hielt ihn noch oben. Wolke bäumte sich auf und wieherte. Und im gleichen Moment hörte das Zerren auf.

Der Trolloc an seinem Bein riß die Hände hoch und schrie. Alle Trollocs schrien – ein Heulen, als seien alle Hunde der Welt auf einmal verrückt geworden.

Um die Menschen herum fielen die Trollocs sich windend zu Boden, rissen an ihrem Haar und zerkratzten sich die Gesichter. Alle Trollocs. Sie bissen in den Boden, schnappten nach der leeren Luft und heulten, heulten, heulten.

Dann sah Rand den Myrddraal. Er saß noch aufrecht im Sattel seines wie wahnsinnig tänzelnden Pferdes, das schwarze Schwert schwang noch herum, doch er hatte keinen Kopf mehr.

»Er wird noch bis zum Anbruch der Nacht leben!« Der schwer atmende Thom mußte laut rufen, um über die nicht nachlassenden Schreie hinweg hörbar zu sein. »Er wird noch nicht vollständig sterben. Das habe ich jedenfalls gehört.«

»Reitet!« rief Lan ärgerlich. Der Behüter hatte bereits Moiraine und die anderen beiden Frauen bei sich, und sie befanden sich schon halb auf dem nächsten Hügel. »Das hier sind nicht alle!« Tatsächlich erklangen nun auch die Hörner wieder, trotz der Schreie der sich am Boden windenden Trollocs, und zwar aus Osten und Westen und Süden.

Erstaunlicherweise war Mat der einzige, der nicht mehr auf seinem Pferd saß. Rand trabte zu ihm hinüber, doch

Mat warf schaudernd eine Schlinge weg, hob seinen Bogen auf und kletterte ohne Hilfe in seinen Sattel, wobei er sich allerdings noch die Kehle rieb.

Die Hörner jaulten wie Hunde auf der Spur eines Hirsches. Jagdhunde, die sich ihrem Opfer näherten. Wenn Lan schon vorher ein hohes Tempo gehalten hatte, dann verdoppelte er es jetzt, bis die Pferde schneller die Hügel hinaufgaloppierten, als sie es zuvor bergab geschafft hatten. Dann warfen sie sich schon fast auf die andere Seite. Und doch näherten sich die Hörner weiterhin, bis sie die rauhen Schreie der Verfolger hören konnten, wenn die Hörner eine Pause einlegten. Schließlich erreichten die Menschen die Spitze eines Hügels in dem Moment, in dem auf dem nächsten Hügel hinter ihnen Trollocs erschienen. Die Hügelspitze war im Nu schwarz von Trollocs mit ihren Tierschnauzen, die mit verzerrten Fratzen heulten, und über allen thronten drei Myrddraal. Nur hundert Spannen trennten die beiden Gruppen.

Rands Herz verschrumpelte wie eine alte Traube. *Drei!*

Die schwarzen Schwerter der Myrddraal hoben sich gleichzeitig. Eine Woge von Trollocs schäumte den Hang hinunter. Heftige, triumphierende Schreie erklangen, und schlingenbewehrte Stangen hüpften über ihren Köpfen beim Rennen auf und ab.

Moiraine kletterte von Aldiebs Rücken. Ruhig zog sie etwas aus ihrem Brustbeutel und packte es aus. Rand sah dunkles Elfenbein schimmern. Das *Angreal*. Mit dem *Angreal* in der einen Hand und dem Stab in der anderen stellte sich die Aes Sedai entschlossen hin, sah den heranrennenden Trollocs und den schwertschwingenden Blassen kühl entgegen, hob ihren Stab in die Luft und rammte ihn in die Erde.

Der Boden erzitterte und klang wie ein Eisenkessel, der von einem Holzhammer getroffen wird. Das hohle Klingen wurde schwächer und verschwand. Einen Augenblick lang war alles still. Alles schwieg. Der Wind erstarb. Die Schreie der Trollocs verstummten; sogar ihre Attacke verlangsamte sich und kam zum Stehen. Einen Herzschlag lang wartete alles. Langsam kehrte das stumpfe Klingen wieder, änderte sich zu einem leisen Rumpeln und wuchs an, bis die Erde aufstöhnte.

Der Boden erzitterte unter Wolkes Hufen. Das war das Werk einer Aes Sedai, wie es im Buch stand. Rand wünschte sich hundert Meilen weit fort. Das Zittern wurde zu einem Beben, das die Bäume um sie herum wanken ließ. Der Graue stolperte und stürzte beinahe. Sogar Mandarb und die reiterlose Aldieb torkelten wie betrunken, und diejenigen, die auf ihren Pferden saßen, mußten sich an Zügeln und Mähnen festklammern, an alles, was sie ergreifen konnten, um nicht aus dem Sattel zu fallen.

Die Aes Sedai stand immer noch wie zu Anfang, hielt das *Angreal* und den aufrecht in der Hügelspitze steckenden Stab, und weder sie noch der Stab bewegten sich auch nur eine Handbreit von ihrem Platz, obwohl der Boden wankte und um sie herum erzitterte. Nun wölbte sich der Boden von ihrem Stab weg; wie auf einem Teich rollten Wellen auf die Trollocs zu, Wellen, die schnell wuchsen, alte Büsche wegschwemmten, abgestorbene Blätter hochwirbelten, weiterwuchsen und als Erdwogen auf die Trollocs zuschwemmten. Die Bäume im Talkessel knickten wie Streichhölzer. Auf dem Abhang stürzten ganze Scharen von Trollocs zu Boden und überschlugen sich im Wüten der Erde.

Doch als erhöbe sich der Boden überhaupt nicht, so

bewegten sich die Myrddraal nebeneinander vorwärts. Ihre nachtschwarzen Pferde verloren ihren Rhythmus nicht; sie hoben jeden Huf im Gleichschritt. Trollocs rollten um die schwarzen Reittiere auf dem Boden herum, heulten und griffen nach der kahlen Erde, die sich unter ihnen aufbäumte, doch die Myrddraal ritten langsam weiter.

Moiraine hob ihren Stab, und die Erde beruhigte sich, doch sie war nicht fertig. Sie zeigte auf den Einschnitt zwischen den Hügeln, und Flammen schossen aus dem Boden – eine zwanzig Fuß hohe Flammenfontäne. Sie breitete die Arme aus, und das Feuer breitete sich ebenfalls nach rechts und links aus, so weit das Auge blicken konnte. Es wurde zu einer Wand, die Menschen und Trollocs voneinander trennte. Die Hitze war so stark, daß Rand selbst oben auf dem Hügelkamm die Hände vors Gesicht schlug. Die schwarzen Reittiere der Myrddraal, welche seltsamen Kräfte sie auch immer besitzen mochten, wieherten wild, bäumten sich auf und kämpften gegen ihre Reiter an, obwohl die Myrddraal auf sie einschlugen und versuchten, sie durch die Flammenwand hindurchzuzwingen. »Blut und Asche«, sagte Mat mit ersterbender Stimme. Rand nickte betäubt.

Plötzlich wankte Moiraine und wäre gefallen, wäre nicht Lan von seinem Pferd gesprungen und hätte sie aufgefangen. »Reitet weiter«, sagte er zu den anderen. Die Härte seiner Stimme stand in einem merkwürdigen Gegensatz zu der Sanftheit, mit der er die Aes Sedai in ihren Sattel hob. »Das Feuer wird nicht ewig brennen! Beeilt euch! Jede Minute zählt!«

Die Flammenwand tobte, als wolle sie tatsächlich die Ewigkeit überdauern, aber Rand widersprach nicht. Sie galoppierten nach Norden, so schnell ihre Pferde nur

konnten. Die Hörner schrillten in einiger Entfernung ihre Enttäuschung in den Himmel, als wüßten sie bereits, was geschehen war, und dann schwiegen sie.

Lan und Moiraine holten die anderen schnell ein, auch wenn Lan Aldieb am Zügel führte, während die Aes Sedai schwankte und sich mit beiden Händen an das Sattelhorn klammerte. »Ich bin bald wieder in Ordnung«, sagte sie auf ihre besorgten Blicke hin. Sie klang müde, aber selbstbewußt, und ihr Blick war so unwiderstehlich wie immer. »Ich bin nicht so stark, wenn ich mit Erde und Feuer arbeiten muß. Eine Kleinigkeit.«

Die beiden begaben sich in schnellem Schritt wieder an die Spitze. Rand glaubte nicht, daß Moiraine bei noch höherem Tempo im Sattel hätte bleiben können. Nynaeve ritt nach vorn neben die Aes Sedai und hielt sie mit einer Hand aufrecht. Eine Weile lang, während sie über weitere Hügel ritten, flüsterten die beiden Frauen miteinander, dann suchte die Seherin in den Taschen ihres Umhangs und gab Moiraine ein kleines Päckchen. Moiraine entfaltete es und schluckte den Inhalt. Nynaeve sagte noch etwas zu ihr und ließ sich dann zu den anderen zurückfallen, ohne auf ihre neugierigen Blicke zu achten. Trotz der äußeren Umstände glaubte Rand, bei ihr einen leichten Ausdruck von Befriedigung zu entdecken.

Es war ihm eigentlich gleichgültig, was die Seherin machte. Er rieb ständig über den Griff seines Schwertes, und wenn es ihm bewußt wurde, dann blickte er staunend darauf hinunter. *So also ist eine Schlacht.* Er konnte sich kaum an etwas erinnern, jedenfalls nicht an irgendeine bestimmte Einzelheit. Alles floß in seinem Kopf zu einem Brei zusammen, einer geschmolzenen Masse von haarigen Gesichtern und Angst. Angst und Hitze. Während des

Kampfes war es ihm so heiß vorgekommen wie an einem Mittsommermittag. Er konnte das nicht verstehen. Der eisige Wind versuchte, Schweißperlen an seinem Körper und Gesicht anzufrieren.

Er sah seine beiden Freunde an. Mat wischte sich mit einem Zipfel seines Umhangs Schweiß von der Stirn. Perrin, der in die Ferne zu blicken schien und offensichtlich den Anblick nicht gerade schön fand, war sich wohl nicht bewußt, daß auch auf seiner Stirn Schweißperlen glitzerten.

Die Hügel wurden flacher, und das Land wandelte sich langsam zu einer Ebene, doch anstatt flott weiterzureiten, hielt Lan an. Nynaeve wollte wieder an Moiraines Seite reiten, doch der Blick des Behüters hielt sie davon ab. Er und die Aes Sedai ritten ein wenig voraus und steckten wieder die Köpfe zusammen. Aus Moiraines Gesten wurde ersichtlich, daß sie sich stritten. Nynaeve und Thom beobachteten sie. Die Seherin zog besorgt die Stirn in Falten. Der Gaukler führte Selbstgespräche und blickte immer mal wieder zurück. Die anderen vermieden es, Lan und Moiraine überhaupt anzusehen. Wer wußte schon, was aus einem Streit zwischen einer Aes Sedai und einem Behüter entstehen konnte?

Nach ein paar Minuten sprach Egwene Rand leise an, wobei sie einen unangenehm berührten Blick auf das sich immer noch streitende Paar warf. »Diese Sachen, die Ihr den Trollocs entgegengeschrien habt ...« Sie hielt inne, als sei sie nicht sicher, wie sie fortfahren solle.

»Was ist damit?« fragte Rand. Er fühlte sich schon ein wenig eigenartig dabei – Kriegsgeschrei mochte für die Behüter selbstverständlich sein, aber Leute von den Zwei Flüssen taten so etwas nicht, was auch immer Moiraine

sagte – doch wenn sie sich deswegen über ihn lustig machte ... »Mat muß diese Geschichte doch schon zehnmal wiederholt haben.«

»Und zwar schlecht«, warf Thom ein. Mat brummte protestierend.

»Wie er sie auch erzählt haben mag«, sagte Rand, »wir haben sie jedenfalls alle oft genug gehört. Außerdem mußten wir einfach irgend etwas rufen. Ich meine, das tut man eben in dem Fall. Du hast ja Lan gehört.«

»Und wir haben ein Anrecht darauf«, fügte Perrin gedankenverloren hinzu. »Moiraine sagt, daß wir alle Nachkommen dieser Leute von Manetheren sind. Sie haben gegen den Dunklen König gekämpft, und wir kämpfen gegen den Dunklen König. Das gibt uns doch ein Recht darauf!«

Egwene schnaubte verächtlich, als wolle sie zeigen, was sie davon hielt. »Davon habe ich doch gar nicht gesprochen. Was ... was hast du denn eigentlich gerufen, Mat?«

Mat zuckte unsicher die Achseln. »Ich kann mich nicht erinnern.« Er sah sie um Rechtfertigung heischend an. »Na ja, es geht eben nicht. Alles ist verschwommen. Ich weiß nicht, was es war oder woher es kam oder was es bedeutet.« Er lachte über sich selbst. »Ich schätze, es hat nichts zu bedeuten.«

»Doch ... ich glaube, es bedeutet etwas«, sagte Egwene langsam. »Als ihr geschrien habt, dachte ich einen Augenblick lang – ich verstünde euch. Aber nun ist alles wie weggeblasen.« Sie seufzte und schüttelte den Kopf. »Vielleicht hast du recht. Seltsam, was man sich in einer solchen Situation alles einbilden kann, nicht wahr?«

»Carai an Caldazar«, sagte Moiraine. Alle drehten die

Köpfe zu ihr und sahen sie an. *»Carai an Ellisande. Al Ellisande.* Zur Ehre des Roten Adlers. Zur Ehre der Rose der Sonne. Die Rose der Sonne. Der uralte Schlachtruf von Manetheren und der Schlachtruf seines letzten Königs. Eldrene nannte man die Rose der Sonne.« Moiraines Lächeln galt Mat und Egwene, obwohl ihr Blick vielleicht etwas länger auf ihm ruhte. »Das Blut von Arads Familie rinnt immer noch in den Adern der Menschen der Zwei Flüsse. Das alte Blut singt immer noch.«

Mat und Egwene sahen einander an, und alle anderen sie beide. Egwene machte große Augen, und ihr Mund verzog sich immer wieder zum Anflug eines Lächelns. Sie verbiß es sich immer wieder, als sei sie nicht sicher, wie sie dieses Gespräch über das alte Blut verstehen solle. Mat dagegen war sich sicher, wie man an seiner finsteren Miene ablesen konnte.

Rand glaubte zu wissen, woran Mat dachte. Er dachte das gleiche. Wenn Mat ein Nachkomme der alten Könige von Manetheren war, dann waren die Trollocs vielleicht hinter ihm her und nicht hinter allen dreien. Er schämte sich bei diesem Gedanken. Seine Wangen röteten sich, und als er sah, wie schuldbewußt Perrin das Gesicht verzog, da wußte er, daß Perrin derselbe Gedanke gekommen war. »Ich kann nicht behaupten, daß ich je von so etwas gehört habe«, sagte Thom nach einer Weile. Er schüttelte sich, und sein Tonfall wurde wieder nüchtern. »Zu einer anderen Zeit würde ich möglicherweise eine Geschichte daraus machen, aber im Moment ... Plant Ihr, den Rest des Tages hier zu verbringen, Aes Sedai?«

»Nein«, antwortete Moiraine und ergriff ihre Zügel.

Als wolle es ihre Worte unterstreichen, ertönte von Süden her ein Trolloc-Horn. Weitere Hörner antworteten

aus Osten und Westen. Die Pferde wieherten leise und tänzelten nervös.

»Sie haben das Feuer passiert«, sagte Lan ruhig. Er wandte sich Moiraine zu: »Ihr seid nicht stark genug für das, was Ihr vorhabt, jedenfalls noch nicht. Nicht ohne Euch ausgeruht zu haben. Und weder Myrddraal noch Trolloc wird diesen Ort betreten.«

Moiraine hob eine Hand, als wolle sie ihn unterbrechen, seufzte aber dann und ließ sie wieder fallen. »Also gut«, sagte sie gereizt. »Ich schätze, du hast recht, aber mir wäre es lieber, wenn wir eine andere Wahl hätten.« Sie zog ihren Stab aus der Gurtschlinge ihres Sattels. »Kommt alle her zu mir. So nahe Ihr könnt! Noch näher!«

Rand trieb Wolke näher an die Stute der Aes Sedai heran. Moiraine bestand darauf, daß sie sich in einem engen Kreis um sie herum versammelten, so daß der Kopf jedes Pferdes über Kruppe oder Widerrist eines anderen hinwegragte. Erst dann war die Aes Sedai zufrieden. Dann stellte sie sich in ihre Steigbügel und schwang wortlos den Stab über ihre Köpfe. Sie streckte sich, damit auch jeder vollkommen einbezogen wurde.

Rand zuckte jedesmal zusammen, wenn der Stab über ihn hinwegging. Bei jedem Kreis durchrann ihn ein Prickeln. Er hätte der Bewegung des Stabs folgen können, ohne ihn zu sehen, nur durch das fortlaufende Zittern der Menschen unter ihm. Es überraschte ihn nicht, daß Lan der einzige war, den der Stab nicht beeinflußte.

Plötzlich streckte Moiraine den Stab nach Westen aus. Abgestorbene Blätter wirbelten durch die Luft, und Äste peitschten sie, als folge ein Luftwirbel der Richtung ihres Stabs. Als der unsichtbare Wirbelwind in der Entfernung verschwand, setzte sie sich mit einem Seufzer wieder im

Sattel zurecht. »Den Trollocs«, sagte sie, »wird es erscheinen, als folgten unsere Spuren und Gerüche diesem Wind. Der Myrddraal wird es nach einer Weile durchschauen, aber bis dahin ...«

»Bis dahin«, sagte Lan, »haben sie uns längst verloren.«

»Euer Stab ist sehr mächtig«, sagte Egwene, was ihr ein Schnauben von Nynaeve einbrachte.

Moiraine schnalzte mit der Zunge. »Ich habe dir gesagt, Kind, daß Dinge keine Macht haben. Die Eine Macht kommt aus der Wahren Quelle, und nur ein lebendiger Verstand kann sie anwenden. Das hier ist nicht einmal ein *Angreal*, sondern lediglich eine Konzentrationshilfe.« Müde steckte sie den Stab wieder in die Gurtschlaufe. »Lan?«

»Folgt mir«, sagte der Behüter, »und verhaltet euch still. Wenn die Trollocs uns hören, verdirbt es alles.«

Er führte sie wieder nach Norden, nicht in dem ermüdenden Tempo von zuvor, sondern eher in dem schnellen Schritt wie auf der Straße nach Caemlyn. Das Land wurde immer flacher; nur der Wald blieb genauso dicht.

Ihr Weg führte sie nicht mehr geradeaus wie zuvor. Lan wählte eine Route, die sich in Schlangenlinien über festen Boden und Felsausläufer wand. Er ließ sie auch nicht mehr durch das Unterholz reiten und nahm sich statt dessen die Zeit, es zu umgehen. Von Zeit zu Zeit ließ er sich an das Ende ihrer Reihe zurückfallen und betrachtete eingehend ihre Spuren. Wenn jemand auch nur hustete, brachte ihm das ein hartes Räuspern Lans ein.

Nynaeve ritt neben der Aes Sedai und machte ein Gesicht, als könne sie sich nicht zwischen Abneigung und Fürsorge entscheiden.

Und da war noch eine Andeutung von etwas anderem, dachte Rand, so, als sei für die Seherin irgendein Ziel in Sicht. Moiraines Schultern hingen nach unten, und sie hielt sich mit beiden Händen an Zügel und Sattel fest. Trotzdem schwankte sie bei jedem Schritt Aldiebs. Es war klar, daß sie die falsche Spur, die sie gelegt hatte, obwohl es neben dem Erdbeben und der Feuerwand nur eine ganz kleine Sache gewesen war, eine Menge Energie gekostet hatte, Energie, die zu verlieren sie sich einfach jetzt nicht mehr leisten konnte.

Rand wünschte sich schon beinahe den Klang der Hörner herbei. Zumindest konnte man daran ablesen, wie weit die Trollocs hinter ihnen zurückblieben. Und die Blassen.

Er sah immer wieder zurück, und so war er nicht der erste, der das erblickte, was vor ihnen lag. Als er es dann sah, war er verblüfft. Eine große, unregelmäßig geformte Masse erstreckte sich nach beiden Seiten, so weit das Auge blicken konnte. An den meisten Stellen war sie ebenso hoch wie die Bäume, die gleich davor wuchsen, und hier und da ragten noch höhere Spitzen daraus hervor. Kahle Schlingpflanzen und Ranken in dichten Massen bedeckten alles. Eine Klippe? *Die Ranken werden uns das Klettern erleichtern, aber die Pferde bekommen wir niemals hinauf.*

Plötzlich, als sie näher kamen, bemerkte er einen Turm. Es war ganz klar ein Turm und keine natürliche Felsformation. Auf der Spitze befand sich eine eigenartige, spitz zulaufende Kuppel. »Eine Stadt!« sagte er. Und eine Stadtmauer, und die Spitzen waren Wachtürme auf dieser Mauer. Sein Unterkiefer klappte herunter. Sie mußte zehnmal so groß sein wie Baerlon. Fünfzig mal so groß.

Mat nickte. »Eine Stadt«, stimmte er zu. »Aber was

macht eine Stadt mitten in einem solchen Wald?«

»Und ohne Einwohner«, sagte Perrin. Als sie ihn ansahen, deutete er auf die Mauer. »Würden Einwohner Schlingpflanzen über alles hinwegwachsen lassen? Ihr wißt, wie diese Ranken eine Mauer zerstören können. Seht mal, wie sie eingefallen ist.«

Was Rand sah, ergab nun langsam ein richtiges Bild in seinem Kopf. Es war, wie Perrin gesagt hatte. Unter beinahe jedem niedrigeren Teil der Mauer befand sich ein von Unterholz überwachsener Hügel: Reste der zusammengebrochenen Mauer. Keine zwei Wachtürme hatten noch die gleiche Höhe. »Ich möchte wissen, was für eine Stadt das war«, überlegte Egwene. »Ich frage mich, was damit geschehen ist. Ich kann mich nicht erinnern, sie auf Papas Landkarte gesehen zu haben.«

»Sie wurde Aridhol genannt«, sagte Moiraine. »In den Tagen der Trolloc-Kriege war sie ein Verbündeter von Manetheren.« Sie betrachtete die massive Mauer so intensiv, daß sie sich der anderen kaum bewußt schien, nicht einmal Nynaeves, die sie mit einem Arm im Sattel stützte. »Später starb Aridhol, und dieser Ort erhielt einen anderen Namen.«

»Welchen Namen?« fragte Mat.

»Hier«, sagte Lan. Er hielt Mandarb vor etwas an, das früher wohl ein so breites Tor gewesen war, daß fünfzig Männer nebeneinander hindurchmarschieren konnten. Nur die zerfallenen, von Schlingpflanzen überwucherten Wachtürme waren geblieben; es war kein Überrest der Torflügel zu sehen. »Hier reiten wir hinein.« In einiger Entfernung schrillten Trolloc-Hörner auf. Lan spähte in die Richtung, aus der die Hörnerklänge kamen, und sah dann zur Sonne hoch, die sich bereits auf halbem Weg abwärts

zu den Baumwipfeln im Westen befand. »Sie haben herausgefunden, daß es eine falsche Spur war. Kommt, wir müssen vor der Dunkelheit noch einen Unterschlupf finden.«

»Welchen Namen?« fragte Mat noch einmal.

Moiraine antwortete, während sie in die Stadt hineinritten. »Shadar Logoth«, sagte sie. »Sie wird Shadar Logoth genannt.«

KAPITEL 19

Drohende Schatten

Auseinandergebrochene Pflastersteine knirschten unter den Hufen der Pferde, als Lan sie in die Stadt führte. Die gesamte Stadt lag in Ruinen, jedenfalls soweit Rand blicken konnte, und war so verlassen, wie Perrin es gleich behauptet hatte. Nicht einmal eine Taube flog auf, und in den Rissen der Mauern und Straßen wucherte Unkraut, das nach diesem Winter aber auch schon alt und abgestorben war. Bei mehr als der Hälfte aller Gebäude war das Dach eingefallen. Aus zusammengebrochenen Mauern waren Ziegel und Bausteine in die Straßen gestürzt. Türme ragten mit zerfransten Spitzen wie abgebrochene Zahnstummel in den Himmel. Unregelmäßig geformte Schutthaufen, an deren Hängen ein paar verkrüppelte Bäume wuchsen, konnten wohl die Überreste von Palästen oder vollständigen Wohnblocks darstellen.

Doch das, was noch stand, war genug, um Rand den Atem zu rauben. Auch das größte Gebäude Baerlons würde im Schatten beinahe jeden Gebäudes hier verschwinden. Blasse Marmorpaläste mit riesigen Kuppeln obenauf waren überall zu sehen. Jedes Gebäude schien zumindest eine Kuppel zu haben; manche hatten vier oder fünf, und jede hatte eine andere Form. Lange Säulengänge zogen sich Hunderte von Schritten bis zu Türmen hin, die in den Himmel zu greifen schienen. An jeder Kreuzung stand ein Bronzebrunnen oder die Alabastersäule eines Denkmals oder eine Statue auf einem Sockel. Obwohl die Brunnen

ausgetrocknet, die meisten Denkmäler umgestürzt und viele der Statuen abgebröckelt waren, waren die Überreste noch immer so großartig, daß Rand nur staunen konnte.

Und ich habe Baerlon für eine Stadt gehalten! Versengen soll mich das Licht, aber Thom muß sich ganz schön über uns amüsiert haben. Moiraine und Lan natürlich auch.

Er war so in seine Betrachtungen versunken, daß es ihn überraschte, als Lan plötzlich vor einem weißen Steingebäude anhielt, das einst doppelt so groß wie der Hirsch und Löwe gewesen war. Man konnte nicht mehr sagen, was es einst dargestellt hatte, als die Stadt bewohnt und groß gewesen war – vielleicht sogar eine Schenke. Von den oberen Stockwerken existierte nur noch ein hohles Gerüst. Durch die leeren Fensterlöcher – Holz und Glas waren lange schon verschwunden – konnte man den Nachmittagshimmel sehen, doch das Erdgeschoß schien stabil genug. *Wie alt mag das alles sein?* dachte Rand.

Moiraine, die ihre Hände immer noch auf dem Sattelhorn liegen hatte, betrachtete das Gebäude eingehend, bevor sie nickte. »Das wird gehen.«

Lan sprang aus dem Sattel und hob die Aes Sedai von ihrem Pferd herunter. »Bringt die Pferde hinein«, kommandierte er. »Sucht Euch einen Raum weiter hinten als Stall heraus. Los, Bauernjungen. Das ist nicht der Dorfplatz zu Hause!« Er verschwand mit der Aes Sedai auf den Armen nach drinnen. Nynaeve kletterte herunter und lief ihm nach. Sie hielt ihren Beutel mit Kräutern und Salben fest in der Hand. Egwene kam ihr sogleich nach. Sie ließen ihre Reittiere einfach stehen.

»Bringt die Pferde hinein«, äffte Thom spöttisch nach und pustete die Enden seines Schnurrbarts von seinen

Lippen. Er kletterte steif und langsam herab, rieb sich den Rücken und seufzte lang. Dann nahm er Aldiebs Zügel. »Na?« sagte er und zog eine Augenbraue hoch, wobei er Rand und seine Freunde auffordernd anblickte.

Sie beeilten sich beim Absteigen und trieben die restlichen Pferde zusammen. Der Torbogen, an dem kein Rest einer früheren Tür mehr hing, war mehr als groß genug, um die Tiere hindurchzubringen, sogar immer zwei nebeneinander.

Drinnen fanden sie einen riesigen Saal, so breit wie das ganze Gebäude, mit einem schmutzigen, geplättelten Fußboden und ein paar zerfetzten Wandbehängen, zu einem stumpfen, gleichmäßigen Braun verblaßt, die aussahen, als würden sie bei einer Berührung gleich zerfallen. Sonst nichts. Lan hatte in der nächstgelegenen Ecke für sich und Moiraine einen Lagerplatz mit ihren Umhängen als Unterlagen gerichtet. Nynaeve schimpfte über den Staub, kniete neben der Aes Sedai nieder und kramte in ihrem Beutel herum, den ihr Egwene aufhielt.

»Ich kann sie vielleicht nicht leiden, das mag schon stimmen«, sagte Nynaeve zu dem Behüter, als Rand, der Bela und Wolke führte, hinter Thom eintrat, »aber ich helfe jedem, der meine Hilfe braucht, ob ich ihn mag oder nicht.«

»Ich habe mich nicht beklagt, Seherin. Ich habe nur gesagt, Ihr sollt mit Euren Kräutern vorsichtig umgehen.«

Sie sah ihn aus den Augenwinkeln an. »Es ist nun mal so, daß sie meine Kräuter braucht, und Ihr ebenfalls.« Zu Beginn klang ihre Stimme bitter, doch dann nahm sie einen eher beißenden Tonfall an. »Es ist nun mal so, daß sie eben auch nur soviel und nicht mehr tun kann, selbst mit Ihrer Einen Macht, und sie hat schon soviel getan, wie sie nur

konnte, ohne zusammenzubrechen. Es ist nun mal so, Herr der Sieben Türme, daß Euer Schwert ihr jetzt nicht helfen kann, wohl aber meine Kräuter.«

Moiraine legte eine Hand auf Lans Arm. »Entspanne dich, Lan. Sie meint es nicht böse. Sie weiß es einfach nicht besser.« Der Behüter schnaubte verächtlich. Nynaeve hörte mit dem Herumkramen in ihrem Beutel auf und sah ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an, dann aber sprach sie Moiraine an. »Es gibt viele Dinge, die ich nicht weiß. Worum geht es hier?«

»Zum einen«, antwortete Moiraine, »brauche ich wirklich nur etwas Ruhe. Zum anderen stimme ich Euch zu. Eure Fähigkeiten und Euer Wissen werden uns mehr nützen, als ich dachte. Wenn Ihr nun noch etwas habt, was mich eine Stunde lang schlafen läßt, ohne daß ich einen schweren Kopf bekomme ...?«

»Ein schwacher Tee aus Fuchsschwanzgras, Marisin und ...«

Rand versäumte den Rest, als er Thom in einen zweiten Raum folgte, der genauso groß und noch leerer war als der erste. Hier gab es nur Staub, dicht und unberührt, bis sie kamen. Nicht einmal die Spuren von Vögeln oder Kleintieren waren auf dem Fußboden zu sehen.

Rand nahm Bela und Wolke die Sättel ab, Thom sattelte Aldieb und seinen Wallach ab und Perrin sein Pferd und Mandarb. Alle außer Mat. Er ließ seine Zügel mitten im Raum einfach fallen. Es gab außer der Tür, durch die sie eingetreten waren, noch zwei Ausgänge. »Eine Straße«, verkündete Mat, nachdem er den Kopf zum ersten hinausgestreckt hatte. Das konnten sie alle von ihren Standpunkten aus sehen. Die zweite Tür war nur ein schwarzes Rechteck in der hinteren Wand. Mat ging

langsam durch und kam viel schneller wieder zurück, wobei er sich lebhaft alte Spinnweben vom Haar streifte. »Da ist nichts drin«, sagte er und beäugte wieder die Gasse.

»Wirst du dich vielleicht mal um dein Pferd kümmern?« fragte Perrin. Er war bereits mit seinem fertig und hob gerade Mandarbs Sattel ab. Es war seltsam, aber der Hengst mit den wilden Augen machte bei ihm überhaupt keine Schwierigkeiten, obwohl er Perrin genau beobachtete. »Keiner wird das für dich erledigen.«

Mat blickte noch einmal zu der Gasse hinüber und wandte sich dann seufzend seinem Pferd zu. Als Rand Belas Sattel auf den Boden legte, bemerkte er, daß Mat nur trübsinnig in die Luft stierte. Seine Augen schienen tausend Meilen weit weg, und er bewegte sich nur ganz mechanisch.

»Bist du in Ordnung, Mat?« sagte Rand. Mat hob den Sattel von seinem Pferd und stand gedankenverloren da. »Mat? Mat!«

Mat erschrak und ließ beinahe den Sattel fallen. »Was? Oh! Ich ... Ich habe nur nachgedacht.«

»Nachgedacht?« höhnte Perrin von drüben her, wo er gerade Mandarbs Geschirr abschnallte. »Du hast geschlafen!«

Mat machte ein finsteres Gesicht. »Ich habe darüber nachgedacht, was ... was da hinten geschehen ist. Über diese Worte, die ich ...« Alle wandten sich ihm zu, nicht nur Rand, und er trat unsicher von einem Fuß auf den anderen. »Also, ihr habt ja gehört, was Moiraine sagte. Es ist, als habe irgendein toter Mann mit meiner Zunge gesprochen. Es gefällt mir nicht.« Seine Miene verfinsterte sich noch mehr, als Perrin lachte.

»Aemons Schlachtruf, sagte sie – richtig? Vielleicht ist

in dir Aemon wiedergeboren. So wie du immer über Emondsfeld herziehst, wie langweilig es dort ist, denke ich, das würde dir gefallen – ein König und wiedergeborener Held zu sein.«

»Sagt so etwas nicht!« Thom holte tief Luft. Jetzt sah jeder ihn an. »Das ist gefährliches, dummes Gerede! Die Toten können wiedergeboren werden oder einen lebenden Körper übernehmen, und das ist nichts, worüber man so leichthin sprechen darf.« Er holte noch mal tief Luft, um sich zu beruhigen, bevor er fortfuhr: »Das alte Blut, hat sie gesagt. Das Blut und kein toter Mann. Ich habe gehört, daß so was manchmal geschehen kann. Gehört, wie gesagt, aber ich dachte niemals im Ernst daran ... Es waren deine Wurzeln, Junge. Das geht zurück über deinen Vater zu deinem Großvater und geradewegs zu Manetheren und vielleicht noch weiter. Na ja, jetzt weißt du, daß deine Familie alt ist. Damit solltest du es bewenden lassen und einfach froh sein. Die meisten Leute wissen nicht viel mehr, als daß sie einen Vater hatten.«

Manche von uns können nicht einmal da sicher sein, dachte Rand bitter. *Vielleicht hatte die Seherin recht. Licht, ich hoffe, sie hatte recht.*

Mat nickte zu den Worten des Gauklers. »Ja, das denke ich auch. Nur ... glaubt Ihr, daß es etwas mit dem zu tun hat, was mit uns geschehen ist? Die Trollocs und alles? Ich meine ... ach, ich weiß gar nicht, was ich meine.«

»Ich glaube, du solltest es vergessen und dich darauf konzentrieren, heil aus allem rauszukommen.« Thom zog seine langstielige Pfeife aus einer Innentasche seines Umhangs. »Und ich glaube, ich werde ein wenig rauchen.« Er winkte mit der Pfeife in ihre Richtung und verschwand im vorderen Saal.

»Wir stecken alle gemeinsam in dieser Sache, und nicht einzeln«, sagte Rand zu Mat.

Mat schüttelte sich und lachte kurz und hart auf. »Richtig. Also, wenn wir schon von gemeinsamen Dingen reden: Jetzt sind wir ja mit den Pferden fertig, warum sollten wir dann nicht herumlaufen und ein bißchen mehr von dieser Stadt sehen? Eine richtige Stadt und keine Menschenmengen, wo man ständig angerempelt und getreten wird. Keiner, der uns von oben herab anschaut. Das Tageslicht wird sich noch eine, vielleicht auch zwei Stunden lang halten.«

»Vergißt du nicht die Trollocs?« fragte Perrin.

Mat schüttelte verächtlich den Kopf. »Lan sagte, sie kämen nicht hierher; erinnerst du dich nicht mehr? Du mußt auf das hören, was die Leute sagen.«

»Ich erinnere mich«, sagte Perrin. »Und ich pflege zuzuhören. Diese Stadt – Aridhol? – war ein Verbündeter von Manetheren. Siehst du? Ich höre zu.«

»Aridhol muß wohl während der Trolloc-Kriege die größte Stadt gewesen sein«, sagte Rand, »wenn die Trollocs sie immer noch fürchten. Sie hatten keine Angst, die Zwei Flüsse zu betreten, und Moiraine sagte, daß Manetheren – wie hat sie das ausgedrückt? – ein Dorn im Fuße des Dunklen Königs war.«

Perrin hob die Hände. »Erwähne bitte den Schäfer der Nacht nicht. Bitte!«

»Was meint ihr?« lachte Mat. »Gehen wir!«

»Wir sollten Moiraine erst fragen«, sagte Perrin, und Mat hob nun die Hände in einem Anfall von Verzweiflung. »Moiraine fragen? Denkst du, sie wird uns aus ihrer Sichtweite lassen? Und wie steht's mit Nynaeve? Blut und Asche, Perrin, warum willst du nicht auch noch Frau

Luhhan fragen, wenn du schon dabei bist?«

Perrin nickte zögernd, und Mat wandte sich grinsend an Rand. »Wie steht's mit dir? Eine richtige Stadt? Mit Palästen!« Er lachte hinterhältig. »Und keine Weißmäntel, die uns anstarren.«

Rand warf ihm einen spöttischen Blick zu, zögerte aber nur kurz. Diese Paläste hätten aus einer Gauklergeschichte stammen können. »Geht klar!«

Sie bewegten sich ganz leise, damit man sie in dem vorderen Saal nicht hören konnte, und verließen das Gebäude über die Gasse. Sie folgten ihr von der Vorderfront des Gebäudes bis zu einer Straße auf der anderen Seite. Sie gingen schnell, und als sie sich einen Häuserblock weit von dem weißen Steingebäude entfernt hatten, begann Mat plötzlich zu hüpfen und zu tanzen.

»Frei.« Er lachte. »Frei!« Er ging langsamer, bis er schließlich einen Kreis beschrieb und dabei alles um sich herum betrachtete und immer weiter lachte. Die Nachmittagsschatten erstreckten sich lang und gezackt, und die sinkende Sonne färbte die in Ruinen liegende Stadt golden. »Habt ihr euch je einen solchen Ort erträumt? Habt ihr das?«

Perrin lachte auch, aber Rand zuckte nur unangenehm berührt die Achseln. Das glich in nichts der Stadt aus seinem ersten Traum, doch trotzdem ... »Wenn wir noch etwas sehen wollen«, sagte er, »dann sollten wir losmarschieren. Es wird nicht mehr lange Tag sein.«

Mat wollte einfach alles sehen, so schien es jedenfalls, und er riß mit seiner Begeisterung die anderen mit. Sie kletterten über verstaubte Brunnen, deren Wasserbecken groß genug waren, um alle Emondsfelder auf einmal unterzubringen, liefen in Gebäude hinein und wieder

heraus, die sie ohne irgendein System per Zufall auswählten, aber es waren immer die größten, die sie finden konnten. Einiges verstanden sie, anderes nicht. Ein Palast war immer noch ein Palast, aber was konnte man mit einem Gebäude anfangen, das nur aus einer runden, weißen Kuppel bestand, außen so groß wie ein ganzer Hügel und mit einem riesenhaften Saal im Inneren? Und was sollte dieser von Mauern begrenzte Platz ohne Dach, groß genug, um ganz Emondsfeld darin unterzubringen, mit Reihe auf Reihe auf Reihe von Steinbänken außenherum?

Mat wurde ungeduldig, als sie nichts außer Staub, Schutt und farblosen Wandbehängen fanden, die bei der leisesten Berührung zerfielen. Einmal waren Holzstühle an einer Mauer aufgestapelt, doch als Perrin versuchte, einen davon aufzuheben, zerfielen sie alle.

Die Paläste mit ihren riesigen leeren Sälen – in einigen davon hätte man gut die Weinquellenschenke unterbringen können, und es wäre auf allen Seiten und nach oben hin noch genug Platz geblieben – ließen Rand oft an die Menschen denken, die sie einst bewohnt hatten. Er glaubte, daß alle Einwohner der Zwei Flüsse unter dieser runden Kuppel Platz gefunden hätten, und was den Ort mit den Steinbänken betraf ... Er konnte sich beinahe plastisch vorstellen, die Menschen in den Schatten zu erkennen, wie sie mißbilligend den drei Eindringlingen zusahen, die ihre Ruhe störten.

Schließlich wurde selbst Mat müde, auch wenn die Gebäude noch so beeindruckend waren, und er erinnerte sich daran, daß er in der Nacht zuvor nur eine Stunde lang geschlafen hatte. Alle begannen, sich daran zu erinnern. Gähnend saßen sie auf den Stufen vor einem hohen Gebäude, an dessen Vorderseite viele Reihen hoher

Steinsäulen aufgestellt waren, und stritten sich darüber, was sie als nächstes machen sollten.

»Zurückgehen«, sagte Rand, »und etwas schlafen.« Er hielt sich den Handrücken vor den Mund. Als er wieder zu sprechen in der Lage war, sagte er: »Schlafen. Das ist alles, was ich will.«

»Du kannst doch immer schlafen«, sagte Mat zielbewußt. »Schau mal, wo wir uns hier befinden. Eine Ruinenstadt. Schätze.«

»Schätze?« Perrins Kiefer knackten. »Hier gibt es keinen Schatz. Es gibt nichts als Staub.«

Rand hob die Hand an die Stirn, damit er nicht von der Sonne geblendet wurde, die wie ein roter Ball über den Dächern hing. »Es wird spät, Mat. Bald ist es dunkel.«

»Es könnte Schätze geben«, beharrte Mat tapfer. »Auf jeden Fall möchte ich auf einen der Türme steigen. Schaut mal den dort drüben an. Er ist unversehrt geblieben. Ich wette, von dort droben kann man meilenweit sehen. Was meint ihr?«

»Die Türme sind nicht sicher«, sagte eine Männerstimme hinter ihnen.

Rand sprang auf die Füße und wirbelte herum, wobei er sein Schwert am Griff packte. Die anderen waren genauso schnell. Ein Mann stand im Schatten unter den Säulen oben an der Treppe. Er trat einen halben Schritt vor, hob die Hand, um seine Augen zu schützen, und trat wieder zurück. »Vergebt mir«, sagte er weich. »Ich bin eine ganze Zeit drinnen im Dunkeln gewesen. Meine Augen sind noch nicht an das Licht gewöhnt.«

»Wer seid Ihr?« Rand hielt den Akzent des Mannes für eigenartig, sogar nach dem, was sie in Baerlon gehört hatten; er betonte einige Worte so seltsam, daß Rand sie

kaum verstehen konnte. »Was macht Ihr hier? Wir dachten, die Stadt sei leer.«

»Ich heiße Mordeth.« Er legte eine Pause ein, als erwarte er, daß sie den Namen erkannten. Als keiner von ihnen ein Anzeichen dafür zeigte, murmelte er etwas vor sich hin und fuhr fort: »Ich könnte Euch dasselbe fragen. Es ist schon lange niemand mehr in Aridhol gewesen. Lange, lange Zeit. Ich hätte nicht gedacht, daß ich auf der Straße drei junge Männer finde.«

»Wir sind auf dem Weg nach Caemlyn«, sagte Rand. »Wir sind hier geblieben, um uns ein Nachtquartier zu suchen.«

»Caemlyn«, sagte Mordeth langsam und rollte den Namen um seine Zunge herum. Dann schüttelte er den Kopf. »Ein Nachtquartier, sagt Ihr? Vielleicht schließt Ihr Euch mir an?«

»Ihr habt noch immer nicht gesagt, was Ihr hier macht«, sagte Perrin.

»Also, ich bin natürlich Schatzsucher.«

»Habt Ihr einen gefunden?« wollte Mat aufgeregt wissen.

Rand glaubte, Mordeth lächeln zu sehen, aber er konnte im Schatten nicht sicher sein. »Habe ich«, sagte der Mann. »Mehr als ich erwartete. Viel mehr. Mehr als ich wegtragen kann. Ich habe nicht erwartet, drei kräftige, gesunde junge Männer zu finden. Wenn Ihr mir helft, das, was ich wegtragen *kann*, zu meinen Pferden zu schleppen, könnt Ihr alle einen Teil des Rests bekommen. Soviel Ihr tragen könnt. Was ich auch zurücklasse, wird schnell weg sein, von einem anderen Schatzsucher weggeschleppt, bevor ich zurückkommen und es holen kann.«

»Ich habe euch gesagt, daß es an einem solchen Ort

Schätze geben muß«, rief Mat. Er schoß die Treppe hoch. »Wir werden Euch helfen, ihn zu tragen. Bringt uns nur dorthin.« Er und Mordeth gingen tiefer in die Schatten unter den Säulen hinein. Rand sah Perrin an. »Wir können ihn nicht allein lassen.« Perrin sah hinüber zu der sinkenden Sonne und nickte.

Sie gingen mißtrauisch die Treppe hoch. Perrin lockerte die Axt in seiner Gürtelschlaufe. Rand spannte die Hand um den Griff seines Schwertes. Mat und Mordeth warteten zwischen den Säulen. Mordeth hatte die Arme vor der Brust verschränkt, während Mat ungeduldig nach innen spähte.

»Kommt«, sagte Mordeth. »Ich zeige Euch den Schatz.« Er schlüpfte hinein, und Mat folgte ihm. Den anderen blieb nichts anderes übrig, als ebenfalls nachzukommen.

In dem Saal drinnen herrschte Düsternis, aber Mordeth wandte sich sofort zur Seite und betrat eine enge Treppe, die sich in vielen Windungen durch immer tiefere Dunkelheit nach unten zog. Schließlich ertasteten sie sich den Weg durch pechschwarze Nacht. Rand tastete mit einer Hand an der Wand entlang und war sich nie sicher, ob eine weitere Stufe kommen würde, bis sein Fuß sie schließlich fand. Selbst Mat fühlte sich nicht mehr wohl in seiner Haut. Man hörte es seiner Stimme an, als er sagte: »Es ist schrecklich dunkel hier unten.«

»Ja, ja«, antwortete Mordeth. Der Mann schien in der Dunkelheit überhaupt keine Probleme zu haben. »Unten gibt es Lichter. Kommt.«

Tatsächlich mündete die Wendeltreppe plötzlich in einen Korridor, der durch verstreute, qualmende Fackeln in Eisenhaltern an den Wänden trübe beleuchtet wurde. Im Licht der flackernden Fackeln hatte Rand erstmals

Gelegenheit, Mordeth, der ohne Unterbrechung weiterhastete, genauer zu betrachten. Er winkte ihnen zu, ihm zu folgen.

Er hatte etwas Eigenartiges an sich, dachte Rand, aber er konnte nicht genau sagen, was es war. Mordeth war ein gepflegter, etwas molliger Mann. Seine Augenlider waren halb geschlossen, und so schien es, als verstecke er sich hinter irgend etwas und blicke dahinter hervor. Er war klein und hatte eine vollständige Glatze, doch er ging einher, als sei er größer als sie alle. Seine Kleidung sah ganz sicher anders aus als jede, die Rand zuvor gesehen hatte. Enge schwarze Kniebundhosen und weiche rote Stiefel, deren Stulpen an den Knöcheln heruntergeschlagen waren. Eine lange, rote, mit Gold reich bestickte Weste und ein schneeweißes Hemd mit weiten Ärmeln. Die Enden seiner Manschetten hingen beinahe in Kniehöhe. Ganz bestimmt keine Kleidung, in der man eine Ruinenstadt nach Schätzen durchsucht. Aber das war es noch nicht einmal, was ihn so fremdartig wirken ließ. Dann mündete der Korridor in einen gekachelten Raum, und er vergaß alles Eigenartige, was er an Mordeth entdeckt hatte. Sein Keuchen glich dem seiner Freunde. Auch hier stammte das Licht von einigen Fackeln, die die Decke des Zimmers mit Ruß schwärzten und von jedem mehr als einen Schatten erzeugten, aber dieses Licht wurde tausendmal reflektiert von den Edelsteinen und dem Gold, die am Boden aufgehäuft lagen: Hügel von Münzen und Schmuck, Pokale und Teller und Platten, vergoldete, mit Edelsteinen verzierte Schwerter und Dolche, alles unachtsam hüfthoch aufgehäuft. Mit einem Aufschrei rannte Mat vor und fiel vor einem der Stapel auf die Knie nieder. »Säcke«, sagte er atemlos und steckte die Hände in all das Gold. »Wir

werden Säcke brauchen, um all das zu tragen.«

»Wir können nicht alles tragen«, sagte Rand. Er blickte sich hilflos um; alle Schmuckhändler, die während eines Jahres nach Emondsfeld kamen, hätten nicht ein Tausendstel auch nur eines dieser Stapel zusammenbringen können. »Nicht jetzt. Es ist fast dunkel.«

Perrin zog eine Axt heraus und warf nichtachtend die Goldketten zurück, die sich darum verwickelt hatten. Juwelen glitzerten an ihrem glänzend-schwarzen Griff, und die Doppelschneide war mit feinen Goldgravuren verziert. »Also morgen«, sagte er und schwang grinsend die Axt. »Moiraine und Lan werden uns verstehen, wenn wir ihnen das zeigen.«

»Ihr seid nicht allein?« fragte Mordeth. Er hatte sie an sich vorbeigelassen, als sie in die Schatzkammer stürzten, doch nun folgte er ihnen. »Wer ist noch bei Euch?«

Mat, dessen Arme tief in den Reichtümern vor ihm steckten, antwortete abwesend: »Moiraine und Lan. Und dann noch Nynaeve und Egwene und Thom. Er ist Gaukler. Wir reiten nach Tar Valon.«

Rand hielt die Luft an. Dann ließ ihn Mordeths Schweigen den Mann anblicken. Wut und Angst verzerrten Mordeths Gesicht. Seine Lippen öffneten sich und gaben die Zähne frei. »Tar Valon!« Er schüttelte geballte Fäuste nach ihnen. »Tar Valon! Ihr habt gesagt, Ihr wolltet nach diesem ... diesem ... Caemlyn reiten! Ihr habt mich angelogen!«

»Wenn Ihr immer noch wollt«, sagte Perrin zu Mordeth, »dann kommen wir morgen zurück und helfen Euch.« Vorsichtig legte er die Axt auf den Stapel juwelengeschmückter Schalen und Ringe und Ketten zurück. »Wenn Ihr wollt.«

»Nein. Das heißt ...« Schwer atmend schüttelte Mordeth den Kopf, als könne er sich nicht entscheiden. »Nehmt, was Ihr wollt. Außer ... außer ...«

Plötzlich war Rand klar, was ihn die ganze Zeit an dem Mann gestört hatte. Die verstreuten Fackeln in dem Korridor hatten jedem von ihnen einen Ring von Schatten verliehen, genau wie die Fackeln in der Schatzkammer. Nur ... Er war so entsetzt, daß er es laut aussprach: »Ihr habt keinen Schatten!«

Ein Pokal fiel mit lautem Krach aus Mats Hand.

Mordeth nickte, und zum erstenmal öffneten sich seine fleischigen Augenlider ganz. Sein schmales Gesicht erschien auf einmal eingefallen und hungrig. »Also.« Er richtete sich auf. Er schien nun größer als zuvor. »Die Entscheidung ist gefallen.« Plötzlich war aller Schein verschwunden. Mordeth schwoll wie ein Ballon an, verzerrte sich, der Kopf stieß an die Decke, die Schultern wurden von den Wänden aufgehalten, und so füllte er das eine Ende des Raums und schnitt ihnen den Fluchtweg ab. Mit eingefallenen Wangen und in einem starren Fauchen gebleckten Zähnen streckte er Hände nach ihnen aus, die groß genug waren, um den Kopf eines Mannes in ihnen zu halten.

Mit einem Schrei sprang Rand zurück. Seine Füße verfingen sich in einer Goldkette, und er stürzte zu Boden. Die Luft blieb ihm weg. Er versuchte, wieder zu Atem zu kommen, und gleichzeitig griff er nach seinem Schwert, wobei er seinen Umhang wegreißen mußte, der sich um die Scheide gewickelt hatte. Die Schreie seiner Freunde erfüllten den Raum, und dazu ertönte das Klappern von Goldtellern und Pokalen, die über den Fußboden rollten. Plötzlich gellte ein Schmerzensschrei in Rands Ohren.

Fast schon schluchzend brachte er es endlich fertig, tief Luft zu holen, gerade in dem Augenblick, als er auch das Schwert aus der Scheide gezogen hatte. Vorsichtig stand er auf und fragte sich, von welchem seiner Freunde der Schrei hergerührt hatte. Perrin sah ihn mit weit aufgerissenen Augen von der anderen Seite des Raums her an, wo er mit der Axt in seiner Hand kauerte, als wolle er einen Baum fällen. Mat blickte hinter der Seite eines Schatzhaufens hervor, und seine Hand umklammerte einen Dolch, den er aus dem Schatz herausgezogen hatte.

Etwas bewegte sich dort, wo der Schatten, den die Fackeln übriggelassen hatten, am tiefsten war. Sie fuhren alle herum. Es war Mordeth, der seine Knie an die Brust gezogen hatte und sich so weit wie möglich in die entfernteste Ecke drückte.

»Er hat uns betrogen«, keuchte Mat. »Es war alles eine Falle.«

Mordeth warf den Kopf zurück und schrie jammernd auf. Die Wände zitterten, und Staub rieselte herunter. »Ihr seid alle tot!« rief er. »Alle tot!« Und er sprang auf und hechtete durch den Raum.

Rands Unterkiefer klappte herab, und beinahe hätte er das Schwert fallen lassen. Als Mordeth durch die Luft schoß, streckte und verdünnte sich sein Körper wie eine Rauchfahne. So dünn wie ein Finger traf er auf einen Spalt zwischen den Kacheln an der Wand und verschwand darin. Ein letzter Schrei wehte noch durch den Raum, als er verschwand, und wurde langsam immer leiser, nachdem er weg war.

»Ihr seid alle tot!«

»Wir müssen hier raus«, sagte Perrin schwach. Er festigte seinen Griff um den Axtstiel und bemühte sich,

gleichzeitig in alle Richtungen zu sehen. Goldzierat und Edelsteine knirschten unbeachtet unter seinen Füßen.

»Aber der Schatz«, protestierte Mat. »Wir können ihn nicht einfach so liegen lassen.«

»Ich will nichts davon«, sagte Perrin, der sich immer noch von einer Seite zur anderen drehte. Er erhob die Stimme und schrie die Wände an:

»Es ist Euer Schatz, hört Ihr mich? Wir nehmen nichts davon mit!«

Rand sah Mat zornig an. »Willst du, daß er uns nachkommt? Oder willst du hier warten und dir die Taschen vollstopfen, bis er mit zehn anderen von seiner Sorte zurückkommt?«

Mat deutete auf all das Gold und die Edelsteine. Bevor er jedoch etwas sagen konnte, packte Rand einen seiner Arme und Perrin den anderen. Sie zerrten ihn aus dem Raum. Mat wehrte sich und rief etwas über den Schatz.

Bevor sie auch nur zehn Schritte den Gang hinunter getan hatten, erlosch das sowieso trübe Licht hinter ihnen allmählich. Die Fackeln in der Schatzkammer gingen aus. Mat hörte auf zu schreien. Sie beschleunigten ihre Schritte. Die erste Fackel außerhalb der Schatzkammer ging aus, dann die nächste. Als sie die Wendeltreppe erreicht hatten, mußten sie Mat nicht mehr zerren. Sie rannten alle, und hinter ihnen schloß sich die Dunkelheit. Sogar die pechschwarze Dunkelheit an der Treppe ließ sie keinen Moment zögern. Dann rannten sie hoch und schrien mit aller Kraft. Sie schrien, um alles wegzuscheuchen, was dort auf sie warten mochte, und um sich selbst daran zu erinnern, daß sie noch immer lebten.

Sie rannten in den Saal oben, rutschten und stürzten auf dem staubigen Marmorboden, krabbelten zwischen den

Säulen hindurch nach draußen und landeten in einem aufgeschürften Gewirr auf der Straße. Rand befreite sich und hob Tams Schwert vom Pflaster auf, wobei er sich mißtrauisch umblickte. Weniger als die halbe Sonnenscheibe zeigte sich noch über den Dächern. Schatten griffen wie dunkle Hände nach ihnen, erschienen im noch vorhandenen Licht noch dunkler. Sie füllten die Straße. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Die Schatten sahen wie Mordeth aus, als griffe er nach ihnen. »Wenigstens sind wir draußen.« Mat stand auf und klopfte sich in einer zittrigen Imitation seiner üblichen Geste den Staub aus der Kleidung. »Und zumindest ich ...«

»Tatsächlich?« fragte Perrin.

Rand wußte, daß es diesmal nicht seine Einbildung war. Sein Nacken prickelte. Irgend etwas beobachtete sie aus dem Schatten der Säulen heraus. Er fuhr herum und betrachtete die Gebäude auf der anderen Straßenseite. Auch von dort her konnte er Blicke auf sich ruhen fühlen. Sein Griff um den Schwertknauf festigte sich, obwohl er sich fragte, was das wohl bringen würde. Von überall her schienen sie beobachtet zu werden. Die anderen sahen sich mißtrauisch um; er wußte, daß auch sie dasselbe fühlten.

»Wir bleiben in der Straßenmitte«, sagte er heiser. Sie suchten seinen Blick und sahen dabei genauso verängstigt aus, wie er sich fühlte. Er schluckte schwer. »Wir bleiben in der Straßenmitte, halten uns soweit wie möglich von den Schatten fern und gehen schnell.«

»Gehen sehr schnell«, stimmte ihm Mat leidenschaftlich zu.

Die Beobachter folgten ihnen. Oder aber es gab große Mengen an Beobachtern, denn aus beinahe jedem Gebäude wurden sie von vielen Augen angestarrt. Rand konnte beim

besten Willen keine Bewegung entdecken, aber er fühlte die Augen, gierige, hungrige Augen. Er wußte nicht, was schlimmer war: Tausende von Augen oder nur wenige, die ihnen folgten.

An offenen Stellen, wo der Sonnenschein sie noch erreichte, gingen sie etwas langsamer, allerdings nur ein wenig, und blinzelten nervös in die Dunkelheit, die fortwährend vor ihnen lag. Keiner von ihnen hatte es eilig, in die Schatten zu treten; keiner war sich ganz sicher, ob nicht doch etwas dort auf sie lauerte. Wann immer Schatten die ganze Straße bedeckten und ihren Weg versperrten, war die Vorfreude der Beobachter beinahe greifbar zu spüren. Sie rannten schreiend über diese dunklen Stellen. Rand bildete sich ein, trockenes, raschelndes Lachen zu hören.

Endlich – die Dämmerung neigte sich schon ihrem Ende zu – kam das weiße Steingebäude in Sicht, das sie scheinbar vor Tagen verlassen hatten. Plötzlich waren die Augen der Beobachter weg. Von einem Schritt auf den anderen verschwanden sie in einem Wimpernschlag.

Wortlos begann Rand zu laufen, von seinen Freunden gefolgt, und dann rannten sie aus Leibeskräften, bis sie durch die Tür hetzten und schnaufend zusammensanken.

Mitten auf dem geplättelten Fußboden brannte ein kleines Feuer. Der Rauch verschwand durch ein Loch in der Decke, und zwar auf solche Weise, daß es Rand unangenehm an Mordeth erinnerte. Alle außer Lan waren da und um das Feuer herum versammelt. Ihre Reaktionen unterschieden sich allerdings erheblich. Egwene, die sich die Hände am Feuer wärmte, erschrak, als die drei in den Raum platzten. Sie umklammerte erschrocken ihren Hals, aber als sie sah, wer es war, verdarb ein Seufzer der Erleichterung ihren Versuch eines tödlich wirkenden

Blickes. Thom murmelte nur etwas mit der Pfeife im Mund, doch Rand konnte das Wort ›Narren‹ heraushören, bevor der Gaukler wieder dazu zurückkehrte, mit einem Stock in den Flammen herumzustochern.

»Ihr wollköpfigen Nichtsnutze!« schimpfte die Seherin. Sie schien von Kopf bis Fuß Funken zu sprühen, ihre Augen glitzerten, und auf ihren Wangen glühten dicke rote Flecken. »Warum, zum Licht noch mal, seid ihr so davongerannt? Stimmt's bei euch noch da oben? Habt ihr überhaupt kein Hirn mehr? Lan sucht jetzt nach euch, und ihr habt mehr Glück, als ihr verdient, wenn er euch bei seiner Rückkehr nicht die Vernunft in eure dicken Schädel prügelt!«

Das Gesicht der Aes Sedai verriet überhaupt keine Erregung, aber bei ihrem Anblick hatten sich die in ihr Kleid verkrampften Hände gelöst. Was Nynaeve ihr auch gegeben haben mochte, hatte geholfen, denn sie war wieder auf den Beinen. »Das hättet ihr nicht tun sollen«, sagte sie mit einer Stimme, die so klar und ruhig klang wie Oberfläche eines Sees im Wasserwald. »Wir werden später darüber sprechen. Dort draußen muß etwas geschehen sein, denn sonst würdet ihr nicht so über die eigenen Füße stolpern. Was war los?«

»Ihr habt gesagt, wir seien in Sicherheit«, beklagte sich Mat, wobei er sich wieder hochrappelte. »Ihr sagtet, Aridhol war ein Verbündeter von Manetheren und die Trollocs würden nicht in die Stadt kommen und ...«

Moiraine trat so unvermittelt einen Schritt vor, daß Mat seinen Redefluß mit offenem Mund abbrach und Rand und Perrin mitten in der Bewegung des Aufstehens innehielten, der eine noch gebückt und der andere auf den Knien. »Trollocs? Habt ihr Trollocs innerhalb der Mauern

gesehen?«

Rand schluckte. »Keine Trollocs«, sagte er, und dann begannen alle drei auf einmal, aufgeregt durcheinanderzusprechen.

Jeder begann an einem anderen Punkt. Mat erzählte zuerst davon, wie sie den Schatz gefunden hatten, und es klang fast so, als sei es allein sein Verdienst gewesen. Perrin erklärte zuerst, warum sie sich anfangs davongestohlen hatten, ohne jemandem Bescheid zu sagen. Rand kam gleich zu dem Punkt, der ihm wichtig erschien. Er berichtete von ihrem Treffen mit dem Fremden unter den Säulen. Aber sie waren alle derart erregt, daß keiner die richtige Reihenfolge einhielt. Wann immer einem von ihnen etwas einfiel, sprudelte er es heraus, ohne darauf zu achten, was davor oder danach kam oder wer was sagte. Die Beobachter. Sie stammelten alle etwas von Beobachtern.

Die ganze Erzählung wirkte ziemlich zusammenhanglos, aber ihre Furcht wurde trotzdem deutlich. Egwene begann, unsicher zu den leeren Fenstern an der Straßenseite hinüberzublicken. Dort draußen verblaßten die letzten Reste der Dämmerung; das Feuer erschien ihnen nun sehr klein und düster. Thom nahm die Pfeife aus dem Mund und lauschte mit düsterer Miene und geneigtem Kopf. Moiraines Augen sahen besorgt drein, aber nicht zu sehr. Bis ...

Plötzlich zischte die Aes Sedai und packte Rands Ellenbogen ganz fest. »Mordeth! Bist du sicher, daß er so hieß? Ihr müßt euch alle jetzt ganz sicher sein. Mordeth?«

Sie murmelten im Chor ihr ›Ja‹, durch die Erregung der Aes Sedai erschreckt.

»Hat er euch berührt?« fragte sie. »Hat er euch irgend

etwas gegeben, oder habt ihr etwas für ihn getan? Ich muß das wissen!«

»Nein«, sagte Rand. »Niemand. Nichts von alledem.«

Perrin nickte zustimmend und fügte hinzu: »Alles, was er versuchte, war, uns umzubringen. Ist das nicht genug? Er schwoll an, bis er den halben Raum ausfüllte, schrie, wir seien alle tote Männer, und verschwand dann.« Er zeigte es mit einer Handbewegung an. »Wie Rauch.« Egwene kreischte auf. Mat drehte sich gereizt ab. »Sicher, habt Ihr gesagt! All das Gerede, die Trollocs kämen nicht hierher. Was sollten wir denn sonst denken?«

»Offensichtlich habt ihr überhaupt nicht gedacht«, sagte sie wieder ganz kühl und beherrscht. »Jeder mit ein bißchen Verstand würde sich an einem Ort vorsehen, den selbst Trollocs aus Angst nicht zu betreten wagen.«

»Mats Verdienst«, sagte Nynaeve mit Sicherheit in der Stimme. »Er überredet sie immer zu irgendwelchem Blödsinn, und die anderen schalten das bißchen Verstand, das sie haben, ab, wenn sie bei ihm sind.«

Moiraine nickte kurz, doch ihre Augen ruhten weiter auf Rand und seinen beiden Freunden. »Gegen Ende der Trolloc-Kriege lagerte eine Armee in diesen Ruinen – Trollocs, Schattenfreunde, Myrddraal, Schattenlords, viele Tausende. Als sie nicht mehr herauskamen, schickte man Kundschafter hinter die Mauern. Die Kundschafter fanden Waffen, Teile von Rüstungen und überall Blutspritzer. Und Botschaften in der Trolloc-Sprache, die in die Wände gekratzt waren, Gebete an den Dunklen König, er möge ihnen in ihrer letzten Stunde helfen. Männer, die später dorthin kamen, fanden keine Spur mehr von Blut oder von den Botschaften. Alles war entfernt worden. Halbmenschen und Trollocs denken noch immer daran. Das hält sie von

diesem Ort fern.«

»Und den habt Ihr erwählt, um uns zu verstecken?« fragte Rand ungläubig. »Wir wären sicherer dort draußen bei dem Versuch, ihnen davonzulaufen.«

»Wenn ihr nicht davongerannt wärt«, sagte Moiraine geduldig, »hättet ihr erfahren, daß ich um dieses Gebäude herum Amulette plaziert habe. Ein Myrddraal würde noch nicht einmal wissen, daß sich diese Amulette hier befinden, denn sie sollen eine andere Form des Bösen aufhalten, aber was sich hier in Shadar Logoth befindet, wird sie nicht überschreiten oder ihnen auch nur nahe kommen. Am Morgen wird es sicher genug sein, daß wir gehen können – diese Dinge können das Sonnenlicht nicht ertragen. Sie werden sich tief in der Erde verstecken.«

»Shadar Logoth?« sagte Egwene unsicher. »Ich glaubte, Ihr hättet gesagt, diese Stadt hieße Aridhol.«

»Einst wurde sie Aridhol genannt«, antwortete Moiraine, »und war eine der Zehn Nationen, der Länder des Zweiten Paktes, der Länder, die sich von den ersten Tagen nach der Zerstörung der Welt an gegen den Dunklen König stellten. In den Tagen, da Thorin al Toren al Ban König von Manetheren war, war Balwen Mayel, Balwen Eisenhand, König von Aridhol. Im Aufdämmern der Verzweiflung während der Trolloc-Kriege schien es, daß der Vater der Lügen sicher gewinnen würde, und in jener Zeit kam ein Mann namens Mordeth an Balwens Hof.«

»Derselbe Mann?« rief Rand, und Mat sagte: »Das kann nicht sein!« Ein Blick Moiraines brachte sie zum Schweigen. Stille erfüllte den Raum, und die Stimme der Aes Sedai erklang wieder. »Mordeth war noch nicht lange in der Stadt, da lieh ihm der König sein Ohr, und bald war er der zweite Mann im Staat nach Balwen. Mordeths

Stimme war wie Gift für Balwen, und Aridhol veränderte sich allmählich. Aridhol zog sich in sich selbst zurück und verhärtete. Man sagte, viele sähen noch lieber Trollocs kommen als die Männer aus Aridhol. Der Sieg des Lichts ist alles, was zählt. Das war der Schlachtruf, den Mordeth ihnen mitgab, und die Männer von Aridhol schrien ihn hinaus, während ihre Taten dem Licht Hohn sprachen.

Die Geschichte ist zu lang, um sie ganz zu erzählen, und auch zu grausig. Nur Bruchstücke davon sind bekannt, sogar in Tar Valon. Wie Thorins Sohn Caar kam, um Aridhol wieder für den Zweiten Pakt zurückzugewinnen, und wie Balwen auf seinem Thron saß, eine ausgelaugte Hülle mit dem Licht des Wahnsinns, das aus den Augen leuchtete, wie er lachte und Mordeth an seiner Seite lächelte und den Tod Caars und der Abgesandten als Freunde der Dunkelheit befahl. Wie Prinz Caar den Namen Caar Einhand erhielt. Wie er aus den Verließen von Aridhol entkam und allein in die Grenzlande flüchtete mit Mordeths unnatürlichen Mördern auf den Fersen. Wie er dort Rhea traf, die nicht wußte, wer er war, und sie heiratete und damit den Faden in das Muster verwebte, der zu seinem Tod durch ihre Hand und zu ihrem eigenen durch ihre Tat vor seiner Gruft führte, und zum Fall von Alethloriel. Wie die Armee von Manetheren anrückte, um Caar zu rächen, und die Tore von Aridhol niedergerissen fand, kein Leben mehr in seinen Mauern, aber dafür etwas, das schlimmer war als der Tod. Kein Feind war nach Aridhol gekommen, Aridhol hatte sich selbst zerstört. Aus Mißtrauen und Haß war etwas geboren worden, das die verzehrte, die es erschaffen hatten, und das im Muttergestein unter der Stadt lebte. Mashadar wartet immer noch dort und ist hungrig. Die Menschen sprachen

nicht mehr von Aridhol. Sie nannten es Shadar Logoth, den Ort An-Dem-Der-Schatten-Wartet, oder einfacher: Wartende Schatten.

Nur Mordeth wurde nicht von Mashadar verzehrt, doch er wurde von ihm in die Falle gelockt, und so hat auch er in diesen Mauern jahrhundertelang gewartet. Andere haben ihn gesehen. Einige hat er durch Geschenke beeinflußt, die den Verstand verdrehen und den Geist verderben. Diese Verderbnis nimmt zu und scheint wieder zu verschwinden, wieder und wieder, bis sie herrscht ... oder tötet. Wenn er jemanden dazu bringt, ihn zu den Mauern zu begleiten, zur Grenze von Mashadars Machtbereich, ist er in der Lage, die Seele dieser Person zu verzehren. Mordeth kann dann die Stadt im Körper dessen verlassen, den er nicht nur einfach getötet hat, um wieder Unheil in der Welt anzurichten.«

»Der Schatz«, stammelte Perrin, als sie schwieg. »Er wollte, daß wir ihm helfen, den Schatz zu seinen Pferden zu tragen.« Sein Gesicht trug einen gequälten Ausdruck. »Ich wette, sie sollten irgendwo außerhalb der Stadt angeblich auf ihn warten.« Rand lief es kalt den Rücken hinunter. »Aber jetzt sind wir sicher, nicht wahr?« fragte Mat. »Er hat uns nichts gegeben und uns auch nicht berührt. Wir sind durch die Amulette, die Ihr hinterlassen habt, in Sicherheit, ja?«

»Wir sind sicher«, stimmte Moiraine zu. »Er kann die Abwehrlinie nicht überschreiten, genau wie die anderen Bewohner dieses Orts. Und sie müssen sich vor dem Sonnenlicht hüten, so daß wir hier gefahrlos weg können, sobald es Tag ist. Versucht jetzt zu schlafen. Die Amulette werden uns beschützen, bis Lan zurückkehrt.«

»Er ist aber schon lange weg.« Nynaeve blickte besorgt

in die Nacht hinaus. Es war jetzt vollkommen dunkel – pechschwarz.

»Lan geht es gut«, sagte Moiraine beruhigend und breitete ihre Decken beim Sprechen neben dem Feuer aus. »Für ihn wurde ein Gelübde abgelegt, daß er gegen den Dunklen König kämpfen müsse, noch bevor er die Wiege verließ. Ein Schwert wurde in seine Kinderhände gelegt. Außerdem wüßte ich es im selben Augenblick, wenn er stirbt, und auch, *wie* er ums Leben kommt. Genauso wüßte er es von mir. Ruhe dich jetzt aus, Nynaeve. Alles wird gut.« Doch als sie sich in die Decken rollte, hielt sie einen Moment lang inne und blickte auf die Straße hinaus, als hätte auch sie gern gewußt, was den Behüter so lange aufhielt.

Rands Arme und Beine waren bleischwer, und seine Augen wollten sich immer wieder von allein schließen, und doch dauerte es eine Weile, bis er einschlief, und als es soweit war, träumte er, redete im Schlaf und strampelte seine Decken weg. Er erwachte dann ganz unvermittelt und sah sich einen Augenblick lang um, bevor er sich daran erinnerte, wo er sich befand. Der Mond stand am Himmel. Es war die letzte dünne Sichel vor dem Neumond. Die Nacht besiegte seinen schwachen Schein. Alle anderen schliefen noch, wenn auch manche recht unruhig. Egwene und seine beiden Freunde wälzten sich herum und murmelten kaum hörbar im Schlaf. Thoms Schnarchen, ausnahmsweise einmal leise, wurde von Zeit zu Zeit durch halbgeformte Worte unterbrochen. Es war immer noch keine Spur von Lan zu sehen.

Plötzlich hatte er ein Gefühl, als seien die Amulette überhaupt kein Schutz. *Alles* konnte sich dort draußen in der Dunkelheit herumtreiben. Er sagte sich, das sei

närrisch, und legte frisches Holz auf die letzten Kohlen des Feuers. Es war zu klein, um viel Wärme abzugeben, aber es erzeugte mehr Licht.

Er hatte keine Ahnung, was ihn aus seinem unangenehmen Traum gerissen hatte. Er war wieder ein kleiner Junge gewesen, der Tams Schwert trug und dem man eine Wiege auf den Rücken geschnallt hatte, und er rannte durch leere Straßen, von Mordeth verfolgt, und der schrie, er wolle nur seine Hand. Und dann war da noch ein alter Mann gewesen, der hatte sie beobachtet und die ganze Zeit wie ein Verrückter gelacht.

Er zog seine Decken zurecht, legte sich wieder hin und blickte die Decke an. Er hätte so gerne geschlafen, selbst auf die Gefahr hin, noch mehr solche Träume wie den letzten zu erleben, doch er konnte einfach die Augen nicht schließen.

Plötzlich trat der Behüter leise aus der Dunkelheit in den Saal. Moiraine erwachte und setzte sich auf, als habe er eine Glocke geläutet. Lan öffnete die Hand; drei kleine Gegenstände fielen vor ihr auf die Fußbodenplatten. Das Klicken ihres Aufpralls hörte sich nach Eisen an. Es waren drei blutrote Abzeichen in Form gehörnter Schädel.

»Es sind Trollocs innerhalb der Stadtmauern«, sagte Lan. »Sie werden in wenig mehr als einer Stunde hier sein. Und die Dha'vol sind die schlimmsten unter ihnen.« Er weckte die anderen auf.

Moiraine fing ungerührt an, ihre Decken zusammenzufalten. »Wie viele? Wissen sie, daß wir hier sind?« Sie klang, als habe sie es gar nicht eilig.

»Ich glaube nicht«, antwortete Lan. »Es sind gut hundert, und sie haben solche Angst, daß sie alles töten würden, was sich bewegt, einschließlich anderer Trollocs.

Die Halbmenschen müssen sie mühsam vorwärts treiben – vier, um nur eine Handvoll zu befehligen –, und selbst die Myrddraal scheinen sich nichts sehnlicher zu wünschen, als die Stadt so schnell wie möglich zu durchqueren und dann wieder zu verlassen. Sie weichen nicht von ihrem eingeschlagenen Weg ab, um nach uns zu suchen, und sie sind so nachlässig! Wenn sie nicht geradewegs auf uns zumarschierten, würde ich sagen, wir müßten uns keinerlei Sorgen machen.« Er zögerte.

»Gibt es noch etwas?«

»Nur soviel«, sagte Lan bedächtig. »Die Myrddraal zwangen die Trollocs in die Stadt hinein. Was hat die Myrddraal gezwungen?«

Alle hatten schweigend gelauscht. Jetzt fluchte Thom leise vor sich hin, und Egwene hauchte eine Frage: »Der Dunkle König?«

»Sei kein Narr, Mädchen«, fauchte Nynaeve. »Der Dunkle König liegt in Shayol Ghul in Ketten, wo ihn der Schöpfer gefangennahm.«

»Im Augenblick jedenfalls«, stimmte Moiraine zu. »Nein, der Vater der Lügen ist nicht dort draußen, aber wir müssen in jedem Fall fort.«

Nynaeve blickte sie scharf an. »Den Schutz der Amulette verlassen und Shadar Logoth bei Nacht durchqueren.«

»Oder hier bleiben und uns den Trollocs stellen«, sagte Moiraine. »Sie von hier fernzuhalten, das könnte nur mit Hilfe der Einen Macht geschehen. Das würde die Amulette zerstören und genau das anlocken, wogegen sie uns schützen sollen. Außerdem könnten wir dann gleich auf einem der Türme ein Leuchtfeuer entzünden, das jeder Halbmensch auf zwanzig Meilen Umkreis sieht. Ich renne

nicht gern weg, doch wir sind die Hasen, und die Hunde bestimmen die Jagd.«

»Was ist, wenn außerhalb der Mauern noch mehr warten?« fragte Mat. »Was machen wir dann?«

»Wir werden uns an meinen ursprünglichen Plan halten«, sagte Moiraine. Lan sah sie an. Sie hob eine Hand und fügte hinzu: »Ich war nur zu müde, um mich vorher schon daran zu halten. Aber nun bin ich dank der Seherin ausgeruht. Wir machen uns auf den Weg zum Fluß. Dort wird uns das Wasser den Rücken decken, und ich kann ein kleineres Amulett anfertigen, das die Trollocs und Halbmenschen abhält, bis wir Flöße gebaut und den Fluß überquert haben. Oder was noch besser wäre: Vielleicht können wir uns einem Händlerboot bemerkbar machen, das von Saldaea herunterkommt, und mitfahren.«

Die Gesichter der Emondsfelder drückten Unverständnis aus. Lan bemerkte das.

»Trollocs und Myrddraal verabscheuen tiefes Wasser. Trollocs haben schreckliche Angst davor. Keiner von ihnen allen kann schwimmen. Ein Halbmensch watet höchstens durch hüfthohes Wasser, vor allem, falls eine Strömung herrscht. Trollocs machen noch nicht einmal das, wenn sie es vermeiden können.«

»Also sind wir in Sicherheit, sobald wir über den Fluß kommen«, sagte Rand, und der Behüter nickte.

»Die Myrddraal werden beinahe genauso große Schwierigkeiten damit haben, die Trollocs Flöße bauen zu lassen, wie damit, sie nach Shadar Logoth hineinzubringen, und wenn sie trotzdem versuchen, sie auf diesem Weg über den Arinelle zu bringen, dann läuft ihnen die Hälfte weg, und der Rest wird vermutlich ertrinken.«

»Auf die Pferde«, sagte Moiraine. »Wir sind noch nicht

über den Fluß.«

KAPITEL 20

Wie Staub im Wind

Als sie das weiße Steingebäude auf ihren nervös tänzelnden Pferden verließen, kam der eisige Wind in Böen, seufzte über die Dächer, peitschte Umhänge wie Flaggen und trieb dünne Wolkenfetzen über die feine Sichel des Mondes. Nach einem leisen Befehl, nahe beieinander zu bleiben, führte Lan sie die Straße hinunter an. Die Pferde bewegten sich unruhig und zogen an ihren Zügeln. Sie wollten schnell weg von diesem Ort.

Rand lugte mißtrauisch hinauf zu den Gebäuden, an denen sie vorbeikamen. Sie ragten hoch in die Nacht hinein, und ihre leeren Fenster wirkten wie die Augenhöhlen eines Schädels. Schatten schienen sich zu bewegen. Gelegentlich hörte man etwas klappern – Schutt, den der Wind zum Abrutschen gebracht hatte. *Wenigstens sind die Augen weg.* Es war nur eine kurze Erleichterung, die er da spürte. *Warum sind sie weg?*

Thom und die Emondsfelder hielten sich dicht beieinander. Sie waren sich so nahe, daß sie sich fast berühren konnten. Egwenes Schultern waren eingezogen, als bemühe sie sich, den Hufschlag Belas auf dem Pflaster noch leichter zu machen. Rand hätte am liebsten gar nicht geatmet. Geräusche könnten die Aufmerksamkeit auf sie lenken. Plötzlich wurde ihm klar, daß sich vor ihnen eine Lücke aufgetan hatte, die sie von dem Behüter und der Aes Sedai trennte. Die beiden waren nur als undeutliche Gestalten gute dreißig Schritte vor ihnen zu erkennen.

»Wir bleiben zurück«, murmelte er und klatschte mit den Stiefeln auf Wolkes Flanken, um diesen zu einer schnelleren Gangart zu bewegen. Ein dünner, silbergrauer Nebelfaden trieb in geringer Höhe über die Straße vor ihm. »Halt!« Das kam als ein unterdrückter Schrei von Moiraine, scharf und dringlich, aber so gehalten, daß er nicht weit hörbar war.

Unsicher hielt er Wolke an. Der Nebelsplitter lag nun quer über der Straße und wurde langsam dicker, als quölle immer mehr davon aus den Gebäuden zu beiden Seiten der Straße. Jetzt war er so dick wie der Arm eines ausgewachsenen Mannes. Wolke wieherte leise und versuchte, nach hinten auszuweichen, während Egwene und Thom und die anderen sie einholten. Auch ihre Pferde warfen die Köpfe hoch und wehrten sich dagegen, dem Nebel zu nahe zu kommen.

Lan und Moiraine ritten langsam auf den Nebel zu, der mittlerweile so stark wie ein Bein geworden war, und hielten dann auf der gegenüberliegenden Seite in einigem Abstand an. Die Aes Sedai betrachtete den Nebelarm, der sie trennte, ganz genau. Rand zuckte nervös, als sich zwischen seinen Schulterblättern ein Juckreiz, wohl aus Angst, bemerkbar machte. Der Nebel wurde von einem schwachen Leuchten umgeben, dessen Helligkeit zunahm, als der neblige Tentakel fetter wurde. Aber das Leuchten war trotzdem nicht viel stärker als der Mondschein. Die Pferde waren unruhig; sogar Aldieb und Mandarb.

»Was ist das?« fragte Nynaeve.

»Das Böse an Shadar Logoth«, antwortete Moiraine. »Mashadar. Es sieht nichts, denkt nicht und bewegt sich genauso ziellos durch die Stadt wie ein Wurm sich durch den Boden bohrt. Wenn es dich berührt, mußt du sterben.«

Rand und die anderen ließen schnell ihre Pferde ein paar Schritte rückwärtstänzeln, aber nicht zu weit. So sehr sich Rand auch wünschte, die Aes Sedai los zu sein: Verglichen mit dem, was da vor ihnen lag, wirkte sie wie ein Hort der Sicherheit.

»Wie sollen wir dann zu Euch hinüberkommen?« fragte Egwene. »Könnt Ihr es töten ... den Weg freimachen?«

Moiraines Lachen klang bitter und war kurz. »Mashadar ist riesengroß, Mädchen, so groß wie Shadar Logoth selbst. Der ganze Weiße Turm könnte es nicht töten. Wenn ich es in dem Maße verletze, wie es nötig ist, um Euch herüberkommen zu lassen, dann würde die verbrauchte Menge der Einen Macht wie ein Signalfeuer die Halbmenschen anlocken. Und Mashadar würde herbeistürzen, um den Schaden, den ich angerichtet hätte, zu heilen und uns vielleicht in seinem Netz zu fangen.«

Rand tauschte einen Blick mit Egwene und stellte dann ihre Frage nochmals. Moiraine seufzte, bevor sie antwortete.

»Es gefällt mir nicht, aber was sein muß, muß sein. Dieses Ding wird sich nicht überall oben aufhalten. Andere Straßen sollten frei sein. Seht Ihr diesen Stern?« Sie drehte sich im Sattel herum und deutete auf einen roten Stern, der sich in niedriger Höhe am Osthimmel zeigte. »Haltet auf diesen Stern zu, und er wird Euch zum Fluß führen. Was auch geschieht, ihr müßt versuchen, den Fluß zu erreichen. Reitet so schnell Ihr könnt, doch macht vor allem keinen Lärm. Die Trollocs sind auch noch da, denkt daran. Und vier Halbmenschen.«

»Aber wie finden wir Euch wieder?« wandte Egwene ein.

»Ich werde Euch finden«, sagte Moiraine. »Ihr könnt

sicher sein, daß ich Euch finden kann. Jetzt reitet los. Dieses Ding hat wohl überhaupt keinen Verstand, aber es kann die Anwesenheit von Futter fühlen.« Tatsächlich hatten sich silbergraue Fäden aus dem größeren Nebelkörper gelöst. Sie trieben, die Richtung ständig wechselnd, durch die Luft wie die Tentakel eines Hundertarms am Grund eines Wasserwald-Teiches.

Als Rand von dem dicken Strang durchscheinenden Nebels aufblickte, waren der Behüter und die Aes Sedai fort. Er leckte sich die Lippen und sah seinen Gefährten in die Augen. Sie waren genauso nervös wie er. Und noch schlimmer: Sie schienen alle darauf zu warten, daß einer von ihnen die Führung übernahm. Nacht und Ruinen umgaben sie. Dort draußen irgendwo waren die Blassen und die Trollocs; vielleicht schon hinter der nächsten Ecke. Die Nebel-Tentakel trieben heran, waren schon auf halbem Weg zu ihnen und suchten nicht länger. Sie hatten ihre Beute ausgemacht. Plötzlich vermißte er Moiraine sehr.

Alle saßen immer noch auf den Pferden und beobachteten und fragten sich, welchen Weg sie wählen sollten. Er drehte Wolke um, und der Graue verfiel in einen leichten Trab. Er wehrte sich gegen die Zügel und wollte schneller rennen. Als habe ihn die Tatsache, daß er die Initiative ergriffen hatte, zu ihrem Anführer gemacht, folgten ihm alle.

Da Moiraine nicht dabei war, hatten sie niemanden, der sie beschützen konnte, sollte Mordeth wieder auftauchen. Und die Trollocs. Und ... Rand zwang sich dazu, nicht mehr nachzugrübeln. Er würde dem roten Stern folgen. An den Gedanken konnte er sich klammern.

Dreimal mußten sie umkehren und sich einen neuen Weg suchen. Jedesmal war eine Straße komplett durch

einen Schutthügel und lose Steine blockiert. Die Pferde konnten diese Hindernisse nicht überwinden. Rand konnte das Atmen der anderen hören; kurz und abgehackt, der Panik nahe. Er biß die Zähne zusammen, damit man sein Schnaufen nicht hörte. *Du mußt sie wenigstens glauben machen, daß du keine Angst hast. Du leistest gute Arbeit, Wollkopf. Du wirst alle sicher hinausbringen.*

Sie kamen um die nächste Ecke. Eine Nebelwand übergoß das zerborstene Pflaster mit einem Leuchten, das so hell war wie das des Vollmonds. Nebelfinger, so stark wie der Leib ihrer Pferde, lösten sich und trieben auf sie zu. Niemand wartete. Sie wirbelten herum und galoppierten in einer engen Traube los, ohne auf das Klappern der Hufe zu achten.

Zwei Trollocs traten vor ihnen auf die Straße, keine zehn Spannen entfernt.

Einen Augenblick lang starrten sich Menschen und Trollocs nur gegenseitig entgeistert an. Einer war überraschter als der andere. Ein weiteres Paar Trollocs erschien und noch eines und noch eines. Die hinteren rempelten die vor ihnen Stehenden an, und es entstand eine durch den Anblick der Menschen erschreckte Menge. Allerdings erstarrten sie eben nur diesen Augenblick lang. Kehliges Heulen hallte von den Gebäuden wider, und die Trollocs stürmten vorwärts. Die Menschen stoben auseinander wie aufgescheuchte Hühner. Rands Grauer brauchte nur drei Schritte, um in vollem Galopp loszujagen. »Hier entlang!« schrie er, doch er hörte den gleichen Ruf aus fünf weiteren Kehlen. Ein hastiger Blick nach hinten zeigte ihm, daß seine Begleiter jeder in eine andere Richtung verschwanden. Trollocs verfolgten alle.

Drei Trollocs blieben ihm auf den Fersen. Ihre

schlingenbewehrten Stangen wedelten durch die Luft. Ihm sträubten sich die Haare, als er erkannte, daß sie Schritt für Schritt mit Wolke mithalten konnten. Er beugte sich tief über Wolkes Hals und trieb den Grauen voran, von kehligen Schreien gejagt.

Voraus verengte sich die Straße. Gebäude mit eingestürzten Dächern neigten sich gefährlich zur Straße hin. Langsam füllten sich die leeren Fenster mit silbrigem Leuchten. Ein dichter Dunst schob sich aus ihnen hervor. Mashadar.

Rand riskierte einen weiteren Blick zurück. Die Trollocs rannten ihm immer noch in etwa fünfzig Schritten Abstand hinterher; das Leuchten des Nebels reichte aus, um sie deutlich zu sehen. Hinter ihnen ritt nun ein Blasser, und sie schienen im gleichen Maße vor dem Halbmenschen zu fliehen, wie sie Rand verfolgten. Ein Stück vor Rand schob sich ein halbes Dutzend grauer Fühler schwankend aus den Fenstern, dann ein Dutzend. Sie prüften die Luft. Wolke warf den Kopf hoch und wieherte, doch Rand hieb ihm brutal die Fersen in die Flanken, und das Pferd stürmte wild vorwärts.

Die Fühler versteiften sich, als Rand zwischen ihnen hindurchgaloppierte, aber er beugte sich tief über Wolkes Hals und weigerte sich, sie anzusehen. Der Weg dahinter war frei. *Wenn einer davon mich berührt ... Licht!* Er ließ Wolke noch härter die Stiefel fühlen, und das Pferd sprang vorwärts in die willkommenen Schatten hinein. In vollem Galopp blickte Rand zurück, sobald das Leuchten Mashadars nachließ.

Die schwankenden grauen Fühler Mashadars versperrten die halbe Straße, und die Trollocs wichen zurück, doch der Blasse riß eine Peitsche von seinem Sattelhorn und ließ sie

wie einen Blitz über den Köpfen der Trollocs knallen. Funken stoben durch die Luft. Die Trollocs krümmten sich zusammen und stürmten wieder hinter Rand her. Der Halbmensch zögerte. Die schwarze Kapuze betrachtete Mashadars ausgestreckte Arme, bevor auch er seinem Pferd die Sporen gab.

Die sich verstärkenden Nebeltentakel schwangen einen Augenblick lang unsicher hin und her, und dann schlugen sie wie Vipern zu. Mindestens zwei saugten sich an jedem der Trollocs fest und übergossen sie mit grauem Leuchten; schnauzenbewehrte Köpfe legten sich in die Nacken, um zu heulen, doch der Nebel rollte in die geöffneten Mäuler und verschlang das Heulen. Vier beinstarke Tentakel wickelten sich um den Blassen, und der Halbmensch und auch sein Pferd wanden sich wie im Tanz, bis die Kapuze zurückfiel und das blasse, augenlose Gesicht enthüllte. Der Blasse kreischte.

Das Kreischen war völlig lautlos, genau wie bei den Trollocs, aber etwas kam doch durch: ein durchdringendes Schrillen gerade jenseits des Hörbereichs, wie das Surren aller Hornissen der Welt zusammengenommen, das in Rands Ohren drang und in ihm ein Höchstmaß an Angst erzeugte. Wolke krümmte sich, als habe auch er den Laut gehört, und er galoppierte noch schneller als zuvor. Rand hielt sich ächzend fest. Seine Kehle war trocken wie Sand.

Nach einer Weile wurde ihm klar, daß er den lautlosen Todesschrei des Blassen nicht mehr hören konnte, und plötzlich kam ihm das Hufegeklapper so laut vor, als ob er schrie. Er riß an den Zügeln, und Wolke blieb an einer zerbröckelnden Mauer stehen, genau an einer Straßenkreuzung. Ein namenloses Standbild erhob sich vor ihm in der Dunkelheit. Im Sattel zusammengesunken,

lauschte er, aber es gab nichts zu hören als das Blut, das in seinen Schläfen pochte. Kalter Schweiß lief ihm über die Stirn, und er zitterte vor Kälte, als der Wind seinen Umhang flattern ließ.

Schließlich richtete er sich wieder auf. Sterne glitzerten am Himmel, wo sie nicht von den Wolken verdeckt wurden, und der rote Stern, der so niedrig im Osten stand, war leicht auszumachen. *Lebt sonst noch irgend jemand, der ihn sehen kann?* Waren sie frei oder den Trollocs in die Hände gefallen? *Egwene, Licht blende mich, warum bist du mir nicht gefolgt?* Wenn sie am Leben und frei waren, würden sie diesem Stern folgen. Wenn nicht ... Die Ruinenfelder waren ausgedehnt. Er könnte tagelang suchen, ohne jemanden zu finden, falls er sich von den Trollocs fernhalten konnte. Und von den Blassen und Mordeth und Mashadar. Zögernd entschloß er sich, zum Fluß zu reiten.

Er ergriff die Zügel. Auf der Querstraße fiel ein Stein mit einem scharfen Klicken auf einen anderen. Er erstarrte; atmete nicht einmal. Er war im Schatten verborgen, nur einen Schritt von der Ecke entfernt. Verzweifelt überlegte er, ob er nach hinten ausweichen sollte. Aber was befand sich hinter ihm? Was konnte vielleicht ein Geräusch verursachen und ihn damit verraten? Er konnte sich an nichts erinnern und fürchtete sich davor, den Blick von der Ecke des Gebäudes zu wenden.

Die Dunkelheit an der Ecke beulte sich aus, und die längere Dunkelheit einer Stange stach daraus hervor. Eine Schlaufenstange! Im selben Moment, als dieser Gedanke durch Rands Kopf fuhr, hieb er auch schon Wolke die Fersen in die Flanken, und das Schwert flog aus seiner Scheide. Sein Angriff wurde von einem wortlosen Schrei

begleitet, und er schwang das Schwert mit aller Kraft. Nur mit einer verzweifelten Anstrengung hielt er das Schwert zurück, bevor es auftraf. Mit einem Aufschrei taumelte Mat rückwärts, fiel beinahe vom Pferd und verlor fast seinen Bogen.

Rand atmete tief durch und senkte das Schwert. Sein Arm zitterte. »Hast du sonst noch jemanden gesehen?« brachte er heraus.

Mat schluckte schwer, bevor er sich wieder unbeholfen in den Sattel zog. »Ich ... ich ... Nur Trollocs.« Er legte eine Hand an seine Kehle und leckte sich die Lippen. »Nur Trollocs. Und du?«

Rand schüttelte den Kopf. »Sie werden versuchen, den Fluß zu erreichen. Wir sollten das auch tun.« Mat nickte schweigend, wobei er immer noch über seine Kehle strich, und sie starrten den roten Stern an. Bevor sie auch nur hundert Spannen weit gekommen waren, hörten sie den schrillen Ruf eines Trolloc-Horns hinter ihnen in den Tiefen der Stadt. Ein anderes antwortete von außerhalb der Stadtmauer.

Rand zitterte, doch er behielt die langsame Gangart bei und beobachtete die dunkleren Stellen, um sie nach Möglichkeit zu umgehen. Nach einem Ruck an seinen Zügeln, so, als ob er weggaloppieren wolle, tat Mat es ihm nach.

Keines der Hörner erklang nochmals, und so kamen sie in völliger Stille an eine Öffnung in der von Ranken überwachsenen Mauer, wo sich einst ein Tor befunden hatte. Nur die Türmchen waren geblieben und ragten nun mit abgebrochenen Spitzen in den schwarzen Himmel.

Mat zögerte an diesem Tor, doch Rand sagte leise: »Ist es hier drinnen sicherer als dort draußen?« Er ließ den

Grauen weiterschreiten, und nach einem Augenblick folgte Mat ihm aus Shadar Logoth hinaus. Er versuchte wieder, nach allen Richtungen gleichzeitig zu schauen. Rand stieß die Luft langsam aus; sein Mund war trocken. *Wir werden es schaffen. Licht, wir schaffen es!*

Die Mauern verschwanden hinter ihnen, wurden von der Nacht und dem Wald verschluckt. Rand lauschte auf das kleinste Geräusch und behielt immer den roten Stern vor sich. Plötzlich galoppierte Thom von hinten her an ihnen vorbei. Er verlangsamte sein Tempo nur lang genug, um zu rufen: »Reitet, ihr Narren!« Einen Augenblick später verrieten Jagdrufe und Krachen im Unterholz hinter ihm die Anwesenheit von Trollocs, die ihn verfolgten.

Rand gab Wolke die Fersen, und das Pferd galoppierte hinter dem Wallach des Gauklers her. *Was geschieht, wenn wir ohne Moiraine an den Fluß kommen? Licht, Egwene!*

Perrin saß im Schatten auf seinem Pferd, beobachtete den offenen Torbogen, der sich in geringer Entfernung zeigte, und fuhr abwesend mit dem Daumen an der Schneide seiner Axt entlang. Er schien einen ungehinderten Weg aus der Ruinenstadt zu bieten, doch nun saß er schon fünf Minuten lang hier und hielt Ausschau. Der Wind spielte mit seinen verfilzten Locken und bemühte sich, seinen Umhang wegzuwehen, aber er zog ihn wieder um sich herum zusammen, ohne eigentlich zu bemerken, was er tat.

Er wußte, daß Mat und die meisten anderen Leute in Emondsfeld ihn für ziemlich langsam im Denken hielten. Zum Teil kam das daher, weil er so groß war und sich normalerweise bedächtig bewegte – er fürchtete immer, aus Versehen etwas zu zerbrechen oder jemanden zu verletzen, da er um so vieles größer war als die Jungen, mit denen er

aufwuchs –, aber er zog es wirklich vor, die Dinge folgerichtig zu durchdenken, wenn er die Zeit hatte. Vorschnelle, leichtsinnige Entschlüsse hatten Mat ein ums andere Mal in Schwierigkeiten gebracht, und Mats Blitzentscheidungen hatten gewöhnlich Rand oder ihn oder sie beide mit in den Schlamassel hineingezogen. Sein Hals zog sich zusammen. *Licht, jetzt bloß nicht soviel nachdenken!* Er versuchte, sich wieder zu beruhigen. Sorgfältiges Überlegen war angesagt. Vor dem Tor hatte sich einst ein großer Platz befunden, in dessen Mitte ein riesiger Brunnen stand. Ein Teil des Brunnens war noch vorhanden; eine Gruppe abgebrochener Statuen stand in einem großen, runden Becken. Auch die Einfassung außenherum war rund. Um das Tor zu erreichen, mußte er fast einhundert Spannen weit reiten, nur durch die Nacht vor den Augen von Beobachtern geschützt. Auch das war kein angenehmer Gedanke. Er erinnerte sich noch zu gut an die unsichtbaren Beobachter.

Er dachte an die Hörner, die er kurze Zeit zuvor in der Stadt gehört hatte. Beinahe wäre er zurückgeritten bei dem Gedanken daran, daß vielleicht einige der anderen gefangengenommen worden waren, doch dann wurde ihm klar: In diesem Fall konnte er allein nichts ausrichten. *Nicht gegen – was sagte Lan? – hundert Trollocs und vier Blasse. Moiraine Sedai sagte, wir sollten zum Fluß kommen.*

Er wandte sich wieder dem Torbogen zu. Sorgfältiges Nachdenken hatte ihn nicht weitergebracht, doch sein Entschluß stand nun fest. Er ritt aus dem tieferen Schatten in die etwas lichtere Dunkelheit. In dem Moment erschien auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes ein anderes Pferd und verharrte. Er blieb ebenfalls stehen und fühlte

nach seiner Axt; ein besonderes Gefühl der Sicherheit verlieh sie ihm allerdings nicht. Falls diese dunkle Gestalt ein Blasser war ...

»Rand?« erklang ein leiser, zögernder Ruf.

Er atmete langsam und erleichtert aus. »Hier ist Perrin, Egwene«, rief er genauso leise zurück. In der Dunkelheit klang es immer noch zu laut. In der Nähe des Brunnens trafen sich die Pferde. »Hast du noch jemand anderes gesehen?« fragten sie beide gleichzeitig, und beide antworteten mit einem Kopfschütteln.

»Es wird ihnen schon gut gehen«, meinte Egwene und tätschelte Belas Hals. »Oder?«

»Moiraine Sedai und Lan werden sich um sie kümmern«, erwiderte Perrin. »Sie werden sich um uns alle kümmern, sobald wir den Fluß erreichen.« Er hoffte es zumindest.

Er fühlte sich erleichtert, als sie sich auf der anderen Seite des Torbogens befanden, selbst wenn sich wirklich Trollocs im Wald aufhielten. Oder Blasse. Er unterbrach diesen Gedankengang. Die kahlen Äste konnten nicht verhindern, daß er auf den roten Stern zuhielt, und letzten Endes befanden sie sich nun außerhalb der Reichweite von Mordeth. Der hatte ihm mehr Angst eingejagt als alle Trollocs zuvor.

Bald würden sie den Fluß erreichen und Moiraine treffen, und sie würde sie auch aus der Reichweite der Trollocs hinausbringen. Daran glaubte er, weil er diesen Glauben einfach brauchte. Der Wind ließ Äste gegeneinanderknirschen und die Blätter rascheln. Der einsame Ruf eines Nachtfalken schallte durch die Dunkelheit, und Egwene und er brachten ihre Pferde näher aneinander, als suchten sie Wärme. Sie waren sehr allein.

Ein Trolloc-Horn erklang irgendwo hinter ihnen – schnelle, klagende Töne – und forderte die Jäger zur Eile auf. Dann ertönte kehliges, halbmenschliches Heulen auf ihrer Spur, vom Horn angetrieben. Das Heulen wurde schärfer im Tonfall, als ihre Verfolger den Geruch von Menschen wahrnahmen.

Perrin ließ sein Pferd galoppieren und rief: »Komm! Los!« Egwene kam, und beide gaben ihren Pferden die Fersen, ohne auf das Geräusch der Hufe oder die Äste zu achten, die ihnen ins Gesicht klatschten.

Als sie so zwischen den Bäumen hindurchgaloppierten, gleichermaßen von ihrem Instinkt wie von dem düsteren Mondlicht geleitet, fiel Bela zurück. Perrin blickte nach hinten. Egwene trat die Stute und ließ die Zügel auf den Hals des Tieres klatschen, aber es half nicht viel. Den Geräuschen nach zu urteilen, kamen die Trollocs näher. Er ließ sein Pferd langsamer galoppieren, um sie nicht zurückzulassen. »Beeil dich!« schrie er. Er konnte die Trollocs nun erkennen, riesige, dunkle Gestalten, die zwischen den Bäumen einhersprangen und bellten und fauchten, daß einem das Blut gefrieren konnte. Er packte den Griff seiner Axt, die am Gürtel hing, so fest, daß seine Knöchel schmerzten. »Schnell, Egwene! Schnell!«

Plötzlich wieherte sein Pferd, und er stürzte, taumelte aus dem Sattel, als das Pferd unter ihm plötzlich wegsackte. Er breitete die Arme aus, um sich abzufangen, und klatschte mit dem Kopf voraus in eiskaltes Wasser. Er war geradewegs über die Kante einer steilen Klippe in den Arinelle geritten.

Der Schock des eisigen Wassers ließ ihn keuchen, und er schluckte eine ganze Menge, bevor er es schaffte, sich wieder an die Oberfläche zu kämpfen. Das andere

Klatschen fühlte er mehr, als daß er es hörte. Er glaubte, Egwene müsse gleich nach ihm in den Fluß gestürzt sein. Schnaufend und prustend trat er Wasser. Es war nicht leicht, an der Oberfläche zu bleiben; Mantel und Umhang waren bereits durchnäßt, und seine Stiefel hatten sich mit Wasser gefüllt. Er sah sich nach Egwene um, doch er konnte nur das Glitzern des Mondscheins auf dem vom Wind gerippten schwarzen Wasser erkennen.

»Egwene? Egwene!«

Ein Speer huschte gerade vor seinen Augen vorbei und spritzte ihm Wasser ins Gesicht. Weitere klatschten um ihn herum ins Wasser. Kehlige Stimmen stritten sich am Ufer herum, und es kamen keine Trolloc-Speere mehr geflogen, aber er gab es fürs erste auf, nach Egwene zu rufen.

Die Strömung trieb ihn flußabwärts, aber die gurgelnden Rufe und das Fauchen folgten ihm am Ufer, hielten Schritt mit ihm. Er löste seinen Umhang und überließ ihn dem Fluß – ein bißchen weniger Gewicht, das ihn hinunterziehen konnte. Verbissen begann er, auf das entfernte Ufer zuzuschwimmen. Dort waren keine Trollocs – hoffte er.

Er schwamm so, wie sie es zu Hause in den Seen des Wasserwalds taten, zog beide Arme durchs Wasser und schlug kräftig mit beiden Beinen aus, wobei der Kopf aus dem Wasser schaute. Zumindest versuchte er, den Kopf über Wasser zu halten; es war nicht leicht. Auch ohne seinen Umhang schienen Mantel und Stiefel zusammen genausoviel zu wiegen wie er selbst. Und die Axt zerrte an seiner Hüfte. Sie drohte, ihn herumzudrehen oder gar hinunterzuziehen. Er spielte mit dem Gedanken, sie auch dem Fluß zu opfern; mehrmals ging ihm das durch den Kopf. Es wäre leicht, viel leichter, als sich beispielsweise

die Stiefel abzustreifen. Aber jedesmal, wenn ihm dieser Gedanke kam, stellte er sich vor, wie er auf das andere Ufer kroch und lauernden Trollocs in die Hände fiel. Die Axt könnte ihm im Kampf gegen ein halbes Dutzend Trollocs kaum viel helfen – vielleicht noch nicht einmal gegen einen –, aber es war immer noch besser, als mit bloßen Händen zu kämpfen.

Nach einer Weile war er sich nicht mehr sicher, ob er die Axt überhaupt noch schwingen konnte, falls dort Trollocs wären. Seine Arme und Beine wurden bleischwer; es kostete Mühe, sie zu bewegen, und sein Gesicht hob sich nicht mehr bei jedem Armzug aus dem Wasser. Er hustete, als ihm Wasser in die Nase kam. *Kein Vergleich mit einem Tag in der Schmiede*, dachte er erschöpft, und in diesem Augenblick traf sein Fuß auf irgend etwas Festes. Erst beim nächsten Schwimmzug erkannte er, was es gewesen war: der Grund. Er war in seichtem Wasser. Er war am anderen Ufer angelangt.

Er holte durch den Mund Luft und versuchte, zu stehen. Als seine Beine fast versagten, mußte er um sich schlagen. Er fuchtelte herum, bis er die Axt aus ihrer Schlaufe hatte, und stieg aus dem Fluß. Er zitterte im Wind. Trollocs sah er nicht. Er sah auch Egwene nicht. Nur ein paar vereinzelte Bäume am Ufer und einen Streifen Mondlicht auf dem Wasser.

Als er wieder zu Atem gekommen war, rief er wieder und wieder die Namen seiner Freunde. Schwach hörbare Rufe von der anderen Seite her antworteten ihm; sogar auf diese Entfernung konnte er die harten Stimmen von Trollocs erkennen. Seine Freunde antworteten dagegen nicht.

Der Wind frischte auf. Sein Heulen übertönte die

Trollocs, und er zitterte. Es war nicht kalt genug, um das Wasser in seiner durchnäßten Kleidung gefrieren zu lassen, aber er fühlte sich trotzdem so; der Wind schnitt ihm mit einer eisigen Klinge bis auf die Knochen. Die Arme fest um den Oberkörper zu schlingen war nur eine Geste, die das Zittern nicht verhindern konnte. Einsam und müde erkletterte er die Uferböschung, um einen Schutz vor dem Wind zu suchen.

Rand tätschelte Wolkes Hals und flüsterte beruhigend auf ihn ein. Das Pferd warf den Kopf hoch und tänzelte leichtfüßig. Die Trollocs hatten sie hinter sich gelassen – so schien es jedenfalls –, aber Wolke spürte ihren Geruch noch in seinen Nüstern. Mat ritt mit einem Pfeil auf der Sehne und hielt Ausschau, um nicht aus der Nacht heraus überrascht zu werden, während Rand und Thom durch die Zweige spähten und nach dem roten Stern suchten, der ihnen die Richtung wies. Ihn im Auge zu behalten, war trotz der dichten Zweige über ihren Köpfen einigermaßen leicht gewesen, jedenfalls solange sie geradewegs auf ihn zu ritten. Aber dann waren weitere Trollocs vor ihnen aufgetaucht, und so galoppierten sie zur Seite weg; gefolgt von zwei heulenden Horden. Die Trollocs konnten mit einem Pferd Schritt halten, aber nur etwa hundert Schritte, und so ließen sie schließlich die Verfolger und das Heulen hinter sich. Doch bei all dem Zickzackreiten hatten sie ihren Leitstern aus den Augen verloren.

»Ich behaupte immer noch, er ist dort drüben«, sagte Mat und zeigte nach rechts. »Wir sind am Ende nach Norden geritten, und das bedeutet, wir müssen uns jetzt in östliche Richtung halten.«

»Da ist er«, sagte Thom plötzlich. Er deutete zwischen

den verschlungenen Zweigen zu ihrer Linken hindurch genau auf den roten Stern. Mat fluchte unterdrückt.

Aus dem Augenwinkel bemerkte Rand die Bewegung, als ein Trolloc lautlos hinter einem Baum hervorsprang und seine Schlaufenstange schwang. Rand gab seinem Pferd die Fersen, und der Graue sprang vorwärts, gerade als zwei weitere aus dem Schatten hinter dem ersten herausstürmten. Eine Schlinge strich über Rands Nacken und jagte ihm einen Schauder über den Rücken.

Eine der Tierfratzen hatte plötzlich einen Pfeil im Auge, und dann war Mat an seiner Seite, als die Pferde durch den Wald galoppierten. Sie ritten auf den Fluß zu, das wurde ihm schnell klar, aber er war sich nicht sicher, ob ihnen das helfen wurde. Die Trollocs hetzten hinter ihnen her. Sie waren fast schon nahe genug, um nach den flatternden Pferdeschwänzen zu greifen. Wenn sie noch einen halben Schritt aufholten, dann konnten sie sie beide mit ihren Fangstangen aus den Sätteln holen.

Er beugte sich tief über den Hals des Grauen, um mehr Abstand zwischen seinen Hals und die Schlingen zu bringen. Mats Gesicht war beinahe in der Mähne seines Pferdes vergraben. Aber Rand fragte sich, wo Thom abgeblieben war. Hatte sich der Gaukler überlegt, daß er allein auf sich gestellt besser dran war, da alle drei Trollocs hinter den Jungen her waren?

Plötzlich galoppierte Thoms Wallach aus der Nacht heraus, direkt hinter den Trollocs. Die Trollocs hatten gerade noch Zeit, sich überrascht umzusehen, doch dann hoben sich die Arme des Gauklers und fuhren in blitzschneller Bewegung wieder nach unten. Mondschein schimmerte auf blankem Stahl. Ein Trolloc taumelte vorwärts und überschlug sich mehrmals, bevor er

unbeweglich liegenblieb, während ein zweiter mit einem Schrei auf die Knie fiel und sich mit beiden Händen auf den Rücken griff. Der dritte knurrte und zeigte eine Schnauze voll scharfer Zähne, doch als seine Begleiter fielen, rannte er fort, in die Dunkelheit hinein. Thoms Hand wiederholte die peitschende Bewegung, und der Trollocs schrie, doch die Schreie verklangen schließlich in der Ferne.

Rand und Mat verhielten ihre Pferde und sahen den Gaukler an.

»Meine besten Messer«, brummte Thom, aber er machte sich nicht die Mühe, abzusteigen und sie wieder zu holen. »Der wird die anderen hierher führen. Ich hoffe, es ist nicht zu weit bis zum Fluß. Ich hoffe ...« Statt zu sagen, was er noch hoffte, schüttelte er den Kopf und ritt in schnellem Trab los. Rand und Mat schlossen sich ihm an.

Bald erreichten sie eine niedrige Uferböschung, wo Bäume bis an den Rand des nachtschwarzen Wassers wuchsen, dessen vom Mondschein übergossene Oberfläche im Wind kleine Wellen schlug. Rand konnte das entfernte Ufer nicht erkennen. Ihm gefiel es nicht, in der Dunkelheit auf einem Floß den Fluß zu überqueren, aber hier auf dieser Seite zu bleiben, gefiel ihm noch weniger. *Wenn ich muß, werde ich eben schwimmen.*

Irgendwo, ein Stück vom Fluß entfernt, erklang ein Trolloc-Horn, scharf, schnell und drängend durch die Dunkelheit. Es war der erste Hörnerklang, seit sie die Ruinen verlassen hatten. Rand fragte sich, ob das bedeutete, daß einige der anderen gefangen worden waren. »Es hat keinen Zweck, die ganze Nacht hierzubleiben«, sagte Thom. »Wählt eine Richtung. Flußaufwärts oder flußabwärts?«

»Aber Moiraine und die anderen könnten überall sein«, protestierte Mat. »Jeder Weg, den wir wählen, führt uns vielleicht weiter von ihnen weg.«

»Das stimmt.« Thom schnalzte mit der Zunge und lenkte seinen Wallach flußabwärts am Ufer entlang. »Das stimmt.« Rand sah Mat an. Der zuckte die Achseln, und so ritten sie ihm nach.

Eine Zeitlang änderte sich nichts um sie herum. Die Uferböschung war an einigen Stellen höher, an anderen niedriger, die Bäume wuchsen dichter oder lichteten sich, aber die Nacht und der Fluß blieben gleich: kalt und schwarz. Und keine Trollocs. Das war eine Abwechslung, über die Rand froh war.

Dann sah er ein Licht voraus; nur einen einzelnen Lichtpunkt. Als sie näher kamen, konnten sie erkennen, daß sich das Licht in einiger Höhe über dem Fluß befand, als sei es in einem Baum. Thom beschleunigte den Trab und summte leise vor sich hin.

Schließlich konnten sie die Lichtquelle ausmachen: eine Laterne, die hoch am Mast eines Frachtkahns hing, der für die Nacht neben einer kleinen Lichtung am Ufer festgemacht hatte. Der Kahn, gut achtzig Fuß lang, schwankte leicht in der Strömung und zerrte an den an Bäumen befestigten Haltetauen. Die Takelage summte und knarrte im Wind. Die Laterne verdoppelte die Helligkeit des Mondes auf dem Deck, aber es war niemand in Sicht.

»Also«, sagte Thom beim Absteigen, »das ist ja wohl nun besser als das Floß einer Aes Sedai, oder?« Er stand da, die Hände in die Hüften gestützt, und sogar in der Dunkelheit konnte man seine Selbstgefälligkeit erkennen. »Es macht nicht den Eindruck, als sei dieses Schiff für Pferde geeignet, aber wenn man bedenkt, in welcher

Gefahr er sich befindet, vor der wir ihn natürlich warnen werden, sollte der Kapitän eigentlich vernünftig sein. Laßt mich nur mit ihm reden. Und bringt für den Fall der Fälle eure Decken und Satteltaschen mit.«

Rand stieg ab und begann, die Sachen hinter seinem Sattel abzuschnallen. »Du denkst doch nicht daran, ohne die anderen abzufahren?«

Thom hatte keine Gelegenheit, zu sagen, was er vorhatte. Zwei Trollocs brachen aus dem Unterholz heraus auf die Lichtung, heulten und schwenkten ihre Fangstangen, und hinter ihnen kamen nochmals vier. Die Pferde bäumten sich auf und wieherten. Rufe in der Ferne zeigten ihnen, daß noch mehr Trollocs unterwegs waren.

»Auf das Schiff!« schrie Thom. »Schnell! Laßt alles zurück! Rennt!« Er hielt sich an seine eigenen Worte und rannte zu dem Kahn, wobei die Enden seines Flickenumhangs flatterten und die Instrumentenkästen auf seinem Rücken hüpften. »Ihr da auf dem Schiff!« schrie er. »Aufwachen, ihr Narren! Trollocs!«

Rand riß seine Deckenrolle und die Satteltasche von dem letzten Riemen los und war dem Gaukler im Nu auf den Fersen. Er warf sein Gepäck über die Reling und sprang mit einem Satz hinterher. Er hatte gerade noch Zeit, einen Mann zu bemerken, der zusammengerollt an Deck lag und sich aufzurichten begann, als sei er erst in diesem Moment erwacht, und dann trat er auch schon mit beiden Füßen auf den Burschen. Der Mann grunzte laut, Rand stolperte, und eine hakenbewehrte Fangstange krachte gerade dort auf die Reling, wo er darübergesprungen war. Auf dem ganzen Kahn wurden Rufe laut, und Füße trampelten über das Deck.

Haarige Hände erfaßten die Reling gleich neben der

Fangstange, und ein Kopf mit Ziegenhörnern tauchte dazwischen auf. Aus dem Gleichgewicht geraten und stolpernd konnte Rand trotzdem noch sein Schwert ziehen und schwingen. Mit einem Schrei fiel der Trolloc wieder zurück.

Männer rannten überall auf dem Kahn herum, schrien und hackten mit Äxten auf die Haltetaue los. Der Kahn schwankte und schwang herum, als sei er froh, hier wegzukommen. Oben am Bug kämpften drei Männer mit einem Trolloc. Jemand stach mit einem Speer über die Bordwand, aber Rand konnte nicht erkennen, was er treffen wollte. Eine Bogensehne sang und sang nochmals. Der Mann, auf den Rand getreten war, kroch auf Händen und Knien von ihm weg und hob dann die Hände, als er sah, daß Rand ihn anblickte.

»Verschone mich!« rief er. »Nimm alles, was du willst, nimm das Schiff, nimm alles, aber verschone mich!«

Plötzlich schlug etwas auf Rands Rücken und schmetterte ihn auf das Deck. Das Schwert rutschte ihm aus der ausgestreckten Hand. Sein Mund war offen; er rang vergebens nach Luft und versuchte, das Schwert zu erreichen. Seine Muskeln reagierten mit schmerzerfüllter Langsamkeit; er wand sich wie eine Schnecke. Der Bursche, der verschont werden wollte, sah das Schwert kurz, ängstlich und gleichzeitig gierig an und verschwand dann im Schatten.

Unter Schmerzen brachte Rand es fertig, über seine Schulter nach oben zu blicken, und da wußte er, daß sein Glück versagt hatte. Ein Trolloc mit Wolfsschnauze stand auf der Reling, blickte auf ihn hinunter und hielt das abgebrochene Ende der Fangstange in der Hand, mit der er Rand zu Boden geschlagen hatte. Rand bemühte sich

verzweifelt, das Schwert zu erreichen, sich überhaupt zu bewegen, doch seine Arme und Beine bewegten sich nur zuckend und nicht so, wie er wollte. Sie gaben nach und standen in unmöglichen Richtungen ab. Seine Brust schien zwischen Eisenreifen eingespannt zu sein, und vor seinen Augen schwammen silberne Flecken. Er suchte voller Verzweiflung nach einer Möglichkeit, zu entkommen. Die Zeit schien sich zu verlangsamen, als der Trolloc die zersplitterte Stange hob, um ihn damit aufzuspießen. Rand schien es, als bewege sich die Kreatur wie im Traum. Er beobachtete, wie sich der kräftige Arm nach hinten bewegte. Er konnte bereits den abgebrochenen Schaft durch sein Rückgrat stechen fühlen und den Schmerz, wenn er seinen Körper aufriß. Er glaubte, seine Lunge müsse bersten. *Ich werde sterben! Licht hilf mir, ich werde ...!* Der Arm des Trollocs mit dem gesplitterten Schaft fuhr nach vorn, und Rand hatte genug Luft geholt, um zu schreien: »Nein!«

Plötzlich schwankte das Schiff stark, und aus dem Schatten schwenkte eine Segelstange heran und traf den Trolloc auf die Brust. Knochen barsten knackend, und er wurde über die Reling gefegt.

Einen Augenblick lang lag Rand keuchend da und betrachtete die Segelstange, die über ihm vor und zurück schwang. *Jetzt habe ich all mein Glück verbraucht*, dachte er. *Danach kann ich nicht noch mehr haben*. Zitternd stand er auf und hob sein Schwert auf. Diesmal hielt er es in beiden Händen, wie Lan es ihm beigebracht hatte, aber es war nichts mehr da, wogegen er hätte kämpfen können. Die mit schwarzem Wasser gefüllte Lücke zwischen dem Kahn und dem Ufer wurde schnell breiter; die Rufe der Trollocs verklangen hinter ihnen in der Nacht.

Als er sein Schwert in die Scheide steckte und sich an die Reling lehnte, schritt ein breitschultriger Mann in einem Mantel, der ihm bis an die Knie reichte, über das Deck auf ihn zu und sah ihn zornig an. Langes Haar, das ihm auf die breiten Schultern fiel, und ein Bart, der die Oberlippe frei ließ, umrahmten ein rundes Gesicht. Rund, aber nicht weich. Die Segelstange schwenkte wieder heran, und der Bärtige lenkte einen Teil seines Zornes darauf, als er sie abfing; sie klatschte in seine breite Handfläche.

»Gelb!« brüllte er. »Glück! Wo du sein, Gelb?« Er sprach so schnell und die Worte flossen alle ineinander, daß ihn Rand kaum verstehen konnte. »Du kann nicht verstecken vor mir auf eigenem Schiff! Bringt Floran Gelb her!«

Ein Besatzungsmitglied erschien mit einer runden Laterne, und zwei weitere schoben einen schmalgesichtigen Mann in deren Lichtkreis. Rand erkannte den Burschen, der ihm das Schiff angeboten hatte. Die Augen des Mannes blickten unruhig drein; er wechselte ständig die Blickrichtung und sah dem kräftigen Mann nicht in die Augen. Der Kapitän, dachte Rand. Auf Gelbs Stirn wuchs eine Beule, wo ihn einer von Rands Stiefeln erwischt hatte. »Sollen du nicht diese Rahe befestigen, Gelb?« fragte der Kapitän überraschend ruhig, wenn auch genauso schnell wie vorher.

Gelb blickte ehrlich überrascht drein. »Aber das habe ich getan. Hab sie richtig festgebunden. Ich geb' zu, Kapitän Domon, daß ich hier und da mal ein bißchen langsam bin, aber ich tue, was man mir aufgetragen hat.«

»Also sein du langsam, ja? Nicht so langsam im Schlafen. Schlafen, wenn du Wache solltest halten. Bei Wachsamkeit deiniges könnten wir alle ermordet sein.«

»Nein, Kapitän, nein! Das war er.« Gelb deutete geradewegs auf Rand. »Ich war auf Wache, wie man es von mir erwartete, und dann schlich er sich an und schlug mich mit einem Knüppel nieder.« Er berührte die Beule an seinem Kopf, zuckte zusammen und sah Rand böse an. »Ich habe gegen ihn gekämpft, aber dann kamen die Trollocs. Er arbeitet mit ihnen zusammen, Kapitän. Ein Schattenfreund. Mit den Trollocs verbündet.«

»Mit meiner Großmutter verbündet!« brüllte Kapitän Domon. »Nicht ich warnen dich letztes Mal, Gelb? In Weißbrücke verschwinden du! Aus meinen Augen jetzt, sonst ich dich gleich rausschmeißen!« Gelb eilte aus dem Lichtkreis der Laterne, während Domon noch dastand und die Hände öffnete und schloß, den Blick ins Leere gerichtet. »Diese Trollocs mir folgen. Warum sie mich nicht sein lassen können? Warum?«

Rand blickte über die Reling hinaus und bemerkte überrascht, daß das Ufer bereits außer Sicht war. Zwei Männer standen an dem langen Steuerruder, das am Heck hinunter ins Wasser stach, und an der einen Seite ruderten nun sechs Besatzungsmitglieder, um das Schiff wie einen Wasserfloh weiter auf den Fluß hinauszudrehen.

»Kapitän«, sagte Rand, »wir haben dort draußen noch Freunde. Wenn Ihr zurückkehrt und sie aufnehmt, bin ich sicher, sie werden Euch reich belohnen.«

Das runde Gesicht des Kapitäns wandte sich Rand zu, und als dann Thom und Mat auch noch erschienen, schloß er sie in seinen ausdruckslosen Blick mit ein.

»Kapitän«, begann Thom nach einer Verbeugung, »erlaubt mir ...«

»Ihr kommen runter«, sagte Kapitän Domon, »wo ich sehen, was für eine Art Ding auf mein Deck gefallen sein.

Kommt. Glück verlaß mich, jemand sichern diese hornverfluchte Rahe!« Als Besatzungsmitglieder herbeieilten, um die Rahe festzuzurren, stampfte er in Richtung Heck los. Rand und seine beiden Begleiter folgten.

Kapitän Domon hatte im Heck eine saubere und gut aufgeräumte Kabine, die sie über eine kurze Leiter erreichten, wo alles an seinem Platz war, bis hin zu den Mänteln und Umhängen, die auf der Rückseite der Tür an Haken aufgehängt waren. Die Kabine erstreckte sich über die ganze Breite des Kahns. An einer Seite war ein breites Bett eingebaut und an der anderen ein massiver Tisch. Es gab nur einen Stuhl mit hoher Lehne und dicken Armstützen, und den beanspruchte der Kapitän für sich. Er bedeutete den anderen, sich selbst Plätze auf verschiedenen Truhen und Bänken zu suchen, die das einzige Mobiliar darstellten. Ein lautes Räuspern hielt Mat davon ab, sich auf das Bett zu setzen.

»Also«, sagte der Kapitän, als sie sich alle gesetzt hatten, »mein Name sein Bayle Domon, Kapitän und Besitzer der *Gischt*, was sein dieses Schiff. Nun wer sein Ihr und was Ihr wollen hier in der Mitte von Nirgendwo und warum ich nicht sollen Euch werfen über Bord für Schwierigkeiten Ihr mir bringen?«

Rand hatte immer noch genausogroße Schwierigkeiten, Domon zu verstehen, wie zuvor. Er sprach dazu noch sehr schnell. Als ihm klar wurde, was der Kapitän zuletzt gesagt hatte, riß er überrascht die Augen auf. *Uns über Bord werfen?*

Mat sagte schnell: »Wir wollten Euch keine Ungelegenheiten bereiten. Wir sind auf dem Weg nach Caemlyn und dann nach ...«

»Und dann, wohin uns der Wind immer treibt«, unterbrach ihn Thom gewandt. »So reisen wir Gaukler, wie Staub im Wind. Damit wißt Ihr, daß ich ein Gaukler bin. Mein Name ist Thom Merrilin.« Er zupfte an seinem Umhang, so daß sich die vielfarbigen Flicken bewegten, als könnte der Kapitän sie vorher übersehen haben. »Diese beiden Burschen vom Land wollen meine Lehrlinge werden, auch wenn ich da noch nicht sicher bin, ob ich sie überhaupt will.« Rand sah Mat an, und der grinste.

»Das sein alles gut und schön, Mann«, sagte Kapitän Domon gelassen, »aber es mir sagen nichts. Weniger. Glück piekse mich, dieser Ort sein an keiner Straße nach Caemlyn von irgendwoher, von der ich jemals hören.«

»Also, das ist eine Geschichte für sich«, sagte Thom, und dann begann er sie auch schon lang und breit zu erzählen.

Thom erzählte, daß er vom Schneefall dieses Winters in einer kleinen Bergwerksstadt in den Verschleierten Bergen hinter Baerlon überrascht worden war. Dort hörte er Legenden über einen Schatz aus der Zeit der Trolloc-Kriege in den verschollenen Ruinen einer Stadt namens Aridhol. Nun ergab es sich, daß er die Lage Aridhols von einer Landkarte her kannte, die ihm viele Jahre zuvor von einem sterbenden Freund aus Illian anvertraut worden war, dessen Leben er einst gerettet hatte, ein Mann, der starb, nachdem er gerade noch hauchen konnte, die Karte werde Thom reich machen. Thom hatte das nicht geglaubt, bis er nun von der Legende hörte. Als genug Schnee geschmolzen war, habe er sich mit einigen Begleitern auf den Weg gemacht, darunter auch seinen beiden Möchtegern-Lehrlingen, und nach vielen Strapazen schließlich die Ruinenstadt gefunden. Aber es stellte sich

heraus, daß der Schatz einem der Schattenlords selbst gehört hatte und Trollocs ausgeschickt worden waren, um ihn nach Shayol Ghul zurückzuholen. Beinahe jede der Gefahren, denen sie wirklich ausgesetzt gewesen waren, tauchte in Thoms Geschichte an der einen oder anderen Stelle auf – Trollocs, Myrddraal, Draghkar, Mordeth, Mashadar – aber so, wie Thom es erzählte, war alles gegen ihn persönlich gerichtet und von ihm mit großem Geschick bewältigt worden. Mit großer Kühnheit – vor allem Thoms – waren sie entkommen, von Trollocs verfolgt, und waren in der Nacht voneinander getrennt worden. Schließlich suchten Thom und seine beiden übriggebliebenen Begleiter Zuflucht am letzten Ort, der ihnen noch geblieben war: Kapitän Domons von Herzen willkommenen Schiff.

Als der Gaukler fertig war, kam es Rand zu Bewußtsein, daß er eine ganze Weile mit offenem Mund dagesessen hatte. Er schloß ihn mit hörbarem Knacken. Ein Blick auf Mat zeigte ihm, daß sein Freund den Gaukler mit großen Augen anstarrte.

Kapitän Domon trommelte mit den Fingern auf die Armstütze seines Stuhls. »Das sein eine Geschichte, die nicht glauben viele Leute. Natürlich, ich die Trollocs gesehen habe, ist richtig.«

»Jedes Wort daran ist wahr«, sagte Thom verbindlich, »und stammt von jemandem, der das selbst erlebt hat.«

»Kann sein, Ihr habt etwas von Schatz bei Euch?«

Thom spreizte bedauernd die Hände. »Leider war das wenige, das wir mitnehmen konnten, bei unseren Pferden, und die rannten weg, als die letzten Trollocs erschienen. Alles, was ich noch habe, sind meine Flöte und meine Harfe, ein paar Kupfermünzen und die Kleider, die ich trage. Aber glaubt mir, dieser Schatz wäre nichts für Euch.

Er ist vom Dunklen König verflucht. Am besten ist es, ihn den Ruinen und den Trollocs zu überlassen.«

»Also Ihr kein Geld haben, um die Reise zu bezahlen. Ich nicht mal eigenen Bruder mitfahren lassen, wenn nicht bezahlen für Passage, besonders, wenn er bringen Trollocs her, die Reling zerhacken und Takelage kappen. Warum ich nicht sollen Euch lassen zurückschwimmen, wo Ihr kommen her, um loszuwerden Euch?«

»Ihr würdet uns doch nicht am Ufer absetzen?« sagte Mat. »Nicht, wenn dort Trollocs warten!«

»Wer sagen etwas von Ufer?« antwortete Domon trocken. Er betrachtete sie einen Moment lang und legte dann die Hände mit den Handflächen nach unten auf den Tisch. »Bayle Domon sein ein vernünftiger Mann. Ich Euch nicht über Bord werfen, wenn anderer Weg möglich. Nun, ich sehen, einer von euren Lehrlingen haben Schwert. Ich brauchen gutes Schwert, und ich sein gutherziger Mann. Ihr können Passage nach Weißbrücke dafür haben.«

Thom öffnete den Mund, doch Rand kam ihm zuvor. »Nein!« Tam hatte es ihm nicht gegeben, damit er es weiterverhökerte. Er fuhr mit der Hand über den Griff und fühlte nach dem Bronzereiher. Solange er es hatte, war es, als sei Tam bei ihm.

Domon schüttelte den Kopf. »Na ja, wenn nein, dann eben nicht. Aber Bayle Domon nicht geben freie Passage, nicht mal eigene Mutter.«

Zögernd leerte Rand seine Taschen. Es war nicht viel, was da zum Vorschein kam: ein paar Kupfermünzen und die Silbermünze, die Moiraine ihm gegeben hatte. Er hielt sie dem Kapitän hin. Einen Moment später tat Mat es ihm nach. Thom blickte böse drein, lächelte dann aber ganz schnell wieder, so daß Rand sich nicht sicher war, ob er

sich den wütenden Blick nur eingebildet hatte. Kapitän Domon nahm den Jungen flink die beiden dicken Silbermünzen aus den Händen und holte eine kleine Waage hervor und einen klimpernden Beutel, den er in einer messingbeschlagenen Truhe hinter seinem Stuhl verstaut gehabt hatte. Er wog die Münzen sorgfältig ab, ließ sie in den Beutel fallen und gab jedem einige kleine Silber- und Kupfermünzen heraus. Vor allem Kupfermünzen. »Bis Weißbrücke«, sagte er und trug alles säuberlich in eine ledergebundene Kladde ein.

»Das ist aber eine teure Fahrt nach Weißbrücke«, murrte Thom.

»Plus Beschädigung von Schiff meiniges«, antwortete der Kapitän gelassen. Er legte Waage und Beutel in die Truhe zurück und schloß sie befriedigt. »Plus etwas für bringen Trollocs zu mir, daß ich nachts flußabwärts muß flüchten, obwohl da sein genug Untiefen, wo ich kann auflaufen.«

»Wie steht es mit den anderen?« fragte Rand. »Werdet Ihr sie auch mitnehmen? Sie sollten mittlerweile den Fluß ebenfalls erreicht haben, oder sie werden ihn bald erreichen, und dann werden sie die Laterne an Eurem Mast entdecken.«

Kapitän Domons Augenbrauen hoben sich überrascht. »Ihr etwa glauben, wir stehen still, Mann? Glück stech mich, aber wir sein drei, vier Meilen flußabwärts von wo Ihr gekommen an Bord. Trollocs haben meine Burschen gemacht rudern sehr stark – sie Trollocs besser kennen als mögen – und Strömung auch helfen. Aber das nichts machen. Ich nicht wieder an Ufer, selbst wenn alte Großmutter sein dort. Ich vielleicht nicht mehr an Ufer, bis wir in Weißbrücke. Ich genug haben von Trollocs auf

meinen Fersen schon vor heute nacht, und ich werde vermeiden, wenn ich kann.«

Thom beugte sich interessiert vor. »Ihr habt schon zuvor Zusammenstöße mit Trollocs gehabt? In letzter Zeit?«

Domon zögerte und musterte Thom genau, doch als er dann antwortete, klang es lediglich etwas verärgert. »Ich überwintern in Saldaea, Mann. Ich nicht wollen, aber Fluß früh gefroren und Eis brechen auf sehr spät. Leute sagen, du kannst sehen Große Fäule von höchsten Türmen in Maradon, aber ich kein Interesse daran. Ich schon vorher mal dort sein und sie immer erzählen, daß Trollocs einen Bauernhof oder so haben überfallen. Aber diesen Winter jede Nacht Bauernhöfe brennen. Ja, und ganze Dörfer manchmal auch. Sie sogar kommen bis an Stadtmauer. Und nicht schlimm genug, Leute alle sagen, bedeuten daß Dunkler König kommt, daß Letzte Tage angebrochen.« Er schüttelte sich und kratzte sich am Kopf, als habe der bloße Gedanke seine Kopfhaut zum Jucken gebracht. »Ich nicht kann warten um kommen zurück, wo Leute glauben, Trollocs sein nur Märchen. Sie glauben, Geschichte ich ihnen erzählen sein nur Schiffergarn.«

Rand hörte nicht mehr weiter zu. Er starrte die Wand gegenüber an und dachte an Egwene und die anderen. Es schien ihm einigermaßen ungerecht, daß er sich in Sicherheit an Bord der *Gischt* befinden sollte, während sie noch immer irgendwo da hinten in der Nacht waren. Die Kabine des Kapitäns erschien ihm nun nicht mehr so gemütlich.

Er war überrascht, als Thom ihn auf die Füße zog. Der Gaukler schob Mat und ihn in Richtung Leiter und entschuldigte sich bei Kapitän Domon für die Landpomeranzen. Rand kletterte wortlos hinauf.

Gleich als sie an Deck waren, sah sich Thom schnell um, ob ihn jemand belauschen konnte, und schimpfte dann: »Ich hätte uns die Passage mit ein paar Liedern und Geschichten erkaufen können, wenn ihr beide es nicht so eilig gehabt hättet, Silber vorzuzeigen.«

»Da bin ich nicht so sicher«, sagte Mat. »Für mich hat er sich ernsthaft angehört, als er etwas von ›in den Fluß werfen‹ sagte.«

Rand ging langsam hinüber zur Reling und lehnte sich dagegen. Er blickte hinauf in den nachtdunklen Himmel. Er konnte nur Schwarz erkennen – nicht einmal ein Ufer. Eine Minute später legte Thom ihm eine Hand auf die Schulter, doch Rand rührte sich nicht.

»Es gibt nichts, was du tun könntest, Junge. Außerdem sind sie wahrscheinlich mittlerweile in Sicherheit bei der ... bei Moiraine und Lan. Kannst du dir jemand Besseres vorstellen, um sie aus allem rauszuholen?«

»Ich habe versucht, sie zu überreden, nicht mitzukommen«, sagte Rand.

»Du hast dein Bestes gegeben, Junge. Keiner kann mehr von dir verlangen.«

»Ich sagte, ich würde auf sie aufpassen. Ich hätte mich mehr anstrengen sollen.« Das Knarren der Ruder und das Summen der Takelage im Wind fügte sich zu einer traurigen Melodie zusammen. »Ich hätte mich mehr anstrengen sollen«, flüsterte er.

KAPITEL 21

Lausche dem Wind

Sonnenschein, der sich über den Fluß Arinelle schob, fand den Weg in die Senke nicht weit von der Uferböschung, wo Nynaeve mit dem Rücken an den Stamm einer jungen Eiche gelehnt saß und ruhig atmend schlief. Auch ihr Pferd schlief, den Kopf gesenkt und die Beine leicht gespreizt, wie es die Art der Pferde ist. Die Zügel hatte sie um ihr Handgelenk gewickelt. Als der Sonnenschein auf die Augenlider des Pferdes fiel, öffnete das Tier die Augen und hob den Kopf, wobei es einen heftigen Ruck am Zügel gab. Nynaeve erwachte schlagartig.

Einen Augenblick lang blickte sie orientierungslos um sich und fragte sich, wo sie sei, und als sie sich dann daran erinnerte, sah sie sich noch erschrockener um. Aber sie erblickte nur die Bäume und ihr Pferd und einen Teppich alter, trockener Blätter am Boden der Senke. Wo der Schatten am tiefsten war, wuchsen einige der noch aus dem letzten Jahr stammenden Schattenhand-Pilze in Ringen auf einem umgestürzten Stamm.

»Das Licht erhalte dich, Frau«, murmelte sie und ließ sich zurücksacken, »wenn du nicht einmal eine Nacht wach bleiben kannst.« Sie band den Zügel los und massierte beim Aufstehen ihr Handgelenk. »Du hättest auch im Kochtopf eines Trollocs erwachen können.«

Die abgestorbenen Blätter raschelten, als sie den sanften Abhang der Senke hinaufkletterte und über den Rand spähte. Nur eine Handvoll Eschen standen zwischen ihrem

Standpunkt und dem Fluß. Mit ihrer rissigen Rinde und den kahlen Asten wirkten sie wie tot. Dahinter floß der breite Strom mit seinem blaugrünen Wasser. Leer. Nichts zu sehen. Vereinzelte Gruppen von Nadelbäumen, Tannen und auch ein paar Weiden boten dem Auge auf der anderen Seite des Flusses etwas Abwechslung. Aber es schienen dort drüben weniger Bäume zu wachsen als hier auf ihrer Seite. Falls Moiraine oder irgendeiner der Jungen dort drüben war, hatten sie sich gut versteckt. Natürlich gab es keinen Grund, warum sie den Fluß ausgerechnet in ihrer Sichtweite hätten überqueren müssen oder es auch nur versuchen sollten Sie konnten sich überall befinden, zehn Meilen flußaufwärts oder flußabwärts ... *Wenn sie überhaupt noch am Leben sind nach dieser letzten Nacht.*

Sie ärgerte sich über sich selbst, daß sie überhaupt an eine solche Möglichkeit dachte, und ließ sich zurück in die Senke hinunterrutschen. Nicht einmal die Winternacht oder die Schlacht vor dem Erreichen von Shadar Logoth hatte sie auf die vergangene Nacht und auf dieses Ding – Mashadar – vorbereitet. Diese verzweifelte Flucht, die ständige Frage, ob noch jemand von den anderen am Leben sei; das Warten darauf, daß sie plötzlich einem Blassen oder den Trollocs von Angesicht zu Angesicht gegenüberstünde ... Sie hatte die Trollocs in einiger Entfernung knurren und schreien gehört, und das zitternde Schrillen der Trolloc-Hörner war ihr eisiger den Rücken hinuntergelaufen, als es der Wind je fertigbringen würde, aber von jenem ersten Zusammentreffen mit den Trollocs in den Ruinen abgesehen sah sie nur einmal noch welche, und das außerhalb der Stadt. Zehn oder mehr schienen plötzlich – keine dreißig Spannen weit vor ihr – aus dem Boden aufzutauchen. Sie sprangen in der gleichen Sekunde

auf sie zu, heulten und schrien und schwenkten hakenbewehrte Fangstangen. Doch als sie ihr Pferd herumriß, schwiegen sie unvermittelt und hoben die Schnauzen, um die Luft zu prüfen. Sie war zu verblüfft, um schnell wegzureiten. Statt dessen beobachtete sie, wie die Trollocs ihr den Rücken kehrten und in der Nacht verschwanden. Und das hatte sie von allem am meisten geängstigt.

»Sie kennen den Geruch von denen, die sie verfolgen«, sagte sie zu dem Pferd, als sie wieder in der Senke stand, »und ich gehöre nicht dazu. Die Aes Sedai hatte recht, wie es scheint, der Schäfer der Nacht verschlinge sie!«

Sie entschloß sich, flußabwärts zu gehen und ihr Pferd hinter sich herzuführen. Sie bewegte sich langsam und beobachtete aufmerksam den sie umgebenden Wald. Nur, weil die Trollocs sie letzte Nacht hatten laufen lassen, mußte das nicht bedeuten, daß sie sie auch bei einem erneuten Zusammentreffen wieder ungeschoren lassen würden. Soviel Aufmerksamkeit sie auch dem Wald schenkte – noch mehr widmete sie dem Boden vor ihr. Falls die anderen im Laufe der Nacht hier durchgekommen waren, sollte sie einige Anzeichen dafür entdecken können, die sie vom Rücken des Pferdes aus nicht sehen konnte. Vielleicht traf sie ja auch auf dieser Seite des Flusses die ganze Gruppe. Wenn sie aber niemanden fand, dann würde der Fluß sie irgendwann nach Weißbrücke führen, und von da gab es eine Straße nach Caemlyn und auch bis Tar Valon, falls es sein mußte.

Die Aussichten waren schon ziemlich niederschmetternd. Früher war sie noch nie weiter von Emondsfeld weggewesen als die Jungen. Taren-Fähre war ihr fremd vorgekommen; in Baerlon hätte sie sich nur

staunend umgesehen, wäre sie nicht so darauf bedacht gewesen, Egwene und die anderen zu finden. Aber sie ließ nicht zu, daß irgend etwas ihren Entschluß ins Wanken brachte. Früher oder später würde sie Egwene und die Jungen finden, oder einen Weg, die Aes Sedai für alles zur Rechenschaft zu ziehen, was ihnen zustieß. Entweder das eine oder das andere, schwor sie sich.

In Abständen fand sie Spuren, eine ganze Menge sogar. Doch für gewöhnlich konnte sie beim besten Willen nicht sagen, ob diejenigen, die sie verursacht hatten, gesucht oder etwas gejagt hatten oder vielleicht selbst verfolgt wurden. Einige stammten von Stiefeln, wie sie sowohl von Menschen als auch von Trollocs getragen wurden. Andere waren Hufspuren wie von Ziegen oder Rindern; das waren natürlich Trollocs gewesen. Aber es gab nie ein klares Anzeichen, um sicher behaupten zu können, es stamme von einem der Gesuchten. Sie hatte vielleicht vier Meilen zurückgelegt, als der Wind ihr den Geruch eines Holzfeuers zuwehte. Er kam von weiter drunten am Fluß, und das Feuer konnte nicht weit entfernt sein, dachte sie. Sie zögerte nur einen Moment lang, dann band sie das Pferd an eine Tanne, ein ganzes Stück vom Fluß entfernt in einem kleinen, dichten Nadelgehölz, in dem das Tier gut verborgen war. Der Rauch konnte Trollocs bedeuten, aber der einzige Weg, das herauszufinden, war, nachzusehen. Sie bemühte sich, nicht darüber nachzudenken, wozu Trollocs möglicherweise ein Feuer benützten.

Gebückt schlich sie sich von einem Baum zum anderen und verfluchte im Geist den Rock, den sie hochheben mußte, um nicht hängenzubleiben. Kleider waren nicht fürs Anschleichen geeignet. Ein Geräusch von einem Pferd ließ sie ihr Tempo verlangsamen, und als sie schließlich

vorsichtig hinter dem Stamm einer Esche hervorspähte, stieg gerade der Behüter in einer kleinen Lichtung nahe dem Ufer von seinem schwarzen Streitroß. Die Aes Sedai saß auf einem umgestürzten Baumstamm neben einem kleinen Feuer. Das Wasser in einem Kessel begann gerade zu kochen. Ihre weiße Stute fraß hinter ihr das dürftige Unkraut ab. Nynaeve blieb, wo sie war.

»Sie sind alle weg«, verkündete Lan ernst. »Vier Halbmenschen sind etwa zwei Stunden vor Tagesanbruch nach Süden aufgebrochen, jedenfalls soweit ich das beurteilen kann – sie hinterlassen nicht viele Spuren –, aber die Trollocs sind verschwunden. Sogar die Leichen, und die Trollocs sind nicht gerade bekannt dafür, daß sie ihre Toten mitnehmen. Es sei denn, sie haben Hunger.«

Moiraine warf eine Handvoll von irgend etwas in das kochende Wasser und zog den Kessel vom Feuer. »Man kann noch immer darauf hoffen, daß sie nach Shadar Logoth zurückgegangen sind und davon verschlungen wurden, aber wahrscheinlich wäre das zuviel verlangt von unserem Glück.«

Der köstliche Duft von Tee trieb zu Nynaeve herüber. *Licht, hoffentlich knurrt mein Magen nicht zu laut!*

»Es gab keine klare Spur der Jungen oder der anderen. Die Spuren sind einfach zu verwischt, um genaueres zu sagen.« In ihrem Versteck lächelte Nynaeve; wenn der Behüter nichts herausgefunden hatte, war das Labsal auf ihre Wunden. »Aber etwas anderes ist wichtig, Moiraine«, fuhr Lan mit ernster Miene fort. Er lehnte das Angebot einer Tasse Tee von der Aes Sedai mit einer Handbewegung ab und begann, vor dem Feuer auf- und abzulaufen, eine Hand auf seinem Schwertknauf und mit einem bei jeder Drehung die Farbe ändernden Umhang.

»Ich kann ja noch Trollocs im Gebiet der Zwei Flüsse akzeptieren, sogar hundert davon. Aber dies hier? Gestern müssen beinahe tausend an der Jagd auf uns beteiligt gewesen sein!«

»Wir hatten Glück, daß nicht alle dablieben und in Shadar Logoth nach uns suchten. Die Myrddraal müssen Zweifel gehabt haben, daß wir uns gerade dort verbergen würden, aber sie hatten sicher auch Angst davor, nach Shayol Ghul zurückzukehren, ohne zuvor jede noch so kleine Möglichkeit untersucht zu haben. Der Dunkle König war noch nie für seine Nachsicht bekannt.«

»Versuche nicht, auszuweichen. Du weißt, was ich sagen will. Wenn diese tausend Trollocs hier waren, hätte er sie auch zu den Zwei Flüssen schicken können. Warum tat er das nicht? Es gibt nur eine mögliche Antwort. Sie wurden erst ausgesandt, als wir den Taren überquert hatten und er wußte, daß ein Myrddraal und hundert Trollocs nicht ausreichten. Wie? Wie wurden sie hierher ausgesandt? Wenn tausend Trollocs von der Großen Fäule aus so schnell und ungesehen so weit nach Süden gebracht werden können – ganz zu schweigen davon, daß sie genauso schnell wieder weggeholt werden können –, kann er dann nicht auch zehntausend ins Herz von Saldaea oder Arafel oder Schienar schicken? Die Grenzlande wären innerhalb eines Jahres überrannt.«

»Die ganze Welt wird in fünf Jahren überrannt, wenn wir diese Jungen nicht finden«, sagte Moiraine ganz einfach. »Mir bereitet diese Frage auch Kopfzerbrechen, aber ich kenne die Antwort nicht. Die Wege des Geistes sind geschlossen, und seit der Zeit des Wahns hat es keine Aes Sedai mehr gegeben, die stark genug war, um auf diesem Weg zu reisen. Falls nicht eine der Verlorenen im

Spiel ist – was das Licht verhüten möge, jetzt und für immer –, gibt es immer noch niemanden, der das kann. Und außerdem glaube ich nicht, daß selbst alle Verlorenen zusammen tausend Trollocs auf einmal befördern könnten. Laß uns versuchen, die Probleme zu lösen, denen wir uns hier und jetzt gegenübersehen; alles andere muß warten.«

»Die Jungen.« Es war nicht als Frage gemeint.

»Ich war nicht untätig, während du weg warst. Einer ist auf der anderen Seite des Flusses und lebt. Was die anderen betrifft, so gab es flußabwärts eine schwache Spur, aber die verflog, als ich sie fand. Die Verbindung war schon Stunden vor Beginn meiner Suche abgebrochen.«

Hinter ihrem Baum zusammengekauert, zog Nynaeve verwirrt die Stirn in Falten. Lan hörte mit dem Herumlaufen auf. »Glaubst du, daß die Halbmenschen, die nach Süden zogen, sie gefangen haben?«

»Vielleicht.« Moiraine goß sich eine Tasse Tee ein, bevor sie weitersprach. »Aber ich wehre mich gegen die Möglichkeit, daß sie tot sein könnten. Ich kann das nicht glauben. Ich wage es nicht. Du weißt, wieviel auf dem Spiel steht. Ich muß diese jungen Männer haben. Natürlich erwarte ich, daß Shayol Ghul sie jagt. Auch eine Opposition innerhalb des Weißen Turms erwarte ich, genauso wie Widerstand selbst vom Amyrlin-Sitz. Es wird immer Aes Sedai geben, die nur eine Lösung akzeptieren. Aber ...« Plötzlich stellte sie ihre Tasse weg und richtete sich mit einer Grimasse auf. »Wenn du den Wolf zu scharf beobachtest«, stellte sie fest, »dann beißt dich eine Maus in den Fuß.« Und damit sah sie genau den Baum an, hinter dem sich Nynaeve versteckte. »Frau al'Meara, Ihr könnt nun herauskommen, wenn Ihr wünscht.«

Nynaeve stand auf und klopfte sich hastig abgestorbene

Blätter vom Kleid. Lan war herumgewirbelt und hatte den Baum angesehen, sobald Moiraines Blick herübergewandert war. Er hatte sein Schwert in der Hand, bevor sie Nynaeves Namen noch ausgesprochen hatte. Nun steckte er es etwas unbeherrschter als notwendig in die Scheide zurück. Sein Gesicht war beinahe so ausdruckslos wie immer, doch Nynaeve glaubte, im Ausdruck seines Mundes einen Hauch von Ärger über sich selbst erkennen zu können. Sie fühlte ein wenig Befriedigung; zumindest hatte der Behüter nicht gemerkt, daß sie dagewesen war.

Die Befriedigung hielt sich allerdings nur einen Moment lang. Sie wandte ihren Blick Moiraine zu und ging zielbewußt zu ihr hin. Sie wollte kühl und beherrscht bleiben, doch ihre Stimme zitterte vor Zorn. »In was habt Ihr Egwene und die Jungen da hineingezogen? Für welche schmutzige Aes Sedai-Intrige wollt Ihr sie benützen?«

Die Aes Sedai nahm ihre Tasse und schlurfte gelassen ihren Tee. Als Nynaeve ihr allerdings zu nahe kam, streckte Lan einen Arm aus und hinderte sie am Weitergehen. Sie versuchte, das Hindernis beiseitezuschieben, und war überrascht, als sich der Arm des Behüters nicht mehr bewegte, als es der Ast einer Eiche getan hätte. Sie war nicht schwach, doch seine Muskeln schienen wie aus Eisen.

»Tee?« bot ihr Moiraine an.

»Nein, ich will keinen Tee. Ich würde Euren Tee nicht trinken, und wenn ich vor Durst stürbe. Ihr werdet keine Leute aus Emondsfeld für Eure schmutzigen Aes Sedai-Pläne mißbrauchen!«

»Ihr solltet lieber nicht soviel reden, Seherin.« Moiraine zeigte mehr Interesse an ihrem heißen Tee als an dem, was sie sagte. »Ihr könnt schließlich selbst die Eine Macht auf

gewisse Weise anwenden.«

Nynaeve drückte wieder gegen Lans Arm. Der rührte sich noch immer nicht, und so entschloß sie sich, ihn zu ignorieren. »Warum behauptet Ihr nicht gleich, ich sei ein Trolloc?«

Moiraines Lächeln war so überlegen, daß Nynaeve sie am liebsten geschlagen hätte. »Glaubt Ihr, ich kann mich Auge in Auge einer Frau gegenübersehen, die die Wahre Quelle berühren und die Eine Macht lenken kann – wenn auch nur manchmal – ohne zu merken, was sie ist? Genau wie Ihr Egwenes Fähigkeiten fühlen konntet. Wieso, glaubt Ihr, habe ich gewußt, daß Ihr hinter jenem Baum standet? Wenn ich nicht abgelenkt gewesen wäre, hätte ich es schon in dem Moment gefühlt, als Ihr näher kamt. Ihr seid ganz sicher kein Trolloc, denn ich fühle das Böse des Dunklen Königs, wenn es nahe ist. Also, was kann ich sonst gefühlt haben, Nynaeve al'Meara, Seherin von Emondsfeld und unbewußte Lenkerin der Einen Macht?«

Lan sah mit einem Ausdruck auf Nynaeve herunter, der ihr nicht gefiel; überrascht und abschätzend, so schien es ihr, obwohl sich an seinem Gesicht nichts verändert hatte als nur der Ausdruck seiner Augen. Egwene war etwas Besonderes, das hatte sie immer schon gewußt. Egwene würde eine feine Seherin abgeben. *Sie arbeiten zusammen*, dachte sie, *um mich aus dem Gleichgewicht zu bringen.* »Ich werde mir das nicht länger anhören. Ihr ...«

»Ihr müßt zuhören«, sagte Moiraine nachdrücklich. »Ich vermutete das schon in Emondsfeld, bevor ich Euch traf. Die Leute erzählten mir, wie verstört ihre Seherin sei, daß sie den harten Winter und den späten Frühling nicht vorhergesehen hatte. Sie sagten mir, wie gut sie üblicherweise das Wetter und die Ernte vorhersagen könne.

Sie sagten mir, wie wunderbar ihre Heilmittel seien, wie sie manchmal Verletzungen heilte, die sonst einen Krüppel aus dem Betroffenen machen würden; dank ihrer Hilfe sehe man kaum eine Narbe, kein Hinken oder Zucken. Das einzig Negative, das ich über Euch hörte, kam von einigen, die Euch für zu jung für diese Verantwortung hielten, und das bestärkte nur meinen Verdacht. So jung und schon solche Fähigkeiten!«

»Frau Barran hat mich gut unterrichtet.« Sie versuchte, Lan anzusehen, doch dessen Blick machte sie immer noch unsicher. Also blickte sie über den Kopf der Aes Sedai hinweg zum Fluß hinüber. *Wie können die im Dorf es wagen, vor einer Ausländerin solchen Klatsch auszubreiten!* »Wer behauptete, ich sei zu jung?« wollte sie wissen.

Moiraine lächelte, ließ sich aber nicht ablenken. »Im Gegensatz zu den meisten Frauen, die behaupten, sie könnten aus dem Wind lesen, könnt Ihr das wirklich manchmal. Oh, natürlich hat das nichts mit dem Wind zu tun. Ihr fühlt die Kräfte von Luft und Wasser. Ihr brauchtet darin nicht unterrichtet zu werden; es ist Euch angeboren, genau wie bei Egwene. Doch Ihr habt gelernt, damit umzugehen, und das steht ihr noch bevor. Zwei Minuten, nachdem ich Euch erstmals gegenüberstand, wußte ich Bescheid. Erinnert Ihr euch daran, wie ich Euch plötzlich fragte, ob Ihr die Seherin seid? Warum habe ich das wohl getan? Es gab nichts, woran man Euch von jeder anderen hübschen jungen Frau hätte unterscheiden können, die sich für das Fest zurechtmachte. Obwohl ich eine junge Seherin erwartet hatte, dachte ich doch, sie sei wenigstens um die Hälfte älter als Ihr.«

Nynaeve erinnerte sich nur zu gut an dieses

Zusammentreffen: diese Frau, selbstbewußter im Auftreten als jedes Mitglied des Frauenzirkels, in einem schöneren Kleid, als sie jemals eines gesehen hatte, und dann sprach sie sie als ›Kind‹ an. Und dann hatte Moiraine plötzlich ganz überrascht dreingeschaut und aus dem Blauen heraus die Frage gestellt ...

Sie fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. Beide sahen sie an. Das Gesicht des Behüters war undurchschaubar wie ein Stein, während das der Aes Sedai bei aller Eindringlichkeit Sympathie verriet. Nynaeve schüttelte den Kopf. »Nein! Nein, das ist unmöglich. Ich würde es wissen. Ihr versucht nur, mich hereinzulegen, und damit habt ihr bei mir sicher keinen Erfolg.«

»Natürlich wißt Ihr nichts davon«, sagte Moiraine beruhigend. »Wie solltet Ihr das auch nur vermuten? Euer ganzes Leben lang habt Ihr nur davon gehört, dem Wind zu lauschen. Außerdem – Ihr würdet noch eher vor allen Emondsfeldern behaupten, Ihr seid ein Schattenfreund, als auch nur Euch selbst einzugestehen – und wenn es auch nur im letzten Hinterstübchen Eures Verstands wäre –, daß Ihr etwas mit der Einen Macht oder den gefürchteten Aes Sedai zu tun habt.« Etwas wie Belustigung huschte über Moiraines Gesicht. »Aber ich kann Euch sagen, wie alles begann.«

»Ich will Eure Lügen nicht mehr hören«, sagte sie, aber die Aes Sedai fuhr einfach fort.

»Vielleicht war es vor acht oder zehn Jahren – das Alter ist unterschiedlich, doch es kommt immer in der Jugend –, da gab es etwas, das Ihr unbedingt wolltet, mehr als alles in der Welt, etwas, das Ihr brauchtet. Und Ihr habt es bekommen. Ein Ast, der plötzlich herunterfiel, so daß Ihr Euch daran aus einem See ziehen konntet, anstatt zu

ertrinken. Ein Freund oder ein Haustier, das wieder gesund wurde, obwohl jeder geglaubt hatte, es werde sterben ...

Zu der Zeit habt Ihr nichts weiter gefühlt, doch eine Woche oder zehn Tage später kam die Reaktion auf Eure erste Berührung mit der Wahren Quelle. Vielleicht war es Fieber oder Schüttelfrost, was Euch plötzlich ans Bett fesselte und dann, nach nur ein paar Stunden, wieder verschwand. Keine der Reaktionen, und da gibt es eine ganze Reihe von Möglichkeiten, dauert länger als ein paar Stunden. Kopfschmerzen und ein taubes Gefühl im Kopf und freudige Erregung, alles durcheinander, und Ihr riskiert irgend etwas ganz Dummes oder bewegt Euch taumelnd, schwindlig. Überhaupt dieses Schwindelgefühl: Ihr seid bei jeder Bewegung herumgetaumelt und gestolpert und habt keinen vollständigen Satz herausgebracht, sondern nur gelallt. Es gibt noch mehr Anzeichen. Erinnert Ihr Euch?«

Nynaeve sackte zu Boden. Ihre Beine trugen sie nicht mehr. Sie erinnerte sich an alles, und trotzdem schüttelte sie den Kopf. Es mußte Zufall sein. Oder hatte Moiraine in Emondsfeld noch mehr herumgefragt, als sie dachte? Die Aes Sedai hatte eine Menge Fragen gestellt. Das mußte es sein. Lan bot ihr seine Hand, doch sie bemerkte es noch nicht einmal.

»Ich gehe noch weiter«, sagte Moiraine, als Nynaeve schwieg. »Ihr habt die Macht einmal benützt, um entweder Perrin oder Egwene zu heilen. Eine Verbindung ist entstanden. Ihr könnt die Gegenwart eines Menschen fühlen, den Ihr geheilt habt. In Baerlon seid Ihr geradewegs zum Hirsch und Löwen gekommen, obwohl es keineswegs die nächste Schenke an einem der Tore war, durch das Ihr die Stadt betreten konntet. Von den Emondsfeldern waren nur Perrin und Egwene bei Eurer Ankunft in der Schenke.

War es Perrin oder Egwene? Oder beide?«

»Egwene«, murmelte Nynaeve. Sie hatte es immer für gegeben erachtet, daß sie manchmal wußte, wer sich ihr näherte, auch wenn sie die Person noch nicht sehen konnte. Bis jetzt war es ihr nie in den Sinn gekommen, daß es immer jemand war, den sie auf wunderbare Weise geheilt hatte. Und sie hatte auch immer gewußt, wenn ein Medikament über alle Erwartungen gut anschlagen würde, war sich immer sicher gewesen, wenn sie behauptete, eine Ernte werde besonders gut ausfallen oder der Regen werde diesmal früher oder später eintreffen. So mußte es doch sein, dachte sie. Nicht alle Seherinnen konnten dem Wind lauschen, aber die besten schon. Das hatte Frau Barran immer gesagt, und sie hatte hinzugefügt, Nynaeve werde zu den Besten gehören.

»Sie hatte Wundfieber.« Sie sprach mit gesenktem Kopf. »Ich war immer noch Frau Barrans Lehrling, und sie ließ mich über Egwene wachen. Ich war jung und wußte nicht, daß die Seherin alles gut im Griff hatte. Es ist furchtbar, jemanden mit Wundfieber zu beobachten. Das Kind war schweißgebadet, stöhnte und wand sich, bis ich kaum noch verstand, warum ich ihre Knochen nicht brechen hören konnte. Frau Barran hatte mir gesagt, das Fieber werde in einem, höchstens zwei Tagen nachlassen, doch ich glaubte, sie habe mich nur trösten wollen. Ich glaubte, Egwene läge im Sterben. Ich hatte sie manchmal beaufsichtigt, als sie noch ein Kleinkind war und wenn ihre Mutter weg mußte, und so begann ich zu weinen, weil ich sie nicht sterben sehen wollte. Als Frau Barran eine Stunde später wiederkam, war das Fieber weg. Sie war überrascht und kümmerte sich mehr um mich als um Egwene. Ich dachte immer, sie glaubte, ich habe dem Kind etwas gegeben und

traute mich nicht, es zuzugeben. Ich dachte immer, sie wolle mich beruhigen und mir klarmachen, daß ich Egwene nicht geschadet hatte. Eine Woche später kippte ich in ihrem Wohnzimmer um, zitterte und glühte abwechselnd. Sie brachte mich ins Bett, doch beim Abendessen war alles wieder in Ordnung.«

Sie ließ den Kopf in die Hände fallen, als sie fertig war. *Die Aes Sedai hat ein gutes Beispiel gewählt*, dachte sie. *Das Licht verbrenne sie! Die Macht wie eine Aes Sedai benützen! Eine schmutzige, Schattenfreund-Aes Sedai!*

»Ihr habt viel Glück gehabt«, sagte Moiraine, und Nynaeve setzte sich mit einem Ruck auf. Lan drehte sich weg, als ginge ihn das, worüber sie sprachen, nichts an, und machte sich an Mandarbs Sattel zu schaffen. Er sah nicht einmal zu ihnen herüber.

»Glück!«

»Ihr habt eine grobe Kontrolle über Eure Kräfte erlangt, auch wenn die Berührung der Wahren Quelle noch immer in unregelmäßigen Abständen erfolgt. Wenn Ihr das nicht geschafft hättet, wärt Ihr irgendwann daran gestorben. So, wie es Egwene umbringen wird, wenn Ihr es schafft, sie davon abzuhalten, daß sie Tar Valon erreicht.«

»Wenn ich lernte, die Gabe zu kontrollieren ...« Nynaeve schluckte schwer. Das war, als gäbe sie erneut zu, alles das tun zu können, was die Aes Sedai behauptete. »Wenn ich lernte, es zu kontrollieren, dann kann sie das auch. Sie muß deswegen nicht nach Tar Valon gehen und sich in Eure Intrigen verwickeln lassen.«

Moiraine schüttelte bedächtig den Kopf. »Die Aes Sedai suchen genauso dringend nach Mädchen, die die Wahre Quelle ohne Hilfe berühren können, wie auch nach Männern mit der gleichen Fähigkeit. Es ist nicht der

Wunsch, unsere Anzahl zu vergrößern – oder zumindest nicht nur das – und auch nicht die Angst, daß diese Frauen die Macht mißbrauchen werden. Die geringe Kontrolle über die Macht, die sie erlangen können, wenn das Licht auf sie scheint, reicht kaum aus, um viel Schaden anzurichten, besonders weil die wirkliche Berührung der Quelle von ihnen ohne Lehrer nicht bewußt gemeistert werden kann und nur wahllos erfolgt. Und natürlich leiden sie nicht an dem Wahn, der die Männer zu bösen oder verrückten Taten treibt. Wir wollen ihre Leben retten. Die Leben jener, die niemals eine wirksame Kontrolle erlangen.«

»Das Fieber und der Schüttelfrost, die ich hatte, könnten niemanden töten«, beharrte Nynaeve. »Nicht in drei oder vier Stunden. Ich habe auch die anderen Wirkungen erlebt, und auch sie würden niemanden umbringen. Und nach ein paar Monaten hörte alles auf. Wie steht es damit?«

»Das waren nur Reaktionen«, sagte Moiraine geduldig. »Jedesmal kommt die Reaktion schneller nach der Berührung der Quelle, bis beides fast gleichzeitig geschieht. Danach gibt es keine weiteren sichtbaren Reaktionen, aber es ist, als habe eine Uhr zu ticken angefangen. Ein Jahr. Zwei Jahre. Ich kenne eine Frau, bei der es fünf Jahre dauerte. Von vieren, die diese angeborene Fähigkeit haben wie Ihr und Egwene, sterben drei, falls wir sie nicht finden und ausbilden. Ihr Tod ist nicht so furchterregend wie bei den Männern, aber schön ist er nicht, falls man überhaupt einen Tod schön nennen kann. Krämpfe. Schreien. Es dauert Tage, und wenn es einmal begonnen hat, kann man nichts mehr dagegen tun, nicht einmal alle Aes Sedai in Tar Valon gemeinsam.«

»Ihr lügt! Alle diese Fragen in Emondsfeld. Ihr habt von

Egwenes Heilung und meinem Fieber und Schüttelfrost gehört! Ihr habt alles erfunden!«

»Ihr wißt genau, daß das nicht stimmt«, sagte Moiraine sanft.

Zögernd, eingeschüchterter als je zuvor in ihrem Leben, nickte Nynaeve. Es war ein letzter starrköpfiger Versuch gewesen, zu leugnen, was eigentlich klar war, und so was ist niemals gut, so unangenehm die Wahrheit auch sein mag. Frau Barrans erstes Lehrmädchen war so gestorben, wie die Aes Sedai es beschrieben hatte, als Nynaeve noch mit Puppen spielte, und in Devenritt war es vor nur wenigen Jahren einer jungen Frau ebenso ergangen. Auch sie war Lehrmädchen bei einer Seherin gewesen, eine, die dem Wind lauschen konnte.

»Ich glaube, Ihr habt große Fähigkeiten«, fuhr Moiraine fort. »Richtig geführt, könntet Ihr möglicherweise noch mächtiger werden als Egwene, und ich denke, aus Ihr kann schon eine der mächtigsten Aes Sedai werden, die es in den letzten Jahrhunderten gegeben hat.«

Nynaeve zuckte vor der Aes Sedai zurück wie vor einer Giftschlange. »Nein! Ich will nichts zu tun haben mit ...« *Womit? Mir selbst?* Sie sank zurück, und ihre Stimme wurde unsicher. »Ich möchte Euch bitten, niemandem davon zu erzählen. Bitte!« Das Wort blieb ihr beinahe im Hals stecken. Ihr wäre es lieber gewesen, Trollocs wären gekommen, als daß sie zu dieser Frau ›bitte‹ sagen mußte. Aber Moiraine nickte nur zustimmend, und etwas von ihrem Kampfgeist kehrte wieder. »Nichts von dem allen erklärt, was Ihr mit Rand, Mat und Perrin anfangen wollt.«

»Der Dunkle König will sie haben«, antwortete Moiraine. »Wenn der Dunkle König etwas haben will, stelle ich mich dagegen. Kann es einen einfacheren oder

besseren Grund geben?« Sie trank den Rest Tee aus und blickte Nynaeve über den Rand ihrer Tasse hinweg an. »Lan, wir müssen aufbrechen. Nach Süden, denke ich. Ich fürchte, die Seherin wird uns nicht begleiten.«

Nynaeves Mund zog sich zu einer schmalen Linie zusammen, als sie hörte, wie die Aes Sedai das Wort ›Seherin‹ betonte, so, als ob sie den großen Dingen den Rücken kehrte und etwas Unbedeutendes vorzog. *Sie will mich nicht dabei haben. Sie versucht mich abzuschrecken, so daß ich heimgehe und sie ihr überlasse.* »O ja, ich gehe mit Euch. Ihr könnt mich nicht davon abhalten.«

»Niemand wird Euch davon abhalten«, sagte Lan, als er wieder zu ihnen stieß. Er leerte den Teekessel über dem Feuer aus und stocherte mit einem Stock in der Asche herum. »Ein Teil des Musters?« fragte er Moiraine.

»Vielleicht«, sagte sie gedankenverloren. »Ich hätte noch mal mit Min sprechen sollen.«

»Ihr seht, Nynaeve, Ihr seid uns willkommen.« Lan zögerte kurz, als er ihren Namen sagte – da war eine Andeutung eines unausgesprochenen ›Sedai‹ zu bemerken.

Nynaeve, die es als Spott auffaßte, schnaubte vor Wut, auch weil sie so vor ihr über Dinge sprachen, von denen sie nichts wußte, ohne ihr die Höflichkeit einer Erklärung angedeihen zu lassen, doch sie wollte ihnen nicht den Gefallen tun, danach zu fragen. Der Behüter fuhr mit den Vorbereitungen für den Aufbruch fort. Seine Bewegungen waren sparsam, doch sicher und schnell, so daß er bald fertig war. Satteltaschen, Decken und alles andere waren hinter den Sätteln von Mandarb und Aldieb festgeschnallt.

»Ich werde Euer Pferd holen«, sagte er zu Nynaeve, als er den letzten Gurt angezogen hatte.

Er ging die Böschung hinauf, und sie erlaubte sich ein

kleines Lächeln. Nachdem sie ihn unentdeckt beobachtet hatte, versuchte er nun, ohne Hilfe ihr Pferd zu finden. Er würde merken, daß sie wenig Spuren hinterließ, wenn sie jemanden belauerte. Es wäre ein Vergnügen, ihn mit leeren Händen zurückkommen zu sehen.

»Warum nach Süden?« fragte sie Moiraine. »Ich hörte Euch sagen, einer der Jungen sei auf der anderen Seite des Flusses. Woher wißt Ihr das?«

»Ich gab jedem der Jungen eine Münze. Das schuf eine Art von Verbindung zwischen ihnen und mir. Solange sie am Leben sind und diese Münze bei sich tragen, werde ich in der Lage sein, sie zu finden.« Nynaeves Blick wanderte in die Richtung, in die der Behüter gegangen war, und Moiraine schüttelte den Kopf. »Nicht so. Es erlaubt mir nur herauszufinden, ob sie noch am Leben sind, und sie zu finden, falls wir getrennt werden. Eine wichtige Vorsichtsmaßnahme unter den gegebenen Umständen, findet Ihr nicht auch?«

»Mir gefällt nichts, was Euch mit jemandem aus Emondsfeld verbindet«, sagte Nynaeve stur. »Aber wenn es uns hilft, sie zu finden ...«

»Es wird. Wenn ich könnte, würde ich zuerst den jungen Mann von der anderen Seite des Flusses aufgabeln.« Einen Moment lang prägte Enttäuschung die Stimme der Aes Sedai. »Er befindet sich nur ein paar Meilen von uns entfernt. Aber ich kann mir den Zeitaufwand einfach nicht leisten. Er sollte den Weg nach Weißbrücke jetzt, wo die Trollocs fort sind, in Sicherheit zurücklegen können. Die beiden, die sich flußabwärts bewegen, brauchen vielleicht meine Hilfe nötiger. Sie haben ihre Münzen verloren, und Myrddraal verfolgen sie entweder oder versuchen, uns in Weißbrücke abzufangen.« Sie seufzte. »Ich muß das

Nötigste zuerst erledigen.«

»Die Myrddraal könnten ... könnten sie getötet haben«, sagte Nynaeve. Moiraine schüttelte leicht den Kopf und verwarf den Gedanken, als sei er zu unbedeutend, um ihm Beachtung zu schenken. Nynaeves Mund verzog sich. »Und wo ist dann Egwene? Ihr habt sie nicht einmal erwähnt.«

»Ich weiß es nicht«, gab Moiraine zu, »aber ich hoffe, sie ist in Sicherheit.«

»Ihr wißt es nicht? Ihr hofft? All das Gerede darüber, ihr Leben zu retten, indem Ihr sie nach Tar Valon bringt, und nun könnte sie genausogut auch schon tot sein!«

»Ich könnte nach ihr suchen und damit den Myrddraal mehr Zeit geben, bevor ich ankomme und den beiden jungen Männern helfe, die nach Süden unterwegs sind. Der Dunkle König sucht nach ihnen, nicht nach ihr. Sie würden sich nicht um Egwene kümmern, solange ihre wirkliche Beute ungefangen bleibt.«

Nynaeve erinnerte sich an ihr eigenes Zusammentreffen, doch sie weigerte sich, den Sinn von Moiraines Worten anzuerkennen. »Also ist das Beste, was Ihr mir bieten könnt, daß sie vielleicht noch am Leben ist, wenn sie Glück hatte. Lebendig, vielleicht allein, verängstigt, sogar verletzt, Tage vom nächsten Dorf oder von Hilfe entfernt, außer eben von uns. Und Ihr plant, sie im Stich zu lassen.«

»Genausogut könnte sie sich auch in Sicherheit bei dem Jungen auf der anderen Seite befinden. Oder auf dem Weg nach Weißbrücke mit den beiden anderen. In jedem Fall befinden sich keine Trollocs mehr hier, die sie bedrohen, und sie ist stark und intelligent und durchaus in der Lage, notfalls allein nach Weißbrücke zu gelangen. Wollt Ihr lieber hierbleiben, weil sie möglicherweise Hilfe braucht,

oder versuchen, denen zu helfen, von denen wir wissen, daß sie in Not sind? Wollt Ihr, daß ich sie suche, anstatt mich um die Jungen – und auch um die Myrddraal, die sie auf jeden Fall verfolgen – zu kümmern? So sehr ich auch hoffe, Nynaeve, daß Egwene in Sicherheit ist, so gilt mein Kampf doch dem Dunklen König, und das bestimmt jetzt meinen Weg.«

Moiraine verlor nie die Ruhe, während sie die schrecklichen Alternativen schilderte. Nynaeve hätte sie anschreien können. Sie schluckte Tränen hinunter und drehte das Gesicht weg, so daß die Aes Sedai es nicht sehen konnte. *Licht, man erwartet von einer Seherin, daß sie sich um all die ihr anvertrauten Menschen kümmert. Warum stehe ich vor einer solchen Wahl?*

»Lan ist wieder da«, sagte Moiraine, erhob sich und zog sich den Umhang über.

Es war nur ein kleiner Schlag für Nynaeve, als der Behüter ihr Pferd aus dem Wäldchen führte. Trotzdem hatte sie ganz schmale Lippen, als er ihr die Zügel reichte. Es hätte ihre Laune wenigstens ein kleines bißchen verbessert, wenn auf seinem Gesicht nur eine Spur von Ärger bemerkbar gewesen wäre, anstatt dieser unerträglichen, steinernen Ruhe. Seine Augen weiteten sich, als er ihr Gesicht sah, und sie wandte ihm den Rücken zu, um sich die Tränen von den Wangen zu wischen. *Wie kann er sich über mein Weinen lustig machen!*

»Kommt Ihr jetzt, Seherin?« fragte Moiraine kühl.

Sie warf einen letzten langen Blick auf den Wald und fragte sich, ob Egwene dort draußen sei, bevor sie traurig auf ihr Pferd stieg. Lan und Moiraine waren bereits aufgesessen und richteten ihre Pferde nach Süden aus. Sie folgte mit steifem Rücken und weigerte sich, noch einmal

zurückzusehen. Statt dessen behielt sie Moiraine im Auge. Die Aes Sedai hatte soviel Vertrauen in ihre Kräfte und ihre Pläne, dachte sie, aber wenn sie Egwene und die Jungen nicht fänden, alle, lebendig und unversehrt, dann würde all ihre Kraft nicht reichen, um sie zu beschützen. Nicht einmal ihre Macht. Ich kann sie auch benützen, Frau! Das habt Ihr mir selbst gesagt. Ich kann sie gegen Euch benützen!

KAPITEL 22

Der eingeschlagene Weg

In einem kleinen Hain, bedeckt von in der Dunkelheit grob zurechtgeschnittenen Zedernzweigen, schlief Perrin bis lang nach Sonnenaufgang. Es waren die Zedernnadeln, die durch seine immer noch feuchte Kleidung hindurchpieksten, die schließlich auch seine Erschöpfung durchdrangen und ihn weckten. Direkt aus einem Traum von Emondsfeld gerissen – er hatte in Meister Luhhans Schmiede gearbeitet –, öffnete er die Augen und blickte verständnislos auf die süß duftenden Zweige, die über seinem Gesicht lagen und durch die nun Sonnenschein hereinblinzelte.

Die meisten Zweige fielen herunter, als er sich überrascht aufsetzte, aber ein paar blieben auch an seinen Schultern und sogar an seinem Kopf hängen, was ihn selbst wie eine Art Baum aussehen ließ. Emondsfeld verblaßte mit der Rückkehr der Erinnerung, die ihn mit solcher Lebhaftigkeit überfiel, daß die vergangene Nacht einen Moment lang realer wirkte als seine jetzige Umgebung.

Keuchend und verwirrt kramte er in dem Haufen Zweige nach seiner Axt. Er packte sie mit beiden Händen und sah sich vorsichtig um, wobei er sogar die Luft anhielt. Nichts bewegte sich. Der Morgen war kalt und ruhig. Falls sich auf der Ostseite des Arinelle Trollocs befanden, dann waren sie nicht unterwegs, zumindest nicht in seiner Nähe. Er holte tief Luft, um sich zu beruhigen, senkte die Axt auf Kniehöhe und wartete einen Moment, bis sein Herz nicht

mehr so hämmerte.

Der kleine Nadelholzhain, der ihn umgab, hatte ihm vergangene Nacht das erste Obdach geboten, das er finden konnte. Es war so dürftig, daß es kaum Schutz vor Beobachtern bot, wenn er aufstand. Er pflückte sich die Zweige von Kopf und Schultern, schob den Rest seiner stachligen ›Decke‹ zur Seite und krabbelte auf allen vieren zum Rand des Hains. Dort lag er, beobachtete das Ufer und kratzte sich, wo ihn die Nadeln gepiekst hatten.

Der schneidende Wind der Nacht hatte sich so weit gelegt, daß nur noch eine leichte Brise wehte, die kaum die Wasseroberfläche bewegte. Der Fluß strömte ruhig und glatt vorbei. Und breit. Sicherlich war er zu breit und tief für die Blassen, so daß sie ihn nicht überqueren konnten. Das gegenüberliegende Ufer wirkte wie eine solide Wand aus Bäumen, so weit er flußaufwärts und flußabwärts sehen konnte. Innerhalb seiner Sichtweite bewegte sich dort absolut nichts.

Er war sich nicht sicher, was er davon zu halten hatte. Er konnte ganz gut ohne die Gesellschaft von Trollocs und Blassen auskommen, selbst auf der anderen Flußseite, aber seine Sorgen würden sich im Nu verflüchtigen, wenn die Aes Sedai oder der Behüter oder noch besser einer seiner Freunde dort auftauchten. *Wenn Wünschen Flügel wüchsen, würden Schafe fliegen.* Das hatte Frau Luhhan immer gesagt.

Er hatte kein Lebenszeichen seines Pferdes entdeckt, seit er über die Klippe geritten war – er hoffte, daß es den Fluß sicher durchschwommen hatte –, aber er war sowieso mehr ans Laufen gewöhnt als ans Reiten, und seine Stiefel waren stabil und hatten gute Sohlen. Er hatte nichts zu essen, trug jedoch seine Schleuder noch an der Hüfte und außerdem

die Fangschlinge in der Tasche. Da war doch sicher bald ein Kaninchen fällig. Alles, womit er ein Feuer hätte entzünden können, war mit seinen Satteltaschen verschwunden, doch aus den Zedern würde sich mit ein bißchen Mühe Zunder und ein Feuerbogen herstellen lassen.

Er zitterte, als der Wind in sein Versteck blies. Sein Umhang befand sich irgendwo im Fluß, und sein Mantel, wie auch alles andere, was er am Leib trug, war immer noch klamm und feucht von dem unfreiwilligen Bad im Fluß. Letzte Nacht war er zu müde gewesen, als daß ihn Kälte und Feuchtigkeit gestört hätten, aber jetzt fror er erbärmlich. Trotzdem entschied er sich dagegen, seine Kleider zum Trocknen über die Äste zu hängen. Der Tag war nicht unbedingt kalt; allerdings konnte man ihn auch nicht gerade warm nennen.

Es war eben eine Frage der Zeit, dachte er seufzend. Trockene Kleidung, ein wenig Ruhe, ein Kaninchen und ein Feuer, um es daran zu rösten, und noch mal ein bißchen Ruhe. Sein Magen grollte, und er bemühte sich, jeden Gedanken an Essen fallenzulassen. Er hatte Wichtigeres zu tun. Alles zu seiner Zeit, und das Wichtigste hatte Vorrang. Das war typisch für ihn.

Sein Blick folgte der starken Strömung des Arinelle flußabwärts. Er war ein besserer Schwimmer als Egwene. Falls sie es hier herüber geschafft hatte ... Nein, nicht *falls*. Der Ort, an dem sie angekommen sein *mußte*, dürfte sich weiter flußabwärts befinden. Er trommelte mit den Fingern auf den Boden, überlegte, wog ab.

Als er seine Entscheidung getroffen hatte, verlor er keine Zeit mehr, sondern hob seine Axt auf und setzte sich den Fluß entlang in Marsch.

Auf dieser Seite des Arinelles gab es keinen dichten Wald wie auf der anderen. Baumgruppen erhoben sich vereinzelt aus etwas, das man, sollte der Frühling jemals kommen, als Grasland bezeichnen konnte. Manche waren groß genug, daß man sie schon als Dickicht bezeichnen konnte. Gruppen von Nadelbäumen standen neben kahlen Eschen, Erlen und Süßholzsträuchern. Weiter unten am Fluß waren die Haine kleiner und noch nicht einmal so dicht wie diese hier. Sie gaben wenig Deckung, stellten aber immerhin die einzig mögliche Deckung dar. Er huschte gebückt von einem Wäldchen zum anderen. Wenn er sich zwischen Bäumen befand, warf er sich zu Boden, um die Ufer zu beobachten, sowohl die andere Seite als auch die, auf der er war. Der Behüter hatte behauptet, der Fluß werde für die Trollocs und Blassen ein unüberwindliches Hindernis darstellen aber stimmte das wirklich? Wenn sie ihn sähen, würde das vielleicht ausreichen, um ihre Hemmungen, tiefes Wasser zu überqueren, zu überwinden. Also beobachtete er ganz genau und rannte von einem Versteck zum nächsten, schnell und geduckt.

Auf diese Weise legte er mehrere Meilen zurück, bis er plötzlich auf halbem Weg zu einer Gruppe von Weiden stehenblieb und zu Boden starrte. Flecken nackter Erde durchsetzten das fahle Braun des letztjährigen Grases, und in der Mitte eines solchen Flecks, direkt vor seiner Nase, befand sich ein deutlich sichtbarer Hufabdruck. Langsam verbreitete sich ein Lächeln über sein Gesicht. Einige Trollocs hatten Hufe, doch er bezweifelte, daß sie beschlagen waren, und sie würden wohl kaum Hufeisen mit den doppelten Kreuzstreben tragen, die Meister Luhhan zur Verstärkung daran anbrachte. Er vergaß die möglichen

Beobachter auf der anderen Seite und suchte nach weiteren Spuren. Auf der dünnen Matte abgestorbenen Grases hielten sich Spuren nicht sehr gut, doch seine scharfen Augen spürten sie trotzdem auf. Der dürftige Pfad führte ihn geradewegs vom Fluß weg zu einem dichten Gehölz. Lederblattbäume und Zedern bildeten eine Mauer gegen den Wind oder gegen neugierige Blicke. In der Mitte thronte mit ausgebreiteten Asten eine Schierlingstanne. Er grinste noch immer, als er sich seinen Weg durch die übereinanderstehenden Äste bahnte, gleich, wieviel Lärm er auch machte. Plötzlich trat er in eine kleine Lichtung unter der Schierlingstanne und blieb stehen. Hinter einem kleinen Feuer kauerte Egwene mit grimmig entschlossenem Gesicht, einen dicken Ast wie einen Knüppel in den Händen und den Rücken an Belas Flanke gelehnt.

»Ich schätze, ich hätte doch rufen sollen«, meinte er mit verlegenem Achselzucken. Sie warf ihren Knüppel weg, rannte auf ihn zu und umarmte ihn. »Ich dachte, du wärst ertrunken. Du bist ja immer noch naß. Hier, setz dich ans Feuer, und wärme dich auf. Du hast dein Pferd verloren, nicht wahr?«

Er ließ sich von ihr ans Feuer schieben und rieb sich die Hände über den Flammen, dankbar für die Wärme. Sie holte ein in Ölpapier gewickeltes Päckchen aus ihrer Satteltasche und gab ihm etwas Brot und Käse. Das Päckchen war so gut eingewickelt gewesen, daß das Essen sogar nach dem Tauchbad noch trocken war. *Und du hast dir ihretwegen Sorgen gemacht! Sie ist besser davongekommen als du.*

»Bela hat mich herübergebracht«, sagte Egwene und tätschelte die struppige Stute. »Sie ist vor den Trollocs

davongerannt und hat mich mitgerissen.« Sie schwieg einen Moment lang. »Ich habe keinen von den anderen gesehen, Perrin.«

Er hörte die unausgesprochene Frage. Er beäugte bedauernd das Päckchen, das sie nun wieder einwickelte, und leckte sich die letzten Krümel von den Fingern, bevor er sagte: »Ich habe seit gestern niemanden außer dir gesehen. Immerhin auch keine Blassen und Trollocs.«

»Rand geht es bestimmt gut«, sagte Egwene und fügte dann schnell hinzu: »Den anderen auch. Ganz bestimmt. Vielleicht suchen sie jetzt nach uns. Sie könnten uns jeden Moment finden. Schließlich ist Moiraine eine Aes Sedai.«

»Ich werde ständig daran erinnert«, sagte er. »Versengen soll mich das Licht, ich wünschte, ich könnte es vergessen!«

»Ich habe nicht gehört, daß du dich beklagt hast, als sie die Trollocs davon abhielt, uns zu fangen«, sagte Egwene schnippisch.

»Ich wünsche mir nur, wir könnten ohne sie auskommen.« Er zuckte die Achseln, von ihrem stetigen Blick unangenehm berührt. »Aber das können wir wohl nicht. Ich habe nachgedacht.« Ihre Augenbrauen hoben sich, doch er war an die Überraschung gewöhnt, die andere zeigten, wenn er behauptete, eine Idee zu haben. Selbst wenn seine Ideen genauso gut waren wie die ihren, dachten sie immer daran, wie lange es dauerte, bis sie ihm eingefallen waren. »Wir können darauf warten, daß Lan und Moiraine uns finden.«

»Natürlich«, unterbrach sie ihn. »Moiraine Sedai sagte, sie werde uns finden, falls wir getrennt würden.«

Er ließ sie ausreden und fuhr dann fort: »Oder die Trollocs könnten uns zuerst finden. Moiraine könnte auch

tot sein. Das gilt für alle. Nein, Egwene. Es tut mir leid, aber das ist durchaus möglich. Ich hoffe sie sind alle in Sicherheit. Ich hoffe, sie kommen alle in ein paar Minuten hierher ans Feuer. Aber die Hoffnung ist wie ein dünner Faden, wenn du ertrinkst; er reicht nicht aus, um sich daran herauszuziehen.«

Egwene schloß den Mund und blickte ihn mit vorgeschobenem Kinn an. Schließlich sagte sie: »Du willst flußabwärts nach Weißbrücke gehen? Wenn uns Moiraine Sedai hier nicht findet, wird das der nächste Ort sein, an dem sie uns sucht.«

»Ich denke«, sagte er bedächtig, »wir *sollten* nach Weißbrücke gehen. Aber das wissen wohl auch die Blassen. Sie werden gerade dort suchen, und diesmal hätten wir keine Aes Sedai und keinen Behüter dabei, um uns zu beschützen.«

»Also, dann schlägst du vor, daß wir irgendwohin ins Blaue davonrennen, wie Mat es wollte? Uns irgendwo verstecken, wo Blasse und Trollocs uns nicht finden? Und auch Moiraine Sedai nicht, ja?«

»Glaube nicht, daß ich nicht daran gedacht habe«, sagte er ruhig. »Aber jedesmal, wenn wir glauben, wir hätten sie los, finden uns die Blassen und die Trollocs wieder. Ich weiß nicht, ob es *irgendeinen* Ort gibt, an dem wir uns vor ihnen verstecken könnten. Es gefällt mir wohl nicht sehr, aber wir brauchen Moiraine.«

»Dann verstehe ich nichts mehr. Wohin sollen wir gehen?«

Er blinzelte überrascht. Sie wartete auf seine Antwort. Wartete darauf, daß *er* ihr sagte, was sie tun sollten. Der Gedanke war ihm völlig neu, daß sie ihn die Führung übernehmen lassen wollte. Egwene hatte es noch nie

gepaßt, tun zu müssen, was jemand anderes geplant hatte, und sie ließ sich nie von anderen vorschreiben, was sie zu tun habe. Eine Ausnahme machte sie vielleicht nur bei der Seherin, und er glaubte, daß sie sich manchmal auch dagegen sträubte. Er strich die Erde vor ihnen mit der Hand glatt und räusperte sich ungeschickt.

»Das ist der Ort, an dem wir uns jetzt befinden, und hier ist Weißbrücke.« Er drückte mit dem Finger zwei Zeichen in den Boden. »Dann müßte Caemlyn irgendwo in dieser Gegend sein.« Er machte ein drittes Zeichen, diesmal ein Stück entfernt von den anderen. Er hielt inne und sah die drei Abdrücke in der Erde an. Sein gesamter Plan hing davon ab, wie gut er sich an die alte Landkarte ihres Vaters erinnern konnte. Meister al'Vere hatte gemeint, sie sei nicht genau, und außerdem hatte er nie soviel darüber gehockt und geträumt wie Rand und Mat. Doch Egwene schwieg. Als er aufblickte, beobachtete sie ihn immer noch und hatte die Hände in den Schoß gelegt. »Caemlyn?« Ihre Stimme klang verblüfft.

»Caemlyn.« Er verband zwei der Abdrücke auf dem Boden durch eine Linie. »Weg vom Fluß und quer rüber. Keiner würde das erwarten. Wir warten in Caemlyn auf sie.« Er klopfte sich den Schmutz von den Händen und wartete. Er glaubte, es sei ein guter Plan, aber sicher hatte sie Einwände. Er erwartete, daß sie jetzt die Führung übernahm – sie trieb ihn immer zu irgend etwas an –, und es war ihm recht.

Zu seiner Überraschung nickte sie. »Es muß Dörfer geben. Wir können uns nach dem Weg erkundigen.«

»Was mir Kopfzerbrechen bereitet«, sagte Perrin, »ist: Was wollen wir tun, wenn uns die Aes Sedai dort nicht findet? Licht, wer hätte je geglaubt, daß ich mir mal den

Kopf über so was zerbrechen würde? Was geschieht, wenn sie nicht nach Caemlyn kommt? Vielleicht hält sie uns für tot? Vielleicht bringt sie Rand und Mat geradewegs nach Tar Valon?«

»Moiraine Sedai sagte, sie könne uns finden«, sagte Egwene mit Nachdruck. »Wenn sie uns hier finden kann, kann sie es auch in Caemlyn, und das wird sie.«

Perrin nickte langsam. »Meinst du? Aber wenn sie nach ein paar Tagen in Caemlyn nicht auftaucht, dann gehen wir weiter nach Tar Valon und bringen unseren Fall vor den Amyrlin-Sitz.« Er atmete tief durch. *Vor zwei Wochen hast du noch nicht einmal eine Aes Sedai gesehen, und nun sprichst du über den Amyrlin-Sitz! Licht!* »Nach Lans Aussage gibt es eine gute Straße von Caemlyn aus.« Er sah das Ölpapierpäckchen neben Egwene an und räusperte sich. »Wie steht es mit noch ein wenig Brot und Käse?«

»Das muß vielleicht ziemlich lange reichen«, sagte sie, »es sei denn, du hast mehr Glück im Fallenstellen als ich vergangene Nacht. Na, wenigstens war es leicht, Feuer zu machen.« Sie lachte vergnügt, als habe sie einen Scherz gemacht, und steckte das Päckchen zurück in die Satteltasche.

Offensichtlich gab es eine Grenze in bezug auf ihre Bereitschaft, einen anderen die Führung übernehmen zu lassen. Sein Magen grollte wieder. »In diesem Fall«, sagte er und stand auf, »können wir genausogut jetzt gleich aufbrechen.«

»Aber du bist noch naß!« wandte sie ein.

»Ich werde schon beim Laufen trocknen«, sagte er entschlossen und schob mit den Füßen Erde auf das Feuer. Wenn er der Anführer war, dann wurde es Zeit, das unter Beweis zu stellen. Der Wind vom Fluß her frischte auf.

GLOSSAR

Der *Tomanische Kalender* (von Toma dur Ahmid entworfen) wurde ungefähr zwei Jahrhunderte nach dem Tod des letzten männlichen Aes Sedai eingeführt. Er zählte die Jahre *Nach der Zerstörung der Welt* (NZ). Während der Trolloc-Kriege wurden viele Aufzeichnungen zerstört, so daß man sich nach dem Ende dieser Kriege nicht mehr sicher war, in welchem Jahr der alten Zeitrechnung der neue Kalender einsetzte. Tiam von Gazar schlug die Einführung eines neuen Kalenders vor, der die damals angenommene Befreiung von der Bedrohung durch die Trollocs feierte und jedes Jahr als ein *Freies Jahr* (FJ) zählte. Innerhalb der zwanzig auf das Kriegsende folgenden Jahre fand der *Gazarenische Kalender* weitgehende Anerkennung. Artur Falkenflügel bemühte sich, einen neuen Kalender durchzusetzen, der auf seiner Reichsgründung basierte (VG, *Von der Gründung an*), aber dieser Versuch ist heute nur noch den Historikern bekannt. Nach weitreichender Zerstörung, Tod und Aufruhr während des Hundertjährigen Kriegs wurde ein vierter Kalender von Uren din Jubai Fliegende Möwe entworfen, einem Gelehrten der Meerleute, und von dem Panarch Farede von Tarabon weiterverbreitet. Der *Farede-Kalender*, der von dem willkürlich angenommenen Ende des Hundertjährigen Kriegs an rechnet und die Jahre seither als *Neue Ära* (NÄ) führt, ist momentan in Gebrauch.

Adan, Heran (Ei-dan): Gouverneur von Baerlon.

Aera-Gewebe: siehe Muster eines Zeitalters.

Aes Sedai (Aies Sehdai): Träger der Einen Macht. Seit der Zeit des Wahnsinns sind alle Überlebenden Aes Sedai Frauen. Man mißtraut ihnen und fürchtet, ja, haßt sie. Viele geben ihnen die Schuld an der Zerstörung der Welt, und allgemein glaubt man, sie würden sich in die Angelegenheiten ganzer Staaten einmischen. Gleichzeitig aber findet man nur wenige Herrscher ohne Aes Sedai-Berater, selbst in Ländern, wo schon die Existenz einer solchen Verbindung geheimgehalten werden muß. Als Anrede wird benützt: Sheriam Sedai; als Ehrentitel: Sheriam Aes Sedai (siehe auch: Ajah; Amyrlin-Sitz).

Agelmar; Lord Agelmar (Eigelmar) aus dem Hause Jagad: Herr von Fal Dara. Im Wappen führt er drei rennende Rotfüchse.

Aiel (Aiiehl): die Bewohner der Aiel-Wüste; gelten als wild und zäh. Man nennt sie auch Aielmänner. Vor dem Töten verschleiern sie die Gesichter. Das führte zu der Redensart: ›Er benimmt sich wie ein Aiel mit schwarzem Schleier‹, um einen gewalttätigen Menschen zu beschreiben. Sie nehmen kein Schwert in die Hand, sind aber tödliche Krieger, ob mit Waffen oder mit bloßen Händen. Während sie in die Schlacht ziehen, spielen ihre Spielleute Tanzmelodien auf. Die Aielmänner benützen für die Schlacht das Wort ›der Tanz‹.

Aiel-Wüste: das rauhe, zerrissene und fast wasserlose Gebiet östlich des Rückrats der Welt. Nur wenige Außenseiter wagen sich dorthin, weil es für jemanden der nicht dort geboren wurde, fast unmöglich ist Wasser zu finden, und weil die Aiel sich im ständigen

Kriegszustand mit allen anderen Völkern befinden und Fremde ablehnen.

Ajah: Gesellschaftsgruppen unter den Aes Sedai. Jede Aes Sedai gehört einer solchen Gruppe an. Sie unterscheiden sich durch ihre Farben: Blaue Ajah, Rote Ajah, Weiße Ajah, Grüne Ajah, Braune Ajah, Gelbe Ajah und Graue Ajah. Jede Gruppe folgt ihrer eigenen Auslegung in bezug auf die Anwendung der Einen Macht und die Existenz der Aes Sedai. Zum Beispiel setzen die Roten Ajah ihre ganze Kraft dazu ein, Männer zu finden und zu beeinflussen, die versuchen, die Macht auszuüben. Eine Braune Ajah andererseits leugnet alle Verbindung zur Außenwelt und verschreibt sich ganz der Suche nach Wissen. Es gibt Gerüchte (vehement verneint und um keinen Preis vor einer Aes Sedai zu erwähnen) über eine Schwarze Ajah, die dem Dunklen König dient.

Aldieb: in der Alten Sprache ›Westwind‹, der Wind, der den Frühlingsregen bringt.

Al Ellisande!: in der Alten Sprache ›Für die Rose der Sonne!‹

al'Meara, Nynaeve (Almehra, Nainiev): die Seherin von Emondsfeld.

al'Thor, Rand: ein junger Bauer und Schäfer aus dem Gebiet der Zwei Flüsse.

al'Vere, Egwene (Alwier, Egwain): jüngste Tochter des Wirts von Emondsfeld.

Amyrlin, die: (1.) Titel der Anführerin der Aes Sedai. Auf Lebenszeit vom Turmrat gewählt, dem höchsten Gremium des Aes Sedai; dieser besteht aus je drei Abgeordneten der sieben Ajahs. Die Amyrlin hat, jedenfalls theoretisch, unter den Aes Sedai beinahe uneingeschränkte Macht; in etwa vom Rang einer

Königin.
(2.) Thron der Anführerin der Aes Sedai.

Andor: das Reich, innerhalb dessen das Gebiet der Zwei Flüsse liegt. Im Wappen führt Andor einen sprungbereiten weißen Löwen auf rotem Feld.

Angreal: ein sehr seltenes Objekt. Es erlaubt einer Person, die die Eine Macht lenken kann, einen stärkeren Energiefluß zu meistern, als das sonst ohne Hilfe und ohne Lebensgefahr möglich ist. Relikte des Zeitalters der Legenden. Es ist heute nicht mehr bekannt, wie sie angefertigt wurden (siehe auch: sa'Angreal).

Arafel: eines der Grenzlande. Im Wappen führt Arafel drei weiße Rosen auf rotem Feld und diagonal gegenüber drei rote Rosen auf weißem Feld.

Aram (Eiram): ein junger Mann der Tuatha'an.

Augenlosen, die: siehe Myrddraal.

Avendesora: in der alten Sprache der Baum des Lebens; wird in vielen Geschichten und Legenden erwähnt.

Aybara, Perrin: ein junger Schmiedlehrling aus Emondsfeld.

Ba'alzamon: in der Trolloc-Sprache ›Herz der Dunkelheit‹. Es wird angenommen, dies sei der Trolloc-Name für den Dunklen König.

Baerlon: eine Stadt in Andor an der Straße von Caemlyn zu den Minen in den Nebelbergen.

Barran, Doral: die Seherin von Emondsfeld vor Nynaeve al'Meara.

Behüter: ein Krieger, der einer Aes Sedai zugeschworen ist. Das geschieht mit Hilfe der Einen Macht, und er gewinnt dadurch Fähigkeiten wie schnelles Heilen von Wunden, er kann lange Zeiträume ohne Wasser, Nahrung und Schlaf auskommen und den Einfluß des

Dunklen Königs auf größere Entfernung spüren. So lange er am Leben ist, weiß die mit ihm verbundene Aes Sedai, daß er lebt, auch wenn er noch so weit entfernt ist, und sollte er sterben, dann weiß sie den genauen Zeitpunkt und auch den Grund seines Todes. Allerdings weiß sie nicht, wie weit von ihr entfernt er sich befindet oder in welcher Richtung. Die meisten Ajahs gestatten einer Aes Sedai den Bund mit nur einem Behüter. Die Roten Ajah allerdings lehnen die Behüter für sich selbst ganz ab, während die Grünen Ajah eine Verbindung mit so vielen Behütern gestatten, wie die Aes Sedai es wünscht. An sich muß der Behüter der Verbindung freiwillig zur Verfügung stehen, es gab jedoch auch Fälle, in denen der Krieger dazu gezwungen wurde. Welche Vorteile die Aes Sedai aus der Verbindung ziehen, wird von ihnen als streng gehütetes Geheimnis behandelt. (siehe auch Aes Sedai).

Bel Tine (Behltein): Frühlingsfest im Gebiet der Zwei Flüsse.

Biteme: ein winzig kleines, stechendes, sehr lästiges Insekt.

Blassen, die: siehe Myrddraal.

Blattverderber: siehe Dunkler König.

Blaue Ajah: siehe Ajah.

Bornhald, Dain: ein Offizier der Kinder des Lichts, Sohn von Geofram Bornhald.

Bornhald, Geofram: ein Oberkommandierender Hauptmann der Kinder des Lichts.

Bryne, Gareth: General und Hauptmann der königlichen Garde von Andor. Dient Morgase auch als der Erste Prinz des Schwertes. Im Wappen führt er drei goldene Sterne mit jeweils fünf Strahlen.

Byar, Jaret: ein Offizier der Kinder des Lichts.

Caemlyn: die Hauptstadt von Andor.

Cairhien: sowohl eine Nation am Rückrat der Welt wie auch die Hauptstadt dieser Nation. Die Stadt wurde im Aielkrieg (976–978 NÄ) niedergebrannt und geplündert. Im Wappen führt Cairhien eine goldene Sonne mit vielen Strahlen, die sich vom unteren Rand eines himmelblauen Feldes erhebt.

Carai an Caldazar!: In der Alten Sprache ›Zur Ehre des Roten Adlers!‹ Der uralte Schlachtruf von Manetheren.

Carai an Ellisande!: In der Alten Sprache ›Zur Ehre der Rose der Sonne!‹ Der Schlachtruf des letzten Königs von Manetheren.

Cauthon, Matrim (Mat): ein junger Bauer von den Zwei Flüssen.

Charin, Jain (Dschain): siehe Fernstreicher, Jain.

Cuendillar: siehe Herzstein.

Dämpfung: Wenn ein Mann die Anlage zeigt, die Eine Macht zu beherrschen, müssen die Aes Sedai seine Kräfte ›dämpfen‹, also komplett unterdrücken, da er sonst wahnsinnig wird, vom Verderben der *Saidin* getroffen, und möglicherweise schreckliches Unheil mit seinen Kräften anrichten wird. Ein Mann, der der Dämpfung unterzogen wurde, kann die Eine Macht noch spüren, sie aber nicht mehr benutzen. Wenn vor der Dämpfung der beginnende Wahnsinn eingesetzt hat, kann er durch den Akt der Dämpfung aufgehalten, jedoch nicht geheilt werden. Hat die Dämpfung früh genug stattgefunden, kann das Leben des Mannes gerettet werden.

Damodred, Lord Galadedrid: der einzige Sohn von Taringail Damodred und Tigraine; Halbbruder von

Elayne und Gawyn. Im Wappen führt er ein geflügeltes silbernes Schwert, das nach unten zeigt.

Damodred, Prinz Taringail: ein königlicher Prinz von Cairhien; er heiratete Tigraine und zeugte Galadedrid. Als Tigraine verschwand und für tot erklärt wurde, heiratete er Morgase und zeugte Elayne und Gawyn. Er verschwand unter mysteriösen Begleitumständen und wird seit vielen Jahren für tot gehalten. Sein Wappen war eine doppelschneidige goldene Streitaxt.

Dha-vol, Dhai-mon: siehe Trollocs.

Djevik K'Shar: in der Trolloc-Sprache ›Der Sterbende Boden‹; Trollocname für die Aielwüste.

Domon, Bayle (Beil): Kapitän der *Gischt*.

Drache, der: Ehrenbezeichnung für Lews Therin Telamon während des Schattenkriegs. Als der Wahnsinn alle männlichen Aes Sedai befiel, tötete Lews Therin alle Personen, die etwas von seinem Blut in sich trugen, und jede Person, die er liebte. So bezeichnete man ihn anschließend als Brudermörder. Heute wird die Redensart ›vom Drachen besessen‹ benutzt, wenn man sagen will, daß jemand seine Mitmenschen grundlos gefährdet oder bedroht (siehe auch Wiedergeborener Drache).

Drache, falsch: Manchmal behaupten Männer, der Wiedergeborene Drache zu sein, und manch einer gewinnt so viele Anhänger, daß ihn nur eine Armee besiegen kann. Einige haben schon Kriege begonnen, in die viele Nationen verwickelt wurden. In den letzten Jahrhunderten waren die meisten falschen Drachen nicht in der Lage, die Eine Macht richtig anzuwenden, aber es gab doch ein paar, die es konnten. Alle jedoch verschwanden oder wurden gefangen oder getötet, ohne

eine der Prophezeiungen erfüllen zu können, die sich um die Wiedergeburt des Drachen ranken. Diese Männer nennt man falsche Drachen (siehe auch Wiedergeborener Drache).

Drachenzahn: ein stilisiertes Zeichen, meist schwarz, in Form einer auf der Spitze stehenden Träne. Wenn es auf eine Tür oder ein Haus gezeichnet wird, gilt das als Anschuldigung, daß die Bewohner dem Bösen dienen.

Dunkler König: gebräuchlichste Bezeichnung, in allen Ländern verwendet, für Shai'tan, die Quelle des Bösen, Antithese des Schöpfers. Im Augenblick der Schöpfung wurde er vom Schöpfer in ein Verlies am Shayol Ghul gesperrt. Ein Versuch, ihn aus diesem Kerker zu befreien, führte zum Schattenkrieg, dem Verderben der *Saidin*, der Zerstörung der Welt und dem Ende des Zeitalters der Legenden.

Dunklen König nennen, den: Wenn man den wirklichen Namen des Dunklen Königs erwähnt (Shai'tan), zieht man seine Aufmerksamkeit auf sich, was unweigerlich dazu führt, daß man Pech hat oder schlimmstenfalls eine Katastrophe erlebt. Aus diesem Grund werden viele Euphemismen verwendet, wie z.B. der Dunkle König, der Vater der Lügen, der Sichtblender, der Herr der Gräber, der Schäfer der Nacht, Herzensbann, Herzfang, Grasbrenner und Blattverderber. Jemand, der das Pech anzuziehen scheint, ›nennt den Dunklen König‹.

Easar, König Easar aus dem Hause Togita: König von Schienar. In seinem Wappen führt er den weißen Hirsch, der nach einer schienarischen Sitte auch – zusammen mit dem schwarzen Falken – das gesamte Land repräsentiert.

Eine Macht, die: die Kraft aus der Wahren Quelle. Die große Mehrheit der Menschen ist absolut unfähig, zu

lernen, wie man die Eine Macht anwendet. Eine sehr geringe Anzahl von Menschen kann die Anwendung erlernen, und noch weniger besitzen diese Fähigkeit von Geburt an. Diese wenigen müssen ihren Gebrauch nicht lernen, denn sie werden die Wahre Quelle berühren und die Eine Macht benutzen, ob sie wollen oder nicht, vielleicht sogar ohne zu bemerken, was sie da tun. Diese angeborene Fähigkeit taucht meist zuerst während der Pubertät auf. Wenn man dann nicht die Kontrolle darüber erlernt – durch Lehrer oder auch ganz allein (extrem schwierig, die Erfolgsquote liegt bei eins zu vier) –, ist die Folge der sichere Tod. Seit der Zeit des Wahns hat kein Mann es gelernt, die Eine Macht kontrolliert anzuwenden, ohne dabei auf die Dauer auf schreckliche Art dem Wahnsinn zu verfallen. Selbst wenn er in gewissem Maß die Kontrolle erlangt hat, stirbt er an einer Verfallskrankheit, bei der er bei lebendigem Leib verfault. Auch diese Krankheit wird, genau wie der Wahnsinn, von dem Verderben hervorgerufen, das der Dunkle König über die *Saidin* brachte. Bei Frauen ist der Tod mangels Kontrolle der Einen Macht etwas erträglicher, aber sterben müssen auch sie. Die Aes Sedai suchen nach Mädchen mit diesen angeborenen Fähigkeiten, zum einen um ihre Leben zu retten und zum anderen, um die Anzahl der Aes Sedai zu vergrößern. Sie suchen nach Männern mit dieser Fähigkeit, um zu verhindern, daß sie Schreckliches damit anrichten, wenn sie dem Wahn verfallen (siehe auch Zeit des Wahns, die Wahre Quelle).

Elaida: eine Aes Sedai-Ratgeberin der Königin Morgase von Andor.

Elayne: Königin Morgases Tochter, die Tochter-Erbin des Throns von Andor. Sie führt im Wappen eine goldene Lilie.

Else, Else Grinwell: eine Bauerntochter, die in der Nähe der Straße nach Caemlyn wohnt.

Erster Prinz des Schwertes: Titel – normalerweise – des ältesten Bruders der Königin von Andor, der seit seiner Kindheit darauf vorbereitet wurde, im Krieg die Armee der Königin zu kommandieren und im Frieden als ihr Ratgeber zu fungieren. Falls die Königin keinen überlebenden Bruder hat, bestimmt sie jemanden für diese Position.

Fäule: siehe Große Fäule.

Fain, Padan: ein Hausierer, der gerade rechtzeitig zur Winternacht in Emondsfeld ankommt.

Falkenflügel, Artur: ein legendärer König, der alle Länder westlich des Rückgrats der Welt und einige von jenseits der Aiel-Wüste einte. Er sandte sogar eine Armee über das Aryth-Meer, doch verlor man bei seinem Tod, der den Hundertjährigen Krieg auslöste, jeden Kontakt mit diesen Soldaten. Er führte einen fliegenden goldenen Falken im Wappen (siehe auch: Hundertjähriger Krieg).

Far Dareis Mai: wörtlich ›Töchter des Speers‹, eine von mehreren Kriegergemeinschaften der Aiel. Anders als bei den übrigen werden ausschließlich Frauen aufgenommen. Sollte sie heiraten, darf eine Frau nicht mehr Mitglied bleiben. Während einer Schwangerschaft darf ein Mitglied nicht kämpfen. Jedes Kind eines Mitglieds wird von einer anderen Frau aufgezogen, so daß niemand mehr weiß, wer die wirkliche Mutter war. (›Du darfst keinem Manne angehören, und kein Mann oder Kind darf dir angehören. Der Speer ist dein

Liebhaber, dein Kind und dein Leben.‹) Diese Kinder sind hochangesehen, denn es wurde prophezeit, daß ein Kind einer Tochter des Speers die Clans vereinen und zu der Bedeutung zurückführen wird, die sie im Zeitalter der Legenden besaßen.

Faust: grundlegende militärische Einheit der Trollocs. Die Anzahl der Krieger ist unterschiedlich: Es sind immer mehr als 100, aber nie mehr als 200. Eine Faust wird gewöhnlich, wenn auch nicht immer, von einem Myrddraal befehligt.

Fernstreicher, Jain: ein Held aus dem hohen Norden, der viele Länder bereiste und viele Abenteuer erlebte; Autor mehrerer Bücher und selbst Hauptperson in Büchern und Geschichten. Er verschwand 994 NÄ, nachdem er von einer Reise in die Große Fäule zurückgekehrt war, von der behauptet wird, sie habe ihn bis zum Shayol Ghul geführt.

Flamme von Tar Valon: das Symbol für Tar Valon und die Aes Sedai. Die stilisierte Darstellung einer Flamme; eine weiße, nach oben gerichtete Träne.

Frauenzirkel: eine Gruppe von Frauen, die von den Frauen des Dorfs gewählt werden und die für Frauenangelegenheiten im Dorf verantwortlich sind (z.B. wann Aussaat und Ernte durchgeführt werden). Der Frauenzirkel ist dem Gemeinderat gleichgestellt, hat aber ganz klar vorgeschriebene Sachgebiete und Verantwortlichkeiten. Steht oft im Gegensatz zum Gemeinderat (siehe auch Gemeinderat).

Fünf Mächte: die Stränge der Einen Macht. Jeder, der die Eine Macht anwenden kann, wird einige dieser Stränge besser als die anderen handhaben können. Diese Stränge nennt man nach den Dingen, die man durch ihre

Anwendung beeinflussen kann: Erde, Luft, Feuer, Wasser, Geist – die Fünf Mächte. Wer die Eine Macht anwenden kann, beherrscht gewöhnlich einen oder zwei dieser Stränge besonders gut und hat Schwächen in der Anwendung der übrigen. Einige wenige beherrschen auch drei davon, aber seit dem Zeitalter der Legenden gab es niemanden mehr, der alle fünf in gleichem Maße beherrschte. Und auch dann war das eine große Seltenheit. Das Maß, in dem diese Stränge beherrscht werden und Anwendung finden, ist individuell ganz verschieden; einzelne dieser Personen sind sehr viel stärker als die anderen. Wenn man bestimmte Handlungen mit Hilfe der Einen Macht vollbringen will, muß man einen oder mehrere bestimmte Stränge beherrschen. Wenn man beispielsweise ein Feuer entzünden oder beeinflussen will, braucht man den Feuer-Strang; will man das Wetter ändern, muß man die Bereiche Luft und Wasser beherrschen, während man für Heilungen Wasser und Geist benutzen muß. Während Männer und Frauen in gleichem Maße den Geist beherrschten, war das Talent in bezug auf Erde und/oder Feuer besonders oft bei Männern ausgeprägt und das für Wasser und/oder Luft bei Frauen. Es gab Ausnahmen, aber trotzdem betrachtete man Erde und Feuer als die männlichen Mächte, Luft und Wasser als die weiblichen. Im allgemeinen werden die Fähigkeiten als gleichwertig betrachtet, doch unter den Aes Sedai gibt es ein Sprichwort: ›Es gibt keinen Felsen, der so fest ist, daß Wind und Wasser ihn nicht abtragen könnten, und kein Feuer, das nicht von Wasser oder Wind gelöscht werden kann.‹ Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß dieses Sprichwort erst lange nach dem Tod des letzten

männlichen Aes Sedai aufkam. Irgendein mögliches Äquivalent bei den männlichen Aes Sedai ist nicht mehr bekannt.

Galad: siehe Damodred, Lord Galadedrid.

Gaukler: fahrende Märchenerzähler, Musikanten, Jongleure, Akrobaten und Alleinunterhalter. Ihr Abzeichen ist die aus bunten Flicken zusammengesetzte Kleidung. Sie besuchen vor allem Dörfer und Kleinstädte, da in den größeren Städten schon zuviel andere Unterhaltung geboten wird.

Gawyn: Sohn der Königin Morgase, Bruder von Elayne, der bei Elaynes Thronbesteigung Erster Prinz des Schwertes wird. Er führt einen weißen Keiler im Wappen.

Gemeinderat: In den meisten Dörfern wird eine Gruppe von Männern in den Gemeinderat gewählt, der für alle Entscheidungen zuständig ist, die das gesamte Dorf oder Verhandlungen mit anderen Dörfern betreffen. Vorsitzender ist der Bürgermeister oder Dorfälteste. Der Gemeinderat streitet häufig mit dem Frauenzirkel des Dorfes. Diese Auseinandersetzungen haben schon fast Tradition (siehe auch Frauenzirkel).

Gewebe der Zeiten: auch Zeitgewebe genannt (siehe Großes Muster).

Grenzlande: die an die Große Fäule angrenzenden Nationen: Saldaea, Arafel, Kandor und Schienar.

Große Fäule: eine Region im hohen Norden, die durch den Dunklen König vollständig verdorben wurde. Sie stellt eine Zuflucht für Trollocs, Myrddraal und andere Kreaturen des Dunklen Königs dar.

Großer Herr der Dunkelheit: Diese Bezeichnung verwenden die Schattenfreunde für den Dunklen König.

Sie behaupten, es sei Blasphemie, seinen wirklichen Namen zu benützen.

Großes Muster: Das Rad der Zeit verwebt die Muster der einzelnen Zeitalter zum Großen Muster, in dem die gesamte Existenz und Realität, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft festgelegt sind. Auch als Gewebe der Zeiten oder Zeitengewebe bekannt (siehe auch Muster eines Zeitalters, Rad der Zeit).

Große Schlange: ein Symbol für die Zeit und die Ewigkeit, das schon uralt war, bevor das Zeitalter der Legenden begann. Es zeigt eine Schlange, die den eigenen Schwanz verschlingt.

Halbmensch: siehe Myrddraal.

Herzensbann, Herzfang: siehe Dunkler König.

Herzstein: eine unzerstörbare Substanz, die während des Zeitalters der Legenden erschaffen wurde. Jede bekannte Kraft, die dazu benutzt wird, den Herzstein zu zerstören, wird von ihm absorbiert und stärkt die Kraft des Herzsteins.

Horn von Valere: das legendäre Ziel der Wilden Jagd nach dem Horn. Man nimmt an, das Horn könne tote Helden zum Leben erwecken, damit sie gegen den Schatten kämpfen.

Hundert Gefährten: hundert männliche Aes Sedai, ausgewählt aus den Mächtigsten des Zeitalters der Legenden, die – von Lews Therin Telamon geführt – den letzten Angriff durchführten und den Schattenkrieg beendeten, indem sie den Dunklen König erneut in seinen Kerker sperrten und diesen versiegelten. Der Gegenangriff verdarb die *Saidin*; die Hundert Gefährten verfielen dem Wahnsinn und begannen mit der Zerstörung der Welt.

Hundertjähriger Krieg: eine Reihe sich überschneidender Kriege, geprägt von sich ständig verändernden Bündnissen, ausgelöst durch den Tod von Artur Falkenflügel und die darauffolgenden Auseinandersetzungen um seine Nachfolge. Er dauerte von 994 FJ bis 1117 FJ. Der Krieg entvölkerte weite Landstriche zwischen dem Aryth-Meer und der Aiel-Wüste, zwischen dem Meer der Stürme und der Großen Fäule. Die Zerstörungen waren so schwerwiegend, daß über diese Zeit nur noch fragmentarische Berichte vorliegen. Das Reich Artur Falkenflügels zerfiel, und die heutigen Staaten bildeten sich heraus.

Illian: ein großer Hafen am Meer der Stürme, Hauptstadt der gleichnamigen Nation. Im Wappen von Illian findet man neun goldene Bienen auf dunkelgrünem Feld.

Ingtar, Lord Ingtar aus dem Hause Schinowa: ein Krieger aus Schienar, der in Fal Dara auftaucht.

Kandor: eines der Grenzlande. Im Wappen führt Kandor ein sich aufbäumendes rotes Pferd auf blaßgrünem Feld.

Kesselflicker: siehe Tuatha'an.

Kinch, Hyam (Kinsch, Haiam): ein Bauer, der nahe der Straße nach Caemlyn wohnt.

Kinder des Lichts: eine Gemeinschaft von Asketen, die sich den Sieg über den Dunklen König und die Vernichtung aller Schattenfreunde zum Ziel gesetzt hat. Die Gemeinschaft wurde während des Hundertjährigen Kriegs von Lothair Mantelar gegründet, der gegen die ansteigende Zahl der Schattenfreunde als Prediger anging. Während des Kriegs entwickelte sich daraus eine vollständige militärische Organisation, extrem streng ideologisch ausgerichtet und fest in dem Glauben, nur sie dienten der absoluten Wahrheit und dem Recht. Sie

hassen die Aes Sedai und halten sie sowie alle, die sie unterstützen oder sich mit ihnen befreunden, für Schattenfreunde. Sie werden geringschätzig Weißmäntel genannt. Im Wappen führen sie eine goldene Sonne mit Strahlen auf weißem Feld.

Ko'bal: siehe Trollocs.

Lan, al'Lan Mandragoran: ein Krieger aus dem Norden, Gefährte von Moiraine.

Luc, Lord Luc aus dem Hause Mantear: Tigraines Bruder, der ihr Erster Prinz des Schwertes geworden wäre, hätte sie den Thron bestiegen. Man glaubt allgemein an eine Verbindung zwischen seinem Verschwinden in der Großen Fäule und Tigraines späterem Verschwinden. Er führte eine Eichel im Wappen.

Lurk: siehe Myrddraal.

Macherax Elyas: ein Mann, den Perrin und Egwene im Wald treffen.

Mahdi: in der Alten Sprache ›Sucher‹; Titel eines Karawanenführers bei den Tuatha'an.

Malkier: eine Nation, einst eins der Grenzlande, mittlerweile Teil der Großen Fäule. Im Wappen führte Malkier einen fliegenden goldenen Kranich.

Mandarb: in der Alten Sprache ›Klinge‹.

Manetheren: eine der Zehn Nationen, die den Zweiten Pakt schlossen; Hauptstadt des gleichnamigen Staates. Sowohl die Stadt als auch die Nation wurden in den Trolloc-Kriegen vollständig zerstört.

Maradon: Hauptstadt von Saldaea.

Meerleute, Meervolk: Bewohner der Inseln im Aryth-Meer und im Meer der Stürme. Sie verbringen wenig Zeit auf diesen Inseln und leben statt dessen meist auf

ihren Schiffen. Sie beherrschen den Seehandel fast vollständig.

Meile: Längenmaß, gleich eintausend Spannen (siehe auch Spanne).

Merrilin, Thom: ein Gaukler, der nach Emondsfeld kommt, um dort seine Kunst beim Bel Tine zu zeigen.

Min: eine junge Frau im *Hirsch und Löwen* in Baerlon.

Moiraine (Moarän): eine Besucherin, die vor Winternacht nach Emondsfeld kommt.

Morgase (Morgeis): von der Gnade des Lichts, Königin von Andor, Hochsitz des Hauses Trakand. Sie führt drei goldene Schlüssel im Wappen. Das Wappen des Hauses Trakand zeigt einen silbernen Grundpfeiler.

Muster eines Zeitalters: Das Rad der Zeit verwebt die Stränge menschlichen Lebens zum Muster eines Zeitalters, das die Substanz der Realität dieser Zeit bildet; auch als Zeitengewebe bekannt (siehe auch Ta'veren).

Myrddraal: Kreaturen des Dunklen Königs, Kommandanten der Trolloc-Heere. Nachkommen von Trollocs, bei denen das Erbe der menschlichen Vorfahren wieder stärker hervortritt, die man benutzt hat, um die Trollocs zu erschaffen. Trotzdem deutlich vom Bösen dieser Rasse gezeichnet. Sie sehen äußerlich wie Menschen aus, haben aber keine Augen. Sie können jedoch im Hellen wie im Dunklen wie Adler sehen. Sie haben gewisse, vom Dunklen König stammende Kräfte, darunter die Fähigkeit, mit einem Blick ihr Opfer vor Angst zu lähmen. Wo Schatten sind, können sie hineinschlüpfen und sind nahezu unsichtbar. Eine ihrer wenigen bekannten Schwächen besteht darin, daß sie Schwierigkeiten haben, fließendes Wasser zu

überqueren. Man kennt sie unter vielen Namen in den verschiedenen Ländern, z.B. als Halbmenschen, als die Augenlosen, Schattenmänner, Lurk und die Blassen.

Pakt der Zehn Nationen: eine Liga, die in den Jahrhunderten nach der Zerstörung der Welt entstand (ca. 200 NZ); dem Sieg über den Dunklen König verschrieben; zerbrach während der Trolloc-Kriege.

Rad der Zeit: Die Zeit stellt man sich als ein Rad mit sieben Speichen vor – jede Speiche steht für ein Zeitalter. Wie sich das Rad dreht, so folgt Zeitalter auf Zeitalter. Jedes hinterläßt Erinnerungen, die zu Legenden verblassen, zu bloßen Mythen werden und schließlich vergessen sind, wenn dieses Zeitalter wiederkehrt. Das Muster eines Zeitalters wird bei jeder Wiederkehr leicht verändert, doch auch wenn die Änderungen einschneidender Natur sein sollten, bleibt es doch das gleiche Zeitalter.

Rote Ajah: siehe Ajah.

Rückgrat der Welt: eine hohe Bergkette, über die nur wenige Pässe führen. Sie trennt die Aiel-Wüste von den westlichen Ländern.

Sa'angreal: ein extrem seltenes Objekt, das es einem Menschen erlaubt, die Eine Macht in viel stärkerem Maße als sonst möglich zu benutzen. Ein Sa'angreal ist ähnlich, doch ungleich stärker als ein Angreal. Relikt des Zeitalters der Legenden. Es ist nicht mehr bekannt, wie es angefertigt wurde.

Saidar, Saidin: siehe Wahre Quelle.

Saldaea: eines der Grenzlande. Im Wappen führt Saldaea drei silberne Fische auf dunkelblauem Feld.

Schäfer der Nacht: siehe Dunkler König.

Schattenfreunde: die Anhänger des Dunklen Königs. Sie

glauben, große Macht und andere Belohnungen zu empfangen, wenn er aus seinem Kerker befreit wird.

Schattenkrieg: auch als der Krieg um die Macht bekannt; mit ihm endet das Zeitalter der Legenden. Er begann kurz nach dem Versuch, den Dunklen König zu befreien, und erfaßte bald die ganze Welt. In einer Welt, die selbst die Erinnerung an den Krieg vergessen hatte, wurde nun der Krieg in allen seinen Formen wiederentdeckt. Er war besonders schrecklich, wo die Macht des Dunklen Königs die Welt berührte, und auch die Eine Macht wurde als Waffe verwendet. Der Krieg wurde beendet, als der Dunkle König wieder in seinen Kerker verbannt werden konnte.

Schattenlords: diejenigen Männer und Frauen, die der Einen Macht dienten und sie anwenden konnten, aber während der Trolloc-Kriege zum Schatten überliefen und die Trolloc-Streitkräfte kommandierten.

Schattenmänner: siehe Myrddraal.

Schicksalsgewebe: eine große Änderung im Muster eines Zeitalters, von einem oder mehreren Menschen ausgehend, die Ta'veren sind.

Schienar: eines der Grenzlande. Im Wappen von Schienar sieht man einen sich herabstürzenden schwarzen Falken.

Schufa: ein Kleidungsstück der Aiel, ein Tuch, gewöhnlich sand- oder felsfarben, das man um Kopf und Hals wickelt. Nur das Gesicht bleibt frei.

Schwarze Ajah: siehe Ajah.

Seherin: eine Frau, die in den Frauenzirkel ihres Dorfs berufen wird, weil sie die Fähigkeit des Heilens besitzt, das Wetter vorhersagen kann und auch sonst als kluge Frau anerkannt ist. Ihre Stellung fordert großes Verantwortungsbewußtsein und verleiht ihr viel

Autorität. Allgemein wird sie dem Bürgermeister gleichgestellt, in manchen Dörfern steht sie sogar über ihm. Im Gegensatz zum Bürgermeister wird sie auf Lebenszeit gewählt. Es ist äußerst selten, daß eine Seherin vor ihrem Tod aus ihrem Amt entfernt wird. Ihre Auseinandersetzungen mit dem Bürgermeister sind auch zur Tradition geworden (siehe auch Frauenzirkel).

Shadar Logoth: in der Alten Sprache ›der Ort, an dem der Schatten wartet‹. Eine seit den Trolloc-Kriegen verlassene und gemiedene Stadt. Wird auch ›Wartende Schatten‹ genannt.

Shai'tan: siehe Dunkler König.

Shayol Ghul: ein Berg im Versengten Land; dort befindet sich der Kerker, in dem der Dunkle König gefangengehalten wird.

Sheriam: eine Aes Sedai von den Blauen Ajah.

Sichtblender: siehe Dunkler König.

Spanne: Längenmaß; entspricht ungefähr zwei Schritten. Tausend Spannen ergeben eine Meile.

Sonnentag: ein weithin verbreitetes Mittsommerfest.

Stedding: eine Ogier-Enklave. Viele *Stedding* sind seit der Zerstörung der Welt verlassen worden. In Erzählungen und Legenden werden sie als Zufluchtsstätte bezeichnet, und das aus gutem Grund. Auf eine heute nicht mehr bekannte Weise wurden sie abgeschirmt, so daß in ihrem Bereich kein Aes Sedai die Eine Macht anwenden kann und nicht einmal eine Spur der Wahren Quelle wahrnimmt. Versuche, von außerhalb eines *Stedding* mit Hilfe der Einen Macht im Inneren einzugreifen, bleiben erfolglos. Kein Trolloc wird ohne Not ein *Stedding* betreten, und selbst ein Myrddraal betritt es nur, wenn er dazu gezwungen ist, und auch dann nur zögernd und mit

größtem Abscheu. Sogar echte Schattenfreunde fühlen sich in einem *Stedding* nicht wohl.

Stein von Tear: die Festung über der Stadt Tear. Man sagt, sie sei die erste Festung gewesen, die nach der Zeit des Wahns gebaut wurde. Manche behaupten sogar, sie sei *während* der Zeit des Wahns erbaut worden (siehe auch Tear).

Tallanvor, Martyn: Gardeleutnant aus der Leibgarde der Königin; wir treffen ihn in Caemlyn.

Ta'maral'ailen: in der Alten Sprache ›Schicksalsgewebe‹.

Tanreall, Artur Paendrag: siehe Falkenflügels Artur.

Tar Valon: eine Stadt auf einer Insel im Fluß Erinin. Mittelpunkt der Macht der Aes Sedai. Von hier aus regiert der Amyrlin-Sitz.

Ta'veren: eine Person im Zentrum des Gewebes von Lebenssträngen aus ihrer Umgebung, möglicherweise sogar *aller* Lebensstränge, die vom Rad der Zeit zu einem Schicksalsgewebe zusammengefügt wurden (siehe auch Muster eines Zeitalters).

Tear: ein großer Hafen am Meer der Stürme. Das Wappen von Tear zeigt drei weiße Halbmonde auf rot- und goldgemustertem Feld.

Telamon, Lews Therin: siehe auch Drache.

Thakan'dar: ein ewig von Nebel verhülltes Tal unterhalb des Shayol Ghul.

Tigraine (Tigrän): Als Tochter-Erbin von Andor heiratete sie Taringail Damodred und gebar seinen Sohn Galadedrid. Ihr Verschwinden im Jahr 972 NÄ, kurz nachdem ihr Bruder Luc in der Fäule verschwand, löste einen Kampf um ihre Nachfolge in Andor aus und verursachte die Geschehnisse in Cairhien, die schließlich zum Aiel-Krieg führten. Sie zeigte im Wappen eine

Frauenhand, die den Stiel einer Rose mit weißer Blüte umfaßt.

Tochter-Erbin: Titel der Erbin des Throns von Andor. Die älteste Tochter der Königin folgt ihrer Mutter auf den Thron. Sollte keine Tochter geboren werden oder am Leben sein, geht der Thron an die nächste Blutsverwandte der Königin über.

Trolloc-Kriege: eine Reihe von Kriegen, die etwa gegen 1000 NZ begannen und sich über mehr als 300 Jahre hinzogen. Trolloc-Heere verwüsteten die Welt. Schließlich aber wurden die Trollocs entweder getötet oder in die Große Fäule zurückgetrieben. Mehrere Staaten wurden im Rahmen dieser Kriege ausgelöscht oder entvölkert. Alle Aufzeichnungen aus dieser Zeit sind fragmentarisch (siehe auch Pakt der Zehn Nationen).

Trollocs: Kreaturen des Dunklen Königs, die er während des Schattenkriegs erschuf. Sie sind körperlich sehr groß und außerordentlich bösartig. Sie stellen eine hybride Kreuzung zwischen Tier und Mensch dar und töten aus purer Mordlust. Nur diejenigen, die selbst von den Trollocs gefürchtet werden, können diesen trauen. Trollocs sind schlau, hinterhältig und verräterisch. Sie essen alles, auch jede Art von Fleisch, das von Menschen und anderen Trollocs eingeschlossen. Da sie zum Teil von Menschen abstammen, sind sie zum Geschlechtsverkehr mit Menschen imstande, doch die meisten einer solchen Verbindung entspringenden Kinder werden entweder tot geboren oder sind kaum lebensfähig. Die Trollocs leben in stammesähnlichen Horden. Die wichtigsten davon heißen: Ahf'frait, Al'ghol, Bhan'sheen, Dha'vol, Dhai'mon, Dhjin'nen,

Ghar'ghael, Ghob'hlin, Gho'hlem, Ghraem'lan, Ko'bal und Kno'mon.

Tuatha'an: ein Nomadenvolk, auch als die Kesselflicker oder das Wandernde Volk bekannt. Sie wohnen in buntbemalten Wagen und folgen einer pazifistischen Weltanschauung, die sie den Weg des Blattes nennen. Die von den Kesselflickern reparierten Gegenstände sind häufig besser als vorher, aber viele Dörfer bleiben ihnen verschlossen, da Geschichten im Umlauf sind, sie stählen Kinder und verführten junge Leute, ihnen zu folgen.

Vater der Lügen: siehe Dunkler König.

Verlorenen, die: Name für die dreizehn der mächtigsten Aes Sedai, die es jemals gab, die während des Schattenkriegs zum Dunklen König überliefen, weil er ihnen dafür die Unsterblichkeit versprach. Sowohl Legenden wie auch fragmentarische Berichte stimmen darin überein, daß sie zusammen mit dem Dunklen König eingekerkert wurden, als dessen Gefängnis erneut versiegelt wurde. Ihre Namen werden heute noch gebraucht, um Kinder zu erschrecken.

Versengte Land: verwüsteter Landstrich in der Umgebung des Shayol Ghul, jenseits der Großen Fäule.

Wahre Quelle: die treibende Kraft des Universums, die das Rad der Zeit antreibt. Sie teilt sich in eine männliche *(Saidin)* und eine weibliche Hälfte *(Saidar)*, die gleichzeitig miteinander und gegeneinander arbeiten. Nur ein Mann kann von *Saidin* Energie beziehen und nur eine Frau von *Saidar*. Seit dem Beginn der Zeit des Wahns ist *Saidin* von der Hand des Dunklen Königs gezeichnet (siehe auch Eine Macht).

Wanderndes Volk: siehe Tuatha'an.

Weiße Ajah: siehe Ajah.

Weiße Burg: der Palast des Amyrlin-Sitzes in Tar Valon.

Weißmäntel: siehe Kinder des Lichts.

Wiedergeborener Drache: Nach der Prophezeiung und der Legende wird der Drache dann wiedergeboren werden, wenn die Menschheit in größter Not ist und er die Welt retten muß. Das ist nichts, worauf sich die Menschen freuen, denn die Prophezeiung sagt, daß die Wiedergeburt des Drachen zu einer neuen Zerstörung der Welt führen wird, und außerdem erschrecken die Menschen beim Gedanken an Lews Therin Brudermörder, den Drachen, auch wenn er schon mehr als dreitausend Jahre tot ist (siehe auch Drache).

Wilde Jagd nach dem Horn: ein Zyklus von Erzählungen über die legendäre Suche nach dem Horn von Valere in den Jahren zwischen dem Ende der Trolloc-Kriege und dem Beginn des Hundertjährigen Kriegs. Um sie vollständig zu erzählen, benötigt man viele Tage.

Zeit des Wahns: siehe Zerstörung der Welt.

Zeitalter der Legenden: das Zeitalter, welches von dem Krieg des Schattens und der Zerstörung der Welt beendet wurde. Eine Zeit, in der die Aes Sedai Wunder vollbringen konnten, von denen man heute nur träumen kann (siehe auch: Rad der Zeit).

Zerstörung der Welt: Als Lews Therin Telamon und die Hundert Gefährten das Gefängnis des Dunklen Königs wieder versiegelten, fiel durch den Gegenangriff ein Schatten auf die *Saidin*. Schließlich verfiel jeder männliche Aes Sedai auf schreckliche Art dem Wahnsinn. In ihrem Wahn veränderten diese Männer, die die Eine Macht in einem heute unvorstellbaren Maße beherrschten, die Oberfläche der Erde. Sie riefen

furchtbare Erdbeben hervor, Gebirgszüge wurden eingeebnet, neue Berge erhoben sich, wo sich Meere befunden hatten, entstand Festland, und an anderen Stellen drang der Ozean in bewohnte Länder ein. Viele Teile der Welt wurden vollständig entvölkert und die Überlebenden wie Staub vom Wind zerstreut. Diese Zerstörung wird in Geschichten, Legenden und Geschichtsbüchern als die Zerstörung der Welt bezeichnet (siehe auch Hundert Gefährten).

Zweifler: ein Orden innerhalb der Gemeinschaft der Kinder des Lichts. Sie sehen ihre Aufgabe darin, die Wahrheit im Wortstreit zu erkennen und Schattenfreunde zu entdecken. Ihre Suche nach der Wahrheit und dem Licht, so wie sie die Dinge sehen, wird noch eifriger betrieben, als das bei den Kindern des Lichts allgemein üblich ist. Ihre normale Befragungsmethode ist die Folter, wobei sie der Auffassung sind, daß sie selbst die Wahrheit bereits kennen und ihre Opfer nur dazu bringen müssen, sie zu gestehen. Die Zweifler bezeichnen sich als die Hand des Lichts und verhalten sich gelegentlich so, als seien sie völlig unabhängig von den Kindern und dem Rat der Gesalbten, der die Gemeinschaft leitet. Das Oberhaupt der Zweifler ist der Hochinquisitor, der einen Sitz im Rat der Gesalbten hat.

Zweiter Pakt: siehe Pakt der Zehn Nationen.